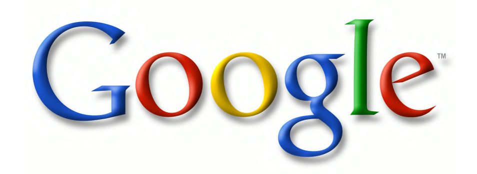
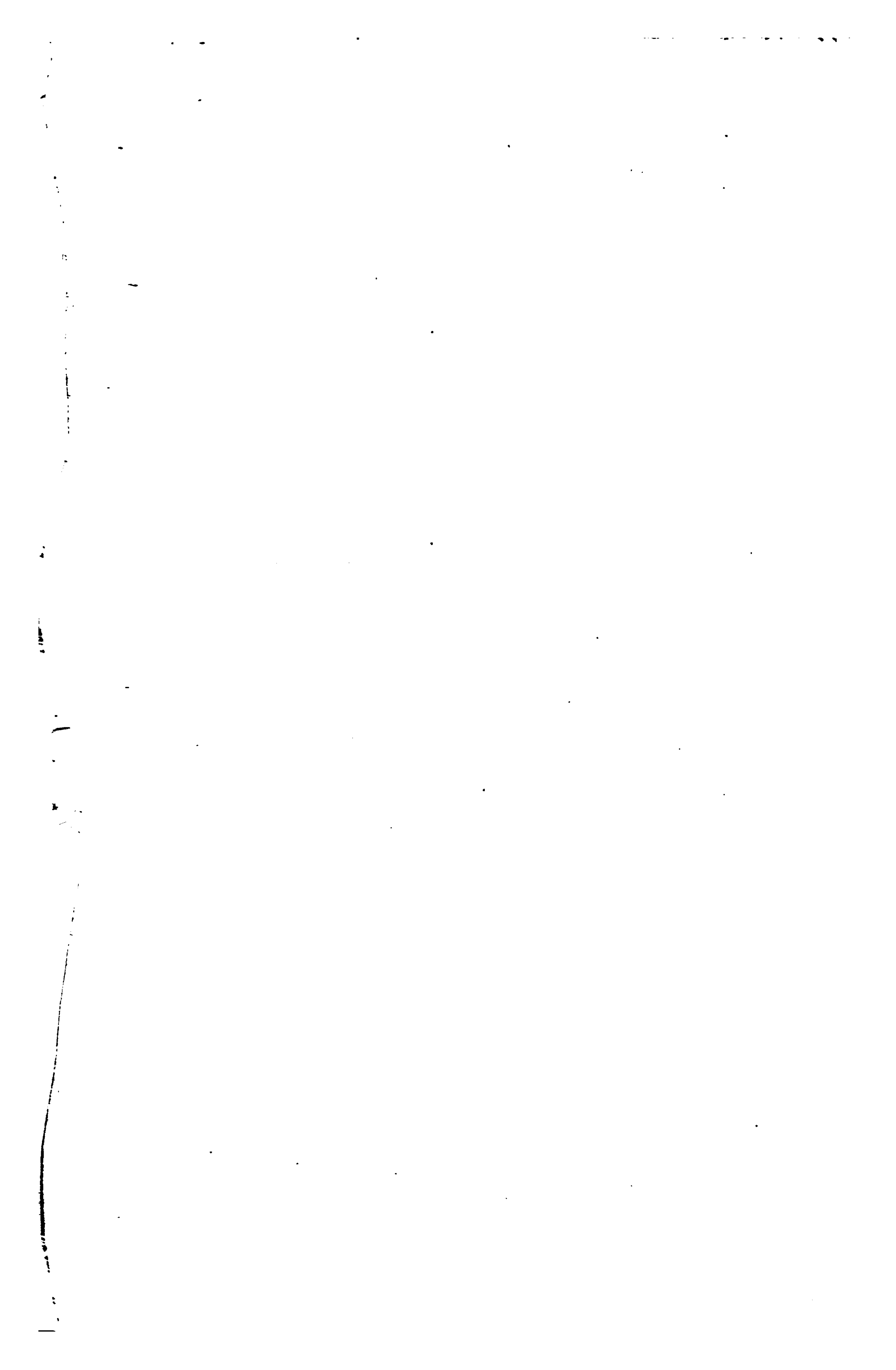




Bilder

aus dem

KAUKASUS.

Neue Studien zur Kenntnis Kaukasiens.

Von

C. von Hahn,

Professor am I. Gymnasium zu Tiflis.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1900.

Ihrer Kaiserlichen Hoheit

der Frau Großherzogin

Anastasia Michailowna

von Mecklenburg-Schwerin,

Großfürstin von Rußland

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

Kaiserliche Hoheit!

„Aller guten Dinge sind drei," sagt das Sprichwort. Das dritte Büchlein über den Kaukasus lege ich hiemit Eurer Kaiserlichen Hoheit ehrfurchtsvoll vor. Ob die drei Werkchen gut sind, darüber freilich mufs die Kritik entscheiden; an Lust und Liebe zur Sache und am guten Willen, das Beste zu bieten, hat es meinerseits wahrlich nicht gefehlt; aber wie oft bleibt das Können hinter dem Wollen zurück. — Mehr als 25 Jahre habe ich nun meine Mufse dem Studium des Kaukasus gewidmet und will mit Gottes Hilfe solches bis ans Ende meines Lebens meine Aufgabe sein lassen. Wenn ich mir auch sagen mufs, dafs ein Menschenleben lange nicht ausreicht, um die ungemein interessanten, reichen und mannigfaltigen Stoffe, welche das herrliche Land darbietet, auch nur einigermafsen zu bewältigen, so ist es doch ein süfses Bewufstsein, ein kleines Scherflein zur

Kenntnis desselben beigetragen und einige Augenblicksbilder mit ihren Licht- und Schattenseiten für die kommenden Geschlechter fixiert zu haben.

Eure Kaiserliche Hoheit aber bitte ich ehrfurchtsvoll, auch diesen neuen Boten aus Höchst Ihrer Heimat huldvoll und in Gnaden aufzunehmen, diesen Boten, der die Kunde bringt, dafs, was die Menschen anbelangt, so manches im Lauf der Zeiten anders geworden, dafs aber die ewig junge und grofsartige Natur des Kaukasus ihre bezaubernden Reize nicht verloren hat und sich jedem Freunde derselben in immer neuer Schönheit aufthut.

Tiflis im Januar 1900.

Inhaltsverzeichnis.

Berichtigungen.

Seite		Zeile		von		lies:	
Seite	24	Zeile	8	von	oben	lies:	Adai-Choch.
„	35	„	10	„	unten	„	achschemar.
„	62	„	4	„	oben	„	Pschawien.
„	66	„	8	„	„	„	Aragwathal.
„	69	„	5	„	unten	„	chewsurische.
„	74	„	9	„	„	„	Dschwari.
„	87	„	9	„	oben	„	Tschetschnaja.
„	88	„	13	„	„	„	
„	98	„	2	„	unten	„	Katschkaliken.
„	99	„	8	„	„	„	Argun.
„	103	Anm. 1 Zeile 3				„	tatarisch: basch.
„	117	Zeile	10	von	oben	„	Das Hauptfest findet am 5. resp. 17. Juli statt.
„	119	„	4	„	unten	„	mehr vorhanden.
„	124	„	15	„	oben	„	Tabak, Reis, Hirse.
„	140	„	1	„	„	„	Balagadar-Schlucht.
„	145	„	5	„	unten	„	Adjerbeidschener.
„	165	„	7	„	„	„	im Daghestan.
„	168	„	6	„	„	„	Sklavinnen.
„	180	„	8	„	oben	„	Zivi-Gebirgszugs.
„	212	„	10	„	„	„	so gilt es.
„	215	„	3	„	unten	„	Nischa.
„	216	„	7	„	„	„	obgleich auch andere Chati kriegerische Geltung haben.
„	217	„	14	„	„	„	Morigi.
„	224	„	9	„	oben	„	und deren Kleidern.
„	252	„	6	„	unten	„	Die Chanate.
„	253	„	10	„	oben	„	mit den Heeren.
„	258	„	3	„	„	„	der Meeresbrandung vergleichbar.
„	262	„	6	„	„	„	denn als einen Gegenstand.

I.

Reise in die Thäler des Tschorók, Uruch und Ardon. (Sommer 1896.)

I.

Noch nie hatte ich meine Sommerreise in die kaukasischen Berge so spät unternommen, wie in diesem Jahr. Dafs verschiedene Umstände dieselbe so lange hinausschoben, war mein Glück. Denn im Gebirge hatten sich in dem zwar milden, aber sehr schneereichen Winter 1895/96 ganz unglaubliche Massen Schnees angesammelt, dazu war im Frühjahr noch reichlicher Schneefall getreten, so dafs die heifse Sonne des Juni und Juli dieselben nicht bewältigen konnte. Als ich am 20./21. Juli a. St. die grusinische Heerstrafse passierte, bemerkte ich bei der Station Kobi am Fufse des Passes in etwa 6600′ Höhe noch kolossale Reste alten Schnees, welche für Hochtouren nichts Gutes versprachen. Einen Monat früher wären also wohl Pässe, die wir jetzt, allerdings mit einigen Hindernissen, aber doch siegreich passierten, kaum zugänglich gewesen.

Das Ziel meiner Reise war der Nordabhang des centralen Kaukasus vom Dych-Tau bis zum Adai-Choch oder die Thäler des Tschorók, Uruch und Ardon. Bei günstigen Bedingungen hoffte ich auch noch die anderen mehr öst-

lichen linksseitigen Zuflüsse des Terek kennen zu lernen. Der allgemeine Charakter der Zuflüsse des Terek, welcher sie in der Ebene in sein breites Bett aufnimmt, ähnelt dem des Hauptstromes mehr oder weniger. Schon im Oberlauf sehr wasserreich und unbändig wild, sind sie in enge, von hoch ragenden Felsen und schneebedeckten Bergen umstandene Thäler eingebettet, an deren steilen Abhängen selten eine üppigere Vegetation zu erblicken ist. Mit unheimlichem Getöse wälzen sie in starkem Gefäll in zahlreichen Katarakten und Kaskaden die eisig kalten Gewässer der Ebene zu. Nachdem sie diese erreicht, scheinen sie all ihre wilde Kraft verschwendet zu haben und ziehen nun ruhiger, oftmals in viele Arme sich teilend, durch die üppig grünen Auen der Steppe. Die Thalsohle des Oberlaufes ist fast allenthalben so eng, dafs Fufspfade ebenso wie die seltenen Fahrwege sich längs der steilen Abhänge hinschlängeln, oftmals zu beträchtlicher Höhe über schwindelnden Abgründen ansteigend. Da, wo die Felsen senkrecht ansteigen oder gar überhangen, sind die Pfade in das Gestein eingemeifselt und durch kleine Tunnels geführt. Diese Thäler, welche durch hohe, schwer zu übersteigende Grate von einander getrennt sind, werden von verschiedenen Völkerschaften bewohnt: im Ober- und Mittellauf des Tschorók ist das Land der Bolkaren, eines Zweiges der Bergtataren; das Thal des Uruch und seiner Nebenflüsse bewohnen die Digoren; am Ardon dagegen leben die ihnen stammverwandten Osseten. Da diese Thäler alle sehr geringe natürliche Hülfsmittel für den Lebensunterhalt ihrer Bewohner bieten und ein rauhes Klima haben, so liegt die Vermutung nahe, dafs die jetzigen Anwohner nur durch äufserste Not gezwungen, sich in dieselben geflüchtet haben und dort sozusagen wider Willen ansässig geworden sind. Am Ardon

mag dabei noch der Umstand mafsgebend gewesen sein, dafs dessen Thal neben dem des Terek einen wichtigen Durchgangspunkt vom Nordkausasus nach Transkaukasien bildete, welcher dem Besitzer dieses leicht zu verteidigenden Schlüssels zu dem reichen Kolchis ein gutes Einkommen in Gestalt von Abgaben der Durchreisenden sicherte.

Das kleine Städtchen Naltschick, in dessen Klub wir ein billiges und gutes Unterkommen fanden, war der Ausgangspunkt unserer aus drei Mann bestehenden Expedition. Ich habe die Absicht, dieselbe dieses Mal möglichst nach Tagereisen zu beschreiben, nicht ohne da und dort Ausflüge in das Gebiet der Ethnographie, Linguistik, Botanik etc. zu machen. Diese Zweige der Wissenschaft, in welchen ich mir übrigens meiner Schwachheit als Dilettant völlig bewufst bin, nehmen auf meinen Reisen stets mein volles Interesse in Anspruch. Ein streng wissenschaftliches und specielles Eingehen auf dieselben würde auch die kurze Zeit, die mir für solche Reisen zu Gebote steht, nicht gestatten.

Mit guten Papieren vom Kreischef in liebenswürdigster Weise versehen, machten wir uns am 23. Juli a. St. auf den Weg. Durch die breiten, lang gestreckten Strafsen des Orts ging's hinunter zum Naltschickflufs, in dessen Wasser der Wagen bei der Überfahrt bis über die Achsen eintauchte. Nach S. und S.W. winken uns hier schön bewaldete Berge in weichen Konturen, hinter uns dehnt sich unabsehbar die Steppe. An einem kabardinischen Dorfe vorbei gelangen wir auf ein parkähnliches Terrain, wo Felder, Buschpartien, gröfsere und kleinere Baumgruppen und Heuschläge miteinander abwechseln. Die Felder sind sorgfältig durch Flechtwerk vor dem Eindringen des Viehes geschützt. Die Hauptvertreter der Baumwelt sind hier

wilde Birn- und Apfelbäume, Erle, Weide und Wegdorn, unter dem Buschwerk herrscht die Haselnufs vor, seltener der Weifsdorn und die Kornelkirsche. Wilder Hopfen durchschlingt vielfach das Gebüsch. Kräftige, blütenreiche Exemplare verschiedener Malvaceen, allerlei Stachys, Campanula, Epilobium, Thymus, Valeriana, Inula, Scabiosa etc. bilden den farbenreichen Untergrund, auf welchem Strauch und Baum sich um so effektvoller abheben. In den kleinen Schluchten, welche das Terrain durchqueren, fliefsen träge Bächlein, stellenweise kleine Sümpfe bildend. Dort haben sich neben dem Schilfrohr Mentha, Sambucus nigra, Hippophae rhamnoides, Tussilago farfara, Heracleum und verschiedene Arten von Sumpfgras und Binsen angesiedelt. Diese Gegend ist ein dankbares Jagdgebiet. Das Wildschwein, der Hirsch und Hase hausen hier, von der Vogelwelt sind Fasanen und Feldhühner zahlreich vertreten. Mehr und mehr verschwindet der Charakter der Steppe, das Terrain wird hügelig, es beginnen tief eingeschnittene Schluchten und Thäler. In der Tiefe links thut sich das breite Thal des Tschorók auf, der sich hier in viele inselbildende Arme teilt. Auf seinem linken Ufer zieht sich in langen Häuserreihen der kabardinische Aul Doguschotowa hin. Hinter dem breiten Thal steigen staffelartig drei bewaldete Bergketten auf; bald treten auch rechts die Berge näher heran. Schönes Wiesen- und Ackerland erstreckt sich links und rechts vom Wege. Die Heuernte hat eben begonnen. Im Schweifs des Angesichts arbeiten die Schnitter unter den glühenden Strahlen der Julisonne. Die vorherrschende Getreideart — die Hirse — ist noch nicht zur Reife gelangt, die schon gut entwickelten überhängenden Rispen wiegen sich, vom leichten Winde bewegt, auf den saftgrünen Schäften. Allmählich tritt der Flufs näher an

den Fahrweg heran, welcher nur kurz vor Kaschka-tau hoch hinaufsteigt zu den Kalkfelsen, in deren Schluchten seitwärts spärlicher Wald wächst, während sie im übrigen ziemlich kahl dreinschauen. Nach etwa sechsstündiger langsamer Fahrt sind wir in Kaschka-tau, dem nördlichsten Vorposten des Bolkaren-Landes, oder, wie der amtliche Ausdruck lautet, der „bolkarischen Gesellschaft“. Wir steigen in der Kanzlei ab, wo wir sogleich auf Kosten der Gemeinde mit Thee bewirtet werden. Diese schöne Sitte herrscht in ganz Bolkarien Als sich die Kunde verbreitete, dafs einer meiner Reisegefährten ein Doktor sei und dafs wir einige Medikamente mit uns führten, kamen die Leute von allen Seiten herbeigelaufen und wollten verschiedene Arzneimittel gegen allerlei Gebresten haben. Namentlich meldeten sich hier und auch später höher im Gebirge viele Fieberkranke. Das Fieber in der herrlichen Gebirgsluft steht mit den schroffen Übergängen der Temperatur und damit in Verbindung, dafs die Leute vielfach auf der blofsen Erde schlafen. Kaschka-tau liegt am Fufse des zwischen dem Quellengebiet des Naltschick-Flusses und dem Tschorók von S.W. nach N.O. sich erstreckenden, bedeutenden Gebirgszuges Kaschka-tau. Seinem Südabhang entlang tobt der wilde Tschorók-Tschacho, welcher etwa 5 Werst oberhalb des Auls sein grünlich-weifses Gewässer mit dem Tschorók vereinigt. Dieser Tschorók-Tschacho heifst in seinem Oberlauf Urwan und kommt vom gröfsten Gletscher des Kaukasusgebirges, dem Besingi. Er durchfliefst auf seinem etwa 75 Werst langen Lauf zwei Gesellschaften der Bergtataren, Besingi und Chulam. Es ist das wildeste Wasser, das ich im Kaukasus gesehen. Weithin ist sein Tosen hörbar; der auch ziemlich lebhafte Tschorók verstummt gänzlich vor demselben. An der Stelle, wo er

unseren Weg durchkreuzt und überbrückt ist, stürzt er sich mit unbändiger Kraft in starkem Gefäll unter der Brücke durch, sich wild aufbäumend an den mitten im Bette liegenden gewaltigen Felsblöcken. Man sollte denken, er müsse in seiner dämonischen Gewalt auch diese fortwälzen und die Erlen, die sein Ufer hier besäumen, mitsamt den Wurzeln ausreifsen; aber beide stehen zu fest, seine Riesenkraft reicht doch nicht aus. Über smaragdgrüne Wiesen in mäfsig breiter Thalsohle führt der Weg auf dem linken Ufer des Tschorók. Drüben zieht parallel dem Flufs das bewaldete Gebirge Gedmyschcha dahin, während uns zur Rechten weniger hohe, waldreiche Berge und Hügel begleiten, von Zeit zu Zeit einen Einblick in hübsche enge Schluchten eröffnend, aus denen wilde Bäche hervorkommen. Nachdem wir den grofsen Wildbach Kara-Ssu überschritten, führt uns eine Brücke auf das rechte Ufer des Tschorók, und vor uns erglänzt mitten im Walde der geheimnisvolle See Zirik-Gel-Schirigana (Langseite ca. 300 Schritt bei einer Breite von ca. 150 Schritt). In seiner Nähe befinden sich noch zwei andere, kleinere Seen. In einen derselben soll einmal vor vielen Jahren sich eine ganze Schafherde gestürzt haben und elend umgekommen sein. Von Zeit zu Zeit steigt Wolle aus dem Wasser auf. Nicht geheuer ist es da. Im Winter besonders hört man von dort ein unheimliches Brüllen und Donnern, welches das Volk sich nicht erklären kann. Die Ursache mag in dem Bersten des Eises liegen. Wir kamen noch gerade zur rechten Zeit an, um uns an dem dunkelblauen Wasser des Sees zu ergötzen, in welchem sich Bäume und Buschwerk, sowie die grotesken Felspartien der Umgebung spiegelten. Schon fielen schwere Tropfen nieder. Nach kurzer Zeit entlud sich über uns ein Gewitter, die von allen Seiten zum See

eilenden Bächlein trübten das Wasser, so dafs es eine schmutzig-gelbe Farbe annahm. Unser Zelt war schnell aufgeschlagen und wir wenigstens vor dem Regen geschützt. Aber mit dem Feueranmachen sah es faul aus. Das nasse Holz wollte nicht brennen, und wenn das Feuer ein wenig angefacht war, so löschte es der Regen wieder aus. Endlich versuchten wir's im Zelt, wo es auch zuletzt gelang. — Von Kaschka-tau waren wir etwa 15 Werst entfernt, bis zum nächsten Dorf in Bolkarien blieben wenigstens 20 Werst übrig. Schon brach die Nacht ein, so dafs wir nicht weiter konnten. So brachten wir die Nacht am See zu, welcher starke Schwefeldünste auszuhauchen begann. Was uns sehr in Staunen setzte, war die völlige Abwesenheit von Fröschen, auf deren melodisches Quaken wir uns gefafst gemacht hatten. Es sollen in dem See grofse Lachsforellen gefangen werden, ich vermochte aber von Fischen keine Spur zu entdecken. Als sich am anderen Morgen das Wasser wieder geklärt hatte, konnte ich von lebenden Wesen nur einige kleine Krebse bemerken. Brotkrümchen und Fleischstückchen, die ich weit in den See hineinwarf, fanden keine Liebhaber und blieben unberührt. Ebenso wie im See wenig Leben zu sein scheint, ist es auch im Wald ringsherum sehr still; am Morgen ertönte nicht der liebliche Gesang der Vögel. Vermutlich läfst das zahlreiche Raubzeug sie nicht aufkommen.

Vom See aus mufste die Reise zu Pferd fortgesetzt werden. Wir hatten uns die Reitpferde von Kaschka-tau mitgebracht, da in dieser Gegend kein Aul sich vorfindet. Das Thal ist zu eng und die Natur zu wild für menschliche Niederlassungen. Es war ein feuchter, kühler Morgen; träge zogen die Nebel an den bewaldeten Abhängen hin und setzten sich immer mehr herab, gutes Wetter verheifsend.

Nach Süden hin klärte sich der Horizont etwas auf, es zeigte sich, die enge Schlucht abschliefsend, die weifse Spitze eines bolkarischen Schneebergs. Im schönen Laubwald mit herrlichen Felspartien, auf welchen Bäume, Buschwerk und Farnkräuter sich zu effektvollen Gruppen vereinigen, schlängelt sich die schmale Strafse hin, für die kleinen zweiräderigen Arben, d. i. primitive Fuhrwerke der Bolkaren, passierbar. Wir halten uns zunächst in mäfsiger Höhe auf dem rechten Ufer des Flusses, der zwischen malerischen Ufern dahinbraust, beschattet von den überhängenden Zweigen der Bäume. Bald wird die Schlucht auf einer Strecke von mehr als 5 Werst so eng, dafs die senkrecht ansteigenden Felsen der beiden Ufer kaum 10 Faden von einander entfernt sind. Es ist Kalkgestein, aus welchem uns da und dort unheimliche Höhlen, dem Menschen nicht zugänglich, entgegengähnen. Auf den Vorsprüngen und Terrassen der Felsen wachsen Bäume und gedeihen in geschützter Lage im feuchtwarmen Klima vortrefflich. Die seit einigen Jahren mit grofser Kunst in den Felsen eingemeifselte Strafse bietet eine ganze Menge der wunderbarsten Partien, immer eine schöner als die andere. Es ist die Schlucht Kisgi-Tschirt, das schönste, was ich bis jetzt im Kaukasus gesehen. In derselben entquellen an mehreren Stellen sehr heilsame Schwefelwässer der Erde. Vielfach hängen die Felsen mehrere hundert Fufs hoch über, stellenweise ist das Gestein in kleinen Tunnels durchbrochen. Drunten in schwindelnder Tiefe rauscht der Strom, sich mit Mühe zwischen den einander nahestehenden Felsen durchdrängend. Es ist hier eine seltene Vereinigung des Lieblichen mit dem Grausigen, von lebloser Starrheit mit frischem, grünendem Leben. Der alte Weg, oder besser gesagt Pfad, der einst auf dem linken Ufer hinführte und

dessen Spuren noch zu sehen sind, ist auf grofse Strecken abgerutscht. Er wäre für uns kaum passierbar gewesen; dort mufsten wir jeden Augenblick riskieren, in den Abgrund zu stürzen. Endlich macht der Flufs eine Wendung, das Thal erweitert sich, der Wald hört auf, das Gebüsch wird niedriger und spärlicher und hört endlich ganz auf. An den steilen Abhängen von hoch ragenden Felsen gekrönt, thun sich Alpenwiesen hervor, auf welchen muntere Ziegen auf- und abklettern. Bald beginnt auch Ackerland; wo es nur möglich ist an den steilen Halden, zwingt der Mensch dem Erdreich die kümmerlichen Nahrungsmittel ab. Gerste und Hafer, seltener Weizen, wird hier gebaut. Wir setzen über den Tschorók auf schwankender Brücke. Die ersten Aule von Bolkarien kommen in Sicht. Es sind ihrer über 20 mit etwa 1000 Höfen in der etwas erweiterten Thalsohle, wo der Tschorók von rechts und links einige kleine Zuflüsse aufnimmt, auf einen Raum von kaum 5 Quadratwerst eng mit einander gruppiert. Die bedeutendsten sind Kunim und Schkanti. Der bolkarische Fürst[1] A., welcher uns seit Kaschka-tau begleitete, führt uns in das Haus des Dorfältesten von Kunim, welches hoch oben über dem Aule liegt. Ein freundliches, sauberes Nebengebäude mit Vorplatz und Veranda, mit grofsem Zimmer nebst Vorzimmer nimmt uns auf. An den Wänden sind als Jagdtrophäen wohl ein Dutzend ungegerbter Thurfelle aufgehängt. Ein Tisch, zwei Betten und einige Wiener Stühle machen das Ameublement des Zimmers aus. Das Haus war, wie alle Häuser in Bolkarien, aus Granitfeldsteinen und Schieferplatten gefügt, ausnahmsweise auf der

---

[1] Diesen imponierenden Titel, bolkarisch „Tau-bil“, führte ein Mann, der eher einem Bettler glich. Die einst sehr angesehene Familie ist gänzlich verarmt, scheint übrigens nie grofse Güter besessen zu haben.

Vorderseite auch von aufsen mit Kalkstuck beworfen und weifs getüncht. Gewöhnlich ist blofs die Innenseite mit Stuck bekleidet. Das flache Dach besteht aus einer festgestampften Masse, welche auf Balken und darüber gelegten Platten und Zweigen ruht. Kaum hatten wir uns in unserer Wohnung niedergelassen, als auch schon eine Menge neugierigen Volks erschien, um die Ankömmlinge anzugaffen. Die Zudringlichen wurden zurückgewiesen, aber vor dem Hause sammelte sich immer mehr Volks an, welches eine sehr lebhafte Unterhaltung führte. Ganz im Gegensatz zu den weichen Lauten der adjerbeidschanschen Tataren in Transkaukasien hat die Sprache der Bergtataren etwas ungemein kreischendes und in die Ohren schneidendes. Die heiseren, gutturalen Laute, mit grofser Anstrengung hervorgestofsen, klingen nicht angenehm.

Rauh und roh, wie ihre Sprache, sind auch die Leute; ebenso rauh ist die Natur, welche den Bewohnern kaum den nötigen Unterhalt gewährt. Die wenigen bebaubaren Flächen in der Nähe der Dörfer sind zwar sorgfältig angepflanzt, aber das Land kann die Bevölkerung nicht ernähren. Zudem befindet sich dasselbe im Besitz einiger sogenannter Fürsten, welche es an die Bauern verpachten und dafür zwei Fünftel des Ertrags in Anspruch nehmen. Neben dem Landbau ist die Hauptbeschäftigung Vieh- und Pferdezucht, daneben werden Sättel, Burken und Tuche gefertigt. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft sind die wenigen früher verhältnismäfsig wohlhabenden Familien gänzlich verarmt. Der Fürst A. fragte uns allen Ernstes, ob der neue Kaiser nicht die Leibeigenschaft wieder einführen und dadurch die Lage der bolkarischen Fürsten erträglicher machen würde. Die Leute sind wirklich zu bedauern, denn, wie sie selbst sagen, „aufser Steinen“ haben sie nichts.

Sie baten mich, an mafsgebender Stelle für sie ein Wort einzulegen, dafs man ihnen irgendwo in der Ebene Land anweise. Über kurz oder lang wird die Regierung sich dazu verstehen müssen.

Einen ausgesprochenen Typus haben diese Bolkaren ebensowenig, wie die anderen Bergtataren am Baksan, Tschegem und Urwan. Zwar sieht man da und dort Gesichter, welche auf türkische Abstammung hinweisen, daneben fallen aber auch eine Menge anderer Typen auf, nicht selten ist der semitische Typus. Von Wuchs sind die Bolkaren mittelgrofs, trotz der kärglichen Nahrung haben sie eine kräftige Konstitution. Die Hautfarbe ist dunkel, das Haar vorwiegend schwarz, die Augen ebenfalls dunkel, der Bartwuchs spärlich. Über Abstammung und Herkunft können die Bolkaren keine Auskunft geben, vielleicht ist ihre Namensähnlichkeit mit den Bolgaren, welche einst an der Wolga ein grofses Reich besafsen, doch nicht blofs zufällig. Einige Familiennamen weisen auf fremde Elemente hin, z. B. Schachanow, d. i. König von Ani, der Hauptstadt des armenischen Reichs, Schanokow, was „der Fremde" bedeutet und andere. Sogar Römer sollen hier gewesen sein; wenigstens zeigte man uns einen sogenannten „Römerthurm". Solch ein miserables Bauwerk hätten aber die Römer niemals aufgeführt. Sie sind auch gewifs nie hier gewesen, und der ganze „Römerturm" ist vielleicht auf den schlechten Witz eines Touristen zurückzuführen. Woher sollten auch die Bolkaren etwas von den Römern wissen?! Es kostete mich überhaupt grofse Mühe, etwas aus den Leuten herauszubringen. Man verwies mich an die ältesten Leute im Dorf, welche in grofsen Ehren und im Geruch besonderer Weisheit stehen. Ihrer zehn oder mehr kamen in Festtagskleidern mit dem Turban auf dem Haupt an-

gerückt. Auf alle Fragen antworteten sie: „Das weiſs der Effendi". Der Effendi kam, er wuſste aber auch nichts. Abgeschlossen von jeglicher Kultur, scheint dieser kleine Volksstamm gänzlich zu versumpfen und keinerlei geistiges Interesse zu haben, was auch daraus hervorgeht, daſs unter hundert kaum einer der russischen Sprache mächtig ist. Über die Frage, welche mich so sehr interessierte, ob in der Volkserinnerung nicht irgend eine Überlieferung sich erhalten habe, daſs hier in alten Zeiten Juden gewohnt haben, fand ich keinerlei Aufklärung. Das einzige, was man mir erzählen konnte, war, daſs zur Zeit der Groſsväter hier eine schreckliche Pest geherrscht habe und daſs damals ganze Dörfer ausgestorben seien. Das war zu der Zeit, fügten sie hinzu, als noch keine Russen hier waren. Noch eine andere Überlieferung dauert im Volksmunde fort von den groſsen Helden (Narten): Kaisin und Beg Mursa. Das waren starke und tapfere Menschen, welche allein vom ganzen Volk sich in die Ebene wagten und manchen Strauſs mit den „Abreken" ausfochten. Wir ziehen daraus den Schluſs, daſs die Bewohner der Ebene, wahrscheinlich die Kabardiner, dieses Bergvolk in groſsem Respekt hielten. Daſs aber bei aller Abgeschlossenheit des Tschorókthals doch Beziehungen zwischen Bolkaren und Kabardinern statthatten, darauf weisen manche Gebräuche und die Festgewänder der Frauen hin, welche die kabardinische Tracht treulich kopieren.

Es dauerte nicht lange, so wurde uns von einer Menge dienstfertiger Hände das Mittagsmahl aufgetragen. Dasselbe bestand aus Thee mit Schafkäse und einem Gebäck aus schwerem Mehl; darauf folgte eine Hammelkeule, dann Schaffleisch mit einer aus saurer Milch mit Knoblauch und pikanten Gräsern bereiteten Sauce, dann der Kopf des

Schafs mit dem Gehirn, zuletzt eine kräftige Fleischbrühe, in welcher das Schaf gekocht worden war. Diese wurde aus Holzschalen getrunken. Zum Nachtisch wurde noch Kefir gebracht, welcher uns als ungemein erfrischender Trank in den nächsten acht Tagen in Bolkarien und Digorien überall gereicht wurde[1]. Unser Fürst, dem so etwas wohl selten passiert, sprach der Mahlzeit wacker zu und suchte durch häufiges Rülpsen sein Wohlbehagen auszudrücken. Ob die Etikette in Bolkarien das Rülpsen vom Gaste verlangt, ebenso wie in Persien, konnte ich nicht erfahren. Neben unserm Tische safsen, um einen niedrigen Tisch auf den Boden gekauert, einige „Honoratioren", welche sich das von unsrer Mahlzeit Abgetragene eifrig zu Gemüte führten. Es war unterdessen spät Abend geworden und deshalb wurden nach vollendeter Mahlzeit die Betten aufgemacht, die an der Wand hängenden Thurhäute wurden auf dem Boden ausgebreitet und Matratzen darauf gelegt. Darauf kleidete man uns in Gegenwart des „geehrten Publikums" feierlich aus, legte uns in die Betten und hülfreiche Hände deckten uns zu. Da uns wider Erwarten keine Insekten belästigten, so versanken wir bald in tiefen, erquickenden Schlaf.

Wir wollten andern Tags in der Frische des Morgens den gröfsten Teil unsres Tagemarsches vollenden. Die klaren Konturen der nächsten Schneegipfel, namentlich des uns gegenüber liegenden respektabeln Schkanti-baschi-kaja

---

[1] Der „Kefir", tatarisch „Airan", der in neuerer Zeit auch in Deutschland an vielen Stellen zu Heilzwecken verwendet wird, schmeckt etwa wie eine gut gequirlte saure Milch. Das schmackhafte Getränk wird in Schläuchen hergestellt, in welchen die sogenannten Kefirpilze liegen. Die darauf gegossene frische Milch kommt durch die Pilze und durch Schütteln in Gärung und wird so genossen. Wie sich die Pilze bilden und wie sie sich vermehren, ist noch eine offene Frage.

(basch = Kopf; kaja = Berg) verhiefsen uns gutes Wetter, aber auch heifsen Sonnenbrand. Aber so schnell sollte es nicht gehen. Zuerst mufste die offizielle Abfütterung von gestern wiederholt werden, Menu und Ceremoniell waren die gleichen wie gestern. Dann wurden wir aufgefordert, der Tochter des Hauses unsre Aufwartung zu machen. Sie hatte sich in ihr kabardinisches Prachtkleid geworfen und empfing uns in einer sauberen Stube, an deren Wänden ihre verschiedenen Staatskleider hingen. Sie sollte sich nächstens mit einem angesehenen Digoren der Familie Tuganow verheiraten, und so mögen jene Kleider wohl ein Teil der Aussteuer gewesen sein. Nichts weniger als schön, aber gut geschminkt, reichte uns die junge Dame die Hand, worauf wir uns in angemessener Entfernung niedersetzten, um ihrem Spiel auf der Ziehharmonika zuzuhören. Zum Schlufs tanzte sie uns mit ihrer Freundin etwas vor. Dafs der Tanz schön und die Bewegungen graziös gewesen wären, kann man nicht sagen.

Unterdessen tönte das Geschrei der Pferdebesitzer an unser Ohr, welche draufsen sich hin und her zankten. Von den Pferden selbst war aber noch keine Spur zu sehen. Erst nach energischem Appell an den Gehülfen des abwesenden Starschina kamen die Pferde endlich nach einer Stunde an, aber es dauerte noch lange, bis das nötige Reitzeug herbeigebracht und die Packpferde bepackt waren. Endlich konnten wir abreiten und stiegen in Begleitung eines Ehrenconvois, bestehend aus dem Effendi und zwei Gehülfen des Dorfältesten, ins Dorf hinab, dem Lauf eines wilden Bergbaches folgend, welcher viele Mühlen trieb. Nach einer halben Stunde waren wir in Schkanti, wo sich unsre Begleitung verabschiedete. Hinter Schkanti hört der breitere Weg auf, ein schmaler Pfad schlängelt sich an den

steilen Abhängen auf dem linken Ufer des Tschorók hin. Oftmals ist der Pfad durch mächtige Abstürze der hoch oben zum Himmel aufragenden Granite so sehr gesperrt, dafs man es mit den Endmoränen grofser Gletscher zu thun zu haben glaubt. Mit Mühe suchen unsre trefflichen Pferde den Weg in diesen Steinwüsten, mit der Gewandtheit von Ziegen zwischendurch kletternd. An den ebenfalls steilen Halden auf der andern Seite bemerken wir Espen und Birken, auf unserer Seite bilden Azalea pontica, Corylus avellana und Berberis vulgaris das spärliche Buschwerk; dahinter tauchen verkrüppelte Föhren auf, welche bis auf den Grat der Felsen hinaufklettern. Die harzreichen Spähne dieses Baumes dienen hier dem gemeinen Mann als Beleuchtungsmittel. Mehrere wasserreiche Gebirgsbäche stürzen über unsern Weg hin und bedecken weithin die Abhänge mit ihrem Geröll, so der von den Gletschern des Kaschtan-tau kommende Kaschtan und der Tutyn-Ssu. Das letztere Flüfschen, welches seinen Namen von seiner gewöhnlich tabakbraunen Farbe hat, war diesesmal schön grünlichweifs. Der Kaschtan-tau ist leider hinter Wolken versteckt, er kam uns auch am folgenden Tag nicht zu Gesicht. Nach etwa sechstündigem Ritt waren wir an der sogenannten Karaulka, d. i. Wachthaus. Dasselbe liegt etwas oberhalb des Einflusses des Dych-Ssu in den Tschorók am Beginn einer engen Schlucht in 5338′ Höhe. Eine Brücke mit verschliefsbarem Thor führt hier über den Dych-Ssu. Wer vom Tschorók aus ins Gouvernement Kutais gelangen will, kann diese Brücke nicht umgehen. Nun werden alljährlich im Frühsommer und im Herbst grofse Transporte Klein- und Grofsvieh, auch Pferde hier durchgetrieben. Sie gehen über den im Hauptkamm liegenden Gesewzik-Pafs und seine Gletscher zu den Quellflüssen des Rion. Dieses Vieh wird

hier kontrolliert. Die Treiber müssen sich darüber ausweisen, dafs die Tiere nicht gestohlen sind. Dabei müssen sie einen Durchgangszoll zahlen (für die Ziege 7 Kop., für das Schaf 6, für eine Kuh oder einen Stier 20 Kop., für ein Pferd 25 Kop.). Diese Abgaben belaufen sich jährlich auf einige hundert Rubel, wovon die sechs Wächter bezahlt werden. Einer dieser Wächter ist der in der kaukasischen Litteratur öfters genannte kühne Jäger Zanaew, welcher mit seiner Feuersteinflinte jeden Sommer 40—50 Thure erlegt. Auch uns wurde das schmackhafte Fleisch dieses Tieres gekocht und gebraten präsentiert. Da, wo der Dych-Ssu in den Tschorók fällt, hat sich eine ziemlich grofse Ebene gebildet, während er selbst aus sehr enger Schlucht hervortritt. Vom Ende des Gletschers (6550′)[1], dem er entspringt, trennt uns ein kleiner Zwischenraum, aber das Thal ist zu wild, es ist fast unmöglich, in dasselbe einzudringen. Am Fufse senkrecht ansteigender Felsen, welche beständig mit Absturz drohen, schlagen wir zwischen mächtigen Granitblöcken, die einst da heruntergerollt sind, das Zelt auf. Uns gegenüber nach Westen steigt das gewaltige Massiv des Fitnargi auf, nach Süden starren uns aus der engen Schlucht die schwarzen, oben mit Schnee bedeckten Wände eines Teiles des Dych-taustockes entgegen; den Hauptgipfel verdecken vorliegende Berge, wir bekommen ihn erst beim weiteren Aufsteigen im Tchorókthal zu sehen.

---

[1] Diese Höhenbestimmungen sind auf der fünfwerstigen Karte, die bis jetzt in Verkauf kommt, nicht angegeben. Auch sind auf derselben die Entfernungen der einzelnen Orte, die Lage der Gletscher nicht immer richtig eingetragen. Die neue Karte, die ich im Stab zu Tiflis sehen durfte, hat eine Menge Berichtigungen. Leider ist diese Karte noch nicht gedruckt.

Als wir am andern Morgen den Lauf des Tchorók weiter aufwärts verfolgten, eröffnete sich unserm erstaunten Auge nach rechts hin ein wunderbarer Blick auf die Hauptkette mit ihren schneebedeckten Gipfeln und zahllosen Gletschern. Man sah wohl, dafs wir es hier mit einem der wildesten Teile des grofsen Gebirgsstockes zu thun haben. Da tauchen der Fitnargi, Firiwzik, Gesewzik, Zigit-baschikaja und andere vor uns auf, jeder für sich mit vielgestalteten Zacken und Gipfeln ein abgesondertes hübsches Bild, alle zusammen ein wundervolles Panorama bildend. Die Gletscher, welche wir sehen, endigen fast alle hoch oben in mächtigen Eiskaskaden, über ihnen erstrecken sich unendliche Firnfelder in blendendem Glanz. Wir reiten jetzt in östlicher Richtung auf den mit ewigem Schnee bedeckten hohen und schmalen Grat los, welcher vom Knoten des Zigit-baschi-kaja fast unter einem rechten Winkel wohl 10 Werst weit nach Norden vorspringt und dann, sich in drei Hauptäste verzweigend, allmählich unter die Linie des ewigen Schnees herabsteigt. Längs steiler Halden über Alpenmatten steigen wir aufwärts, den Flufs zur rechten Seite. Ehe die eigentliche Steigung beginnt, gelangen wir an einen Sumpf, der durch eine Unmasse von Mineralquellen gebildet wird. Da und dort kommen kohlensaure eisenhaltige Quellen aus der Erde hervor, in weitem Umkreis ist der Boden rötlich gefärbt; an anderen Stellen scheint schwefelhaltiges Wasser hervorzubrechen, noch andere Quellen weisen, mit einer fettigen Flüssigkeit bedeckt, auf das Vorhandensein bituminöser Öle hin. Welches ungeheure Kapital läge an einem mehr zugänglichen Ort in diesem Sumpfe! Auf den Alpenmatten erfreuen schöne alpine Blumen das Auge, wenn auch der schönste Flor schon vorüber ist. Das so charakteristische steife Veratrum nigrum,

mehrere hübsche Gentianen, Campanula und Phyteuma, verschiedene Dianthus, Caltha palustris, Primulae, Betonica grandiflora, ein kriechendes Epilobium, Myosotis, Anthemis, Aster, Arnica, Veronica, Scabiosa, Astrantia, Centaurea, Papaver etc., meist durch verschiedene Species repräsentiert, steigen recht hoch mit uns hinauf, zuletzt bleiben nur noch kümmerliche Alsinenpolster, Draba und einige hübsche niedrige Gräser nach. Auch das Gras kann sich endlich an dem steilen Abhang im beständig abrutschenden Schiefer nicht mehr halten. Steiler und steiler gehts hinauf, wir steigen von den Pferden, der Fuſs findet mit Mühe Halt, der Alpenstock leistet gute Dienste, da und dort sind schon kleinere Schneefelder zu passieren. Kurz vor dem Einschnitt des Stulipasses wird die Lage kritisch, die bepackten Pferde gleiten auf dem mit Schutt bedeckten vereisten Schnee aus. Zwei derselben rutschen ab und überkugeln sich mitsamt den Quersäcken. Zum Glück geraten sie auf ein Schneefeld mit mäſsigem Fall; auf dem weichen Schnee bleiben sie liegen. Die Führer laufen ihnen nach und wollen sie aufrichten, die Rutscherei beginnt von neuem. Endlich nehmen die Leute das Gepäck auf den Rücken, und die erleichterten Pferde klettern nun wacker hinter uns drein. Noch eine kurze Strecke gehts über weichen Schnee, wir spüren leichte Anfälle von Schwindel, das Herz pocht, als wollte es zerspringen, der Atem ist beschleunigt, die Brust kann nicht Luft genug fassen — endlich sind wir oben auf dem Paſs (10857′), über welchen seit Jahren kein Mensch gegangen war, da ein anderer, viel leichterer Weg von Kunim in das untere Digorien führt. Rechts von uns zieht ein groſser Gletscher ins Thal hinab, nach S.W. stellt sich uns das schon oben erwähnte Panorama bis hin zum Dych-tau dar. Wir waren von 7 Uhr morgens mit kurzer

Unterbrechung gestiegen. Jetzt zeigte die Uhr die vierte Nachmittagsstunde. Wir mufsten eilen, um noch bei Tag in das Thal des Uruch hinabzukommen. Der Abstieg war womöglich noch steiler als der Aufstieg und führte zuerst über Schiefergeröll und Schneefelder, dann über magere Alpenwiesen, rechts und links von uns himmelhohe Felsen. Auf einem derselben bemerkten wir einen Thur, welcher mehrmals neugierig zu uns herabschaute, um dann zu verschwinden. Er war aufser Schufsweite. Die Sache schien ihm aber doch nicht geheuer zu sein. Wahrscheinlich war es der Vorposten einer ganzen Herde, welche sich da oben mit munterem Spiel ergötzte. Da nirgends ein Weg, noch Spuren eines solchen zu sehen waren, so stiegen wir auf gut Glück hinab, die Pferde am Zügel führend, stellenweise auch wieder aufsitzend. Schon hörten wir unten im Thale die Quellbäche des Uruch rauschen und sahen einen digorischen Kutan (Sennhütte), zu welchem die Herden eingetrieben wurden. Es dämmerte, dichte Nebel zogen aus dem Thal herauf und verdeckten uns zeitweilig jeden Ausblick. Plötzlich befanden wir uns auf einem Abhang, welcher in der Entfernung einiger Faden von uns in senkrechten Felspartien zum Thal abstürzte. Einer der Führer war vorausgegangen, um zu sehen, ob wir nicht längs der steilen Wände in irgend einer Weise hinabkommen könnten. Er kam nicht wieder. Ein zweiter Führer verschwand ebenfalls. Der dritte Mann, welcher bei uns war, erhielt nun den strengen Befehl, nach den beiden anderen zu fahnden und uns möglichst bald Kunde zu geben, da die Nacht schon einbrach. Er kam nach längerer Zeit zurück und meldete, dafs man mit grofser Vorsicht hinabsteigen könne. Die Pferde am Zügel führend, machten wir uns ans Wagstück und kamen glücklich unten an. Erstaunt hatten die Hirten

im Thal unserm waghalsigen Abstieg zugesehen. Leider war unser erster Führer mit den Packpferden, welche Zelt, warme Decken und unsern Proviant trugen, verschwunden. Es war jener schon genannte Fürst; am Ende war er mit den Sachen losgezogen. Das wäre fatal gewesen. Wo sollten wir seiner in der dunklen Nacht habhaft werden? Unser tapferer Milizsoldat wurde ausgeschickt, mit dem Geheifs, den Fürsten tot oder lebendig mit den Sachen zur Stelle zu schaffen. Da es zu regnen anfing, im Kutan kein Unterkommen zu finden war und wir uns über 6000′ hoch in nächster Nähe der Gletscher befanden, so eröffnete sich uns für die Nacht ohne Zelt und warme Kleider keine rosige Perspektive. Die Digoren, welche den Kutan bewohnten, empfingen uns sehr freundlich, breiteten einige Filzdecken auf dem Boden aus und machten Feuer auf, bewirteten uns auch mit Maisbrot und herrlichem Kefir. Im Scheine des Feuers machten die Digoren mit ihren weifsen, oben konisch zulaufenden Filzhüten und in ihre schwarzen Burken gehüllt, einen recht malerischen Eindruck. Der älteste derselben glich ganz und gar einem Ungarn, wie man sie auf den Pufstabildern abgemalt sieht, sogar sein Schnurrbart war à la Hongrois gedreht. Der andere hatte wieder rein arischen Typus, und unter den Knaben waren einige mit hellen Haaren und graublauen Augen. Nach etwa einer Stunde wurde unser Fürst mit den Packpferden beigebracht, er gab vor, dafs er vor Müdigkeit nicht mehr habe weiter können. Nun war alles gut. Nachdem wir uns gehörig gestärkt und das Zelt aufgeschlagen, drückte uns die Müdigkeit bald die Augen zu.

Der anbrechende Morgen gewährte uns einen bezaubernden Ausblick auf den vom Zigit-baschi-kaja herabkommenden Gletscher des Charwes und sein Thal, welche

von uns nach W.S.W. liegen; gerade uns gegenüber gen S. türmt der Fastak-Chonch-Ziteli seine eisigen Spitzen auf. Droben im Charwesthal, da wo der Gletscherbach dem Eise entströmt, haben sich einige Brustkranke angesiedelt, welche sich in der Gletschermilch baden, das Gletscherwasser und ein dort der Erde entspringendes Mineralwasser trinken und sich dann viel Bewegung in der reinen Luft machen. Ähnliche Kuren — man ist versucht, sie Pferdekuren zu nennen — werden auch am Tanagletscher in Digorien und am Zeigletscher in Ossetien gemacht. Wie viele bei dieser Kur zu Grunde gehen und wie viele gesund werden, darüber schweigt die Statistik. Es gehört ein guter Mut dazu, in dieser wilden Natur wochenlang in einer primitiven Erd- oder Steinhütte zu wohnen, die kaum gegen die Unbill des hier so veränderlichen und unbeständigen Wetters schützt. An irgend welchen Komfort, den der Kranke doch nötiger hat, als der Gesunde, ist da nicht zu denken. — Die uns umgebenden Alpenmatten zeigen spärlichen Graswuchs; an den Nordabhängen bemerken wir Rhododendrongebüsch und kleine Birken. Im breiten Thal reiten wir abwärts, lange Zeit über sumpfige Wiesen mit zahlreichen Spuren von Eisenwasser, neben dem Flusse her. Dann engt sich der Flufs, welcher bis dahin ganz zahm geschienen, zwischen wilden Felsen ein und nimmt ein rascheres Gefäll an. Jetzt zieht sich der Weg hoch hinauf an den Abhängen, oftmals zwischen wilden Bergstürzen hindurch. Schauerliche Abgründe thun sich rechts von uns auf, auf den Felsterrassen steht gemischter Wald, jedoch ist die Föhre noch selten. Oft scheint der Flufs in der engen Klause verschwunden und nur sein Tosen da unten zeigt an, dafs er noch vorhanden ist. Von links stürzt in mächtigem Fall ein schneeweifser Bach dem Flufs zu, der gleich darauf

selbst einen grofsen Wasserfall bildet. In dem zerstäubten Wasser erscheint ein Regenbogen. Wir sind an solche Bilder längst gewöhnt, aber mit stets neuem Interesse lenkt sich unser Auge auf die wilden und grofsartigen Erscheinungen, welche bei aller Ähnlichkeit im grofsen und ganzen in den Details eine so unglaubliche, bezaubernde Mannigfaltigkeit aufweisen. Endlich, nachdem von rechts noch die Tana, die dem Tanagletscher entspringt, sich mit dem Quellbach des Uruch vereinigt, stofsen wir auf Wiesen und Ackerland. Der Weg wird breiter und für kleine Fuhrwerke fahrbar. Bald taucht der grofse Aul Stur-Digor vor uns auf, mitten zwischen Getreidefeldern liegend; wir lassen ihn links liegen und begeben uns zu dem etwa zwei Werst weiter liegenden Orte Odolá, wo sich die Kanzlei befindet. Auf einer Wiese schlagen wir uns unser Zelt auf. Einige hundert Digoren hatten sich in Erwartung des Kreischefs gerade hier versammelt, und da sie voll Neugier unser Zelt umlagerten, so hatten wir die beste Gelegenheit, uns die Typen derselben genau anzusehen. Unser Zelt war so aufgestellt, dafs sich thalaufwärts ein schöner Blick direkt auf den dreiarmigen Tanagletscher und die herrlichen Schneeberge darbot.

So waren wir also in Digorien. Die Stur-digorische Gesellschaft zählt mit ihren verschiedenen Aulen ca. 250 Höfe, Stur-Digor ca. 80 Höfe. Hauptorte anderer Gesellschaften sind Machtschesk, Goliat, Donifars etc. Das Volk der Digoren ist noch so originell, in seiner Religion, in seinen Sitten und Gebräuchen so charakteristisch, dafs der Leser mir gewifs dankbar sein wird, wenn ich ihm einen möglichst tiefen Einblick gewähre in das von mir gesammelte Material. Vorher aber lade ich ihn ein, mich noch auf meiner Wanderung quer durch Digorien zu begleiten; ich

hoffe auch bei dieser Gelegenheit manches recht Interessante mitteilen zu können.

II.

Als wir andern Tags weiter ziehen wollten, hatte es wieder einen grofsen Haken mit den Pferden. Da die Leute keine recht Lust bezeigten, uns ihre Pferde gegen einen mäfsigen Preis anzuvertrauen, und der Dorfälteste mit seinen Gehülfen dem Kreischef entgegengeritten war, so konnte ich trotz meiner Papiere nichts ausrichten. Durch hohe Preise wollte ich die Leute auch nicht verwöhnen. So mufsten wir uns denn bequemen, bis zur Ankunft des Kreischefs und seines Pristavs zu warten. Als sie um 10 Uhr ankamen, trug ich mein Leid vor. Sogleich wurden energische Anordnungen getroffen, worauf wir, freilich unter heftigem Geschrei und wilden Gestikulationen der Digoren, endlich nach einer Stunde aufbrechen konnten. Uns begleitete wieder ein junger Fürst Karabugaew, dessen kabardinische Abstammung aus dem Namen leicht zu erraten ist, dessen Familie sich aber seit langer Zeit hier angesiedelt hat. Der russischen Sprache mächtig, hat er mir manches Wertvolle mitgeteilt. Leider war sein Grofsvater, der alte Chadschi, vor kurzem im Alter von 112 Jahren gestorben, ebenso dessen Sohn Chedjasch. Welchen Nutzen für meine Forschung hätte ich von ihnen ziehen können!

Unterhalb Odolá wendet sich der Uruch nach N.O. Der Charakter des Thales ist jetzt ungemein lieblich; über dem linken Ufer türmen sich über steilen Abhängen die imposanten und malerischen Felsgebilde des Artadoriborsonta- und Billjagi-chonch-Gebirges auf; im Thale wächst der Haselnufsstrauch und umsäumt kleine Wäldchen von Föhren; wo es das Terrain nur irgend erlaubt, sind Felder angelegt.

Die nach N.W. gerichteten Halden der auf dem rechten Ufer anstehenden Berge sind mit kräftigem Laubwald bedeckt, hinter dessen Grün zeichnen sich die weiter zurückstehenden Schneeberge um so effektvoller ab. Nicht weit von Odolá kommt der Karagombach aus einer reizenden Schlucht von rechts hervor. Er entspringt dem berühmten Karagomgletscher, der ebenfalls sichtbar ist und den die Schneefelder des Burdschula und Ardai-Choch speisen. Sein unteres Ende ist einige Werst weit zwischen bewaldeten Abhängen (Birken und Fichten) eingebettet. Vor etwa zehn Jahren lag sein Ende nur 5700′ über dem Meer. Einige Werst weiter unten stürzt vom Billjagigebirge von links der schäumende Billjagibach herab, dessen Wasser für das beste Trinkwasser in der Umgegend gilt. Auf den Alpenwiesen des Billjagi weiden hunderttausend Schafe der Digoren. Bald gelangen wir zu einer hochheiligen Stätte, wo der aus der Schlucht Wolla-kom hervorkommende Songuti-Don[1] sich mit dem Uruch vereinigt und eine ziemlich grofse Halbinsel bildet. Der Ort heifst Mazuta, was so viel bedeuten soll als „Begegnung“. An diesem geweihten Orte, wo die Gebeine ihrer Ahnen ruhen, versammeln sich die vier Gesellschaften der Digoren zu bestimmten Zeiten, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten, wie Verteilung der Abgaben, Bau der Wege u. s. w. zu beraten. Die einzelnen Gemeinden lassen durch ihre Ältesten abstimmen, welche unter dem Vorsitz eines Alterspräsidenten tagen. Dieses Totenfeld (olmarta) macht mit seinen Grabmälern einen ganz eigentümlichen, hochinteressanten Eindruck. Ob hier nur Digoren begraben sind? Das Gedächtnis des Volks

---

[1] Dieser Songuti-Don entsteht aus dem vom Adai-Choch herabkommenden Skatti-kom- und Dargon-kom-don.

reicht jedenfalls nicht hinan in jene altersgraue Zeit, welcher die ältesten Gräber entstammen. Das Fehlen aller und jeglicher Inschriften läfst nur Vermutungen zu. Das Öffnen der Gräber würde vielleicht einiges Licht schaffen in der dunklen Frage über die frühere Bevölkerung dieser Thäler. Dafs diese Grabmäler nicht blofs verschiedenen Zeiten, sondern ganz verschiedenen Völkern angehören müssen, damit wird jedermann einverstanden sein, der diese Stätte besucht. Wir bemerken hier vier Arten von Grabmälern. Erstens: aufrechtstehende, unbehauene Steine von wenigstens 9′ Höhe, 2′ Breite und $^1/_2$—1′ Dicke[1]. Es sind ihrer wohl gegen ein Dutzend. Sie mögen wohl die ältesten Überbleibsel längst entschwundener Zeiten sein. Sie erinnern unwillkürlich an die Steine israelitischer Kirchhöfe. Ob nicht wirklich auch Israeliten unter denselben ruhen? Dafs solche einst in grofser Zahl hier überall gewesen, darauf deutet die Überlieferung des Volks, nicht weniger auch der rein semitische Typus, welcher so oft unter den Digoren bemerkt wird. Darauf deuten auch zwei Denksteine bei Stur-Digor, von denen folgendes erzählt wird: Ein Jude hatte sich eine Digorin zur Frau erwählt und sie geheiratet. Die Brüder der Frau töteten den Juden heimlich und riefen dann die Schwester zu sich unter dem Vorwand, ihr etwas Wichtiges mitteilen zu wollen. Als sie kam, machten sie ihr Vorwürfe, dafs sie einen Juden geheiratet, und teilten ihr mit, dafs sie ihren Mann umgebracht hätten. Aber sie antwortete: „In diesem Fall will ich auch nicht mehr leben“ und entleibte sich vor ihren Augen. Sie wurde an der Seite ihres

---

[1] Ich habe solche Steine sonst nirgend gesehen, erinnere mich aber irgendwo gelesen zu haben, dafs man in Kamunte (Digorien) unter solchen Steinen Kastengräber gefunden, welche aus Schieferplatten zusammengelegt waren.

Mannes bestattet. Der zweite Typus von Gräbern sind die an arabische resp. maurische Baukunst erinnernden Mausoleen, wie man solche in der Kabarda, in Karatschai, Bolkarien, Ossetien u. s. w. trifft. Auf würfelähnlicher Basis erhebt sich eine massive, vielkantige, nach oben spitzig zulaufende Kuppel. Eine kleine Öffnung in einer der Seiten läfst in den inneren Raum blicken, wo die Leiche auf blofser Erde beigesetzt wurde. Eines dieser Mausoleen ist mit einem steinernen Turban und mit einem Hirschgeweih geschmückt, was wohl bedeuten soll, dafs der hier Bestattete ein Sultan oder Chan und ein grofser Jäger vor dem Herrn war. Eine dritte Art von Gräbern sind die in ihrer Form an Sarkophage erinnernden Bauten aus Feldsteinen, deren Basis ein längliches Rechteck von ca. 8′ Länge und 3 bis 4′ Breite bildet. Die Leiche ist unter den Steinen in einem Grabe bestattet. Der vierte Typus stellt ein kleines steinernes Haus dar, aus Feldsteinen gefügt. Das Dach ist ein Giebeldach, welches durch ein primitives Gewölbe getragen wird. Die kleine Öffnung bildet ein sehr rohes Bogenfenster. So sehen die uralten Kirchen in Ossetien, auch in Georgien aus. In einem solchen Hause, das in Mazuta rechts kurz vor der Brücke sich an den Bergabhang anlehnt, erleuchtete ich das Innere durch ein angezündetes Papier: da bemerkte ich auf der rechten inneren Langseite zwei Bretter, welche nach Art von Riolen in die Wand eingelassen waren. Das eine Brett war leer, auf dem anderen lag das Skelett einer grofsen Frau, an welchem noch vermoderte Kleiderreste zu sehen waren. — Die modernen Grabsteine sind in Mazuta nicht vertreten. Es sind das aufrechtstehende Steine von 4—5′ Höhe und 2′ Breite, welche oben in eine kopfartige Rundung (soll den Turban darstellen) auslaufen. Sie sind bunt bemalt, mit Sprüchen

aus dem Koran versehen. Auf der unteren Fläche des Steins sind Waffen und ein Pferd gar zierlich aufgemalt. Um das Kunstwerk vor der Unbill der Witterung zu schützen, ist dasselbe sehr oft mit einer Bretterverschalung versehen, welche, etwas vorspringend, auch die freigelassene Vorderseite schützt. Diesen neuen Typus der Grabdenkmäler und die oben genannten mit Ausnahme des ersten — der aufrecht stehenden Steine — finden wir allenthalben in Digorien und im nördlichen Ossetien, so beim digorischen Machtschesk und im ganzen Thal des Songuti-Don, dann im ossetischen Sgid, Nusal, Misur etc. Im südlichen Ossetien habe ich ähnliches nirgend gesehen. In Mazuta wird auch der Stuhl des Narten Soslan gezeigt. Das ist ein grofses Felsstück, in dessen flacher Oberseite sich eine Vertiefung befindet. Die Sage erzählt, dafs der Narte Soslan hier, müde vom Wandern, sich ausgeruht und mit seinem gewaltigen Körper eine Vertiefung eingedrückt habe. Weiter oben im Thale des Wolla-kom-don liegen links vom Wege drei mächtige Felsbrocken, unter denen sich noch die Spuren einstiger Höhlen befinden. Hier sollen auch Narten gewohnt haben. Es wird erzählt, man habe dort Werkzeuge von riesiger Gröfse gefunden.

Die Sage von dem Riesengeschlechte der Narten ist fast überall bei den kaukasischen Völkern verbreitet. Dafs solche eine einigermafsen reelle Unterlage hat, davon habe ich mich auf meiner diesjährigen Reise überzeugt. In Kunim in Bolkarien sah ich in einem Mausoleum Knochen eines Ober- und Unterschenkels, sowie eines Fufses von ganz ungewöhnlicher Gröfse. Wir hielten die Knochen, ehe wir den Fufs sahen, für Pferdeknochen. Leider haben wir die Dimensionen nicht gemessen. In Mazuta wird das Grab einer Riesin gezeigt, das Skelett derselben ist leider

verschwunden; im ossetischen Aul Misur am Ardon hat man vor einigen Jahren beim Graben neuer Gräber ebenfalls zwei ganz auffallend grofse Skelette zutage gefördert. So weisen also einige, allerdings rein zufällige Gräberfunde darauf hin, dafs in diesen Gegenden einmal ein Geschlecht gewohnt hat, welches die jetzige Generation an Gröfse und Kraft weit übertroffen hat. Die zu Übertreibungen so sehr geneigte Phantasie, die bei ungebildeten Völkern um so üppiger wuchert, hat dann auf dieser realen Unterlage ihre tollsten Blüten getrieben. Sollten nicht auch da und dort in verschiedenen Gegenden Europas, wo die Sagen von Riesen im Volksmunde fortleben, solche zufällige Gräberfunde den Anstofs gegeben haben?

Bei Mazuta verlassen wir das Thal des Uruch, der sich nun nach Norden wendet. Wir können die Umgebung der digorischen Aule Donifars und Sadelesk und die Felsen sehen, in welchen die heilige Höhle Olissai-Dona (beschrieben in meinen „Kaukasischen Reisen und Studien“ S. 131 u. ff.) liegt. Wir reiten nach S.O. in die merkwürdige Schlucht Wolla-kom. Man glaubt sich ins Mittelalter, in die Zeit der Raubritter, ins obere Donauthal, ins Lauterthal oder ähnliche versetzt, denn fast jeden der steil ansteigenden Berge krönt eine Burg. Einige dieser Burgen sind noch gut erhalten, z. B. die Stammburg der reichen Fürten Tuganow bei Machtschesk, eine sehr umfangreiche Befestigung, andere liegen in Trümmern und nur die Reste einzelner Türme ragen noch in die Lüfte. Die Landschaft ist sehr kahl. Um was sich die Herren jener Burgen gestritten, läfst sich kaum erraten. Zwang sie die Blutrache, so hinter festen Mauern und Türmen auf schwer zugänglichen Bergspitzen Schutz zu suchen? Oder waren es Raubritter, welche dem Wanderer und den Karawanen auflauerten? Dann müfste

durch diese Schlucht ein viel betretener Handelsweg geführt haben. Das ist ja möglich, obgleich der Weg über den 8533′ hohen Paſs Kion geführt haben müſste. Es kann sein, daſs dieser Weg vom Ardon aus benutzt wurde, zu einer Zeit, wo es nicht geraten schien, sich in das Vorgelände des nördlichen Kaukasus hinauszuwagen und von da in den Fluſsthälern in die Berggegenden hinaufzusteigen. Neben den Burgen fallen die an den Bergabhängen bald in gröſseren, bald in kleineren Gruppen zerstreuten zahlreichen Mausoleen und Grabdenkmäler auf. In Machtschesk hielten wir kurze Rast und besahen uns das dortige Schulhaus. Das groſse Schulzimmer reicht für die sich mit groſsem Eifer zur Schule drängenden Kinder nicht aus. Wo kaum für fünfzig Platz ist, lernen jetzt 90 Knaben und, was bei der dortigen Bevölkerung viel sagen will — neun Mädchen. Wir sprachen mit einigen 8—10 jährigen Knaben, welche uns auf unsre Fragen sehr vernünftige Antworten gaben und sich in der russischen Sprache sehr gewandt zeigten. Die Kinder scheinen sehr begabt und aufgeweckt zu sein, dennoch gebührt dem Lehrer, einem Osseten, alles Lob.

Über zwei mittelhohe Pässe gelangten wir an einigen kleineren Aulen vorbei gegen Abend nach Goliát, welches auf einer Anhöhe liegt. Dieser Aul und die zwei unten im Thal liegenden Aule Kamunte und Duntoe sind die östlichsten Vorposten der Digoren. Goliát macht mit seinen Türmen und zweistöckigen Häusern einen recht stattlichen Eindruck. Drunten in Duntoe, sagte man uns, hielten sich jetzt eben zwei Fremde mit ausländischen Bergführern auf. Nach langem Hin- und Herfragen erfuhr ich endlich, daſs einer der Reisenden der bekannte Alpensteiger und Photograph hochalpiner Landschaften, Hr. Sella, sei. Viele seiner Photographien sind u. a. im kaukasischen Museum zu sehen

und lassen einen wunderbaren Einblick thun in jene großartige Welt des ewigen Schnees und Eises, die so selten eines Menschen Fuß betritt. —

Nachdem wir nun Digorien durchquert, wollen wir versuchen, eine möglichst eingehende Beschreibung dieses interessanten Volksstammes zu geben. Wie wir gesehen, wohnen die Digoren hauptsächlich am Oberlauf des Uruch und an seinem Zufluß Songuti-don. Der Mittellauf des Uruch ist wenig bevölkert, dort treffen wir nur das große Dorf Wolno-Magometanskoje und die Farmen und Güter der reichen Familie Tuganow. Einzelne Enklaven der Digoren finden wir noch bei Mosdok, wo sie seit Ende des vorigen Jahrhunderts von der russischen Regierung angesiedelt wurden. Der Mangel an Land, das rauhe Klima und das Entgegenkommen der Regierung, welche jeder Familie 20 Rubel zahlte und Land anwies, veranlaßte viele, die Berge zu verlassen, andere kamen gezwungen mit. Daß ihre Sitten dort milder wurden, versteht sich von selbst, namentlich seitdem verschiedene Vertreter des Stammes als Kosaken im Heere dienen, wo sie sich als tapfer und zuverlässig bewähren. So sind die Digoren der Ebene schon etwas civilisiert, was sich auch vielfach in der äußeren Bauart der Häuser ausdrückt, welche sich von denen der russischen Kosaken wenig unterscheiden. Uns interessieren aber mehr die Bergdigoren, welche sich in ihren abgeschlossenen Schluchten ihre urwüchsige Originalität erhallen haben.

Früher lebten wohl einmal alle Digoren, ebenso wie die Osseten in der Ebene[1]; man nimmt an, daß sie bis

[1] Eine andere Überlieferung läßt sie aus Grusien kommen; sie sollen durch grusinische Zaren zum Schutz gegen die nordischen Völker hier angesiedelt worden sein.

zum Don und dem Asow-Meer, ja noch weiter sich erstreckt haben. Man glaubt das aus den Namen der Flüsse Don und Donau schliefsen zu dürfen. Man hat die Digoren auch mit den Magyaren in Verbindung gebracht. Das läfst sich nicht so ohne weiteres abweisen. Faktum ist: Nr. 1, dafs die Digoren sich selbst Madjaren nennen; Nr. 2, dafs sie von einem verwandten Volke wissen, welches sich vor langer, langer Zeit von ihnen getrennt und in den fernen Westen gezogen; Nr. 3, dafs man, allerdings nicht sehr häufig, auf Typen stöfst, welche an die Ungarn erinnern. Dagegen spricht (wenn wir von der Sprache ganz absehen) der grofsenteils rein arische Typus der Digoren, welche sich von den Osseten kaum unterscheiden, und das Bewufstsein der engen Verwandtschaft mit dem ossetischen Volk, welche sich selbst Iron (Iraner) nennen und von der Existenz eines magyarischen Volkes nichts wissen, geschweige denn von einer Verwandtschaft mit demselben. Ich mache mir grofse Vorwürfe, dafs ich nicht auch verschiedene Familiennamen mir aufgeschrieben, vielleicht hätten sie einige Fingerzeige gegeben.

Die Dörfer der Digoren liegen in der Regel an solchen Stellen, wo sich die Thalsohle etwas erweitert und Ackerbau möglich ist, oder in der Nähe leicht zugänglicher Weideplätze und guter Heuschläge. Die Häuser sind terrassenförmig an die Halden angelehnt. Sie sind meist zweistöckig, aus unbehauenen Feldsteinen, ohne Cement gefügt, nur die Innenseite ist verstrichen und getüncht. Der untere Stock ist für das Vieh und die Wirtschaftsgeräte bestimmt, der obere dient als Wohnraum und hat in der Regel eine Art Veranda oder Balkon. Eine Eigentümlichkeit des digorischen Hauses besteht darin, dafs die vordere Wand des Hauses aus dicken Brettern gefügt ist. Die Thür-

öffnungen sind auffallend niedrig, die Fenster klein. Das flache Dach fällt leicht nach einer Seite ab, so dafs das Wasser ablaufen kann. Der Fufsboden der inneren Räume besteht aus festgestampfter Erde. Mitten im Zimmer befindet sich eine Platte, d. h. Feuerstelle, über welcher an einer Kette der Kessel herabhängt. Dieser häusliche Herd gilt als höchstes Heiligtum, und kein Digore tritt eine Reise an, ohne auf die Platte zu treten und die Kette mit der Hand zu berühren, wobei ein Gebet um glückliche Reise und Rückkehr gesprochen wird. Von Türmen ist in den Dörfern am Uruch wenig zu sehen, desto häufiger sind solche am Songuti-don. Sie sind ungemein massiv und haben viereckige, nach oben sich allmählich verengernde Form. Die Gassen der Dörfer sind eng und krumm, auch recht schmutzig, während es in den Häusern ziemlich sauber aussieht. Die Digoren machen den Eindruck eines gesunden, kräftigen Volkes. Ihr Wuchs ist eher grofs als mittel, und völlig proportioniert. Das Gesicht ist sauber und hat gesunde, etwas bräunliche Farbe. Die Nase ist stark und edel geformt. Adlernasen kommen selten vor und meist nur bei Individuen mit hellem oder rötlichem Haar. Die Mehrzahl hat dunkles oder schwarzes schlichtes Haar, welches kurz geschoren ist. Der Bartwuchs ist ziemlich spärlich. Der untere Teil des Gesichts tritt etwas zurück und wird durch ein kurzes, rundes Kinn abgeschlossen. Die Augen sind graublau und schwarz, der Mund hat edle Form. Wenn ich das Volk mit den Osseten des nördlichen Kaukasus vergleiche, so möchte ich sagen, dafs die Digoren etwas derber und gröber gebaut erscheinen. Der Ossete am Ardon macht in seinem Auftreten mehr den Eindruck eines Gentleman, während der Digore etwas Bäuerisches an sich hat. Was den Charakter des Digoren anbelangt, so kann

ich nicht anders sagen, als dafs die Leute den Eindruck eines ehrlichen und arbeitsamen Volkes machen; doch sind sie grofse Schwätzer und lieben zu streiten, wobei es immer sehr laut hergeht. Die unbedingte Achtung des Alters ist ein schöner Zug; in Gegenwart des Älteren dürfen die jungen Leute sich weder setzen noch sprechen.

Die Kleidung der Männer ist im grofsen und ganzen dieselbe wie bei den anderen kaukasischen Völkern. Auf dem Leib wird ein baumwollener Kaftan (kurat) meist von dunkler Farbe getragen, darüber die Tscherkesska (tsoccha) schwarz oder grau, mit einem Gürtel (rona), der mit Silber- und Goldblech verziert ist; gewöhnlich fehlt derselbe. Die Beinkleider sind mäfsig weit. Die Fufsbekleidung bilden weiche Pantoffeln (dsaburta), dicke Strümpfe (mestalta) mit Ledergamaschen (sangatta). Für Fufstouren ist die arketa im Gebrauch, ein Schuh, dessen Oberleder ein Stück Fell mit nach aufsen gekehrtem Haar bildet, während die Stelle der Sohle ein Schnurnez vertritt, auf welches ein Büschel weichen Grases gelegt wird. Zum Schutz gegen Kälte und Regen dient die Burke (nimat). Den Kopf bedeckt die Pelzmütze oder der Filzhut mit herabgeschlagener Krämpe (choda, auch chut = Hut) und der Baschlyk (baslak vom tatarischen Worte basch = Kopf). Der Stolz des Digoren sind seine Waffen, für welche er oft den letzten Kopeken ausgiebt: das Pistolet (dambaza), oder der Revolver (kerrach), der Dolch (katá), der Säbel (achsargard) und das Gewehr (top).

Die Kleidung der Frauen besteht aus dem Frauenhemd mit weiten Ärmeln (carnador-chadona), dessen Kragen und Ärmel oft mit silbernen oder goldenen Borten (bit) verziert sind. Auf der Brust wird ein verzierter Einsatz aufgelegt. Als Oberkleid dient eine Art Tscherkesska mit engen Ärmeln,

mit Posamenten verziert. Die Fufsbekleidung ist die dsaburta, oft auch europäische Stiefelchen. Das weibliche Kostüm unterscheidet sich vom männlichen eigentlich nur durch das Kopftuch (fata).

Die Hauptbeschäftigung der Digoren sind Landbau und Viehzucht. Der Boden, gewissenhaft gedüngt und bearbeitet, giebt reichlichen Ertrag, doch haben diese Leute viel zu wenig Land. Die schweren Arbeiten verrichten in der Regel die Männer, sie bestellen das Feld, sie besorgen den Transport und Verkauf verschiedener Produkte in der Stadt, während die Frauen sich mehr mit der Wirtschaft beschäftigen; dabei weben sie verschiedenes Wollzeug, sind geschickt in Anfertigung von silbernen und goldenen Borten und Schnüren. Die Hauptnahrung ist der tschurek, das ist Brot aus Mais, welcher von der Ebene gebracht wird, Milch und Käse, und vor allem der wohlschmeckende und nahrhafte Kefir. Fleisch wird selten genossen. Bei besonderen Gelegenheiten werden Käsekuchen (achtschin) bereitet und arak, d. i. Schnaps, gebrannt, auch Bier (braga) aus Gerste und Hafer gebraut, von meist sehr zweifelhafter Qualität. Diese auch in Ossetien vielfach gebraute braga ist eine Art dünnflüssiger Mehlsauce, der etwas Hopfen, manchmal auch Honig beigefügt wird; sie ist weder appetitlich anzusehen, noch appetitlich zu trinken. Das eigentlich gegorene Bier dagegen ist klar und sehr stark, ist aber selten anzutreffen.

III.

Was die Sprache der Digoren anbetrifft, so gehört sie, wie die ossetische, zur indoeuropäischen Gruppe, hat aber entschieden ebenso wie diese allerlei fremde Elemente in sich aufgenommen. Man kann da und dort lesen, dafs die

Digoren allerdings einen dem Ossetischen verwandten Dialekt sprechen, daſs sich aber beide Volksstämme gegenseitig nicht verstehen. Bemerkenswert ist, daſs das Digorische in der Ebene mehr und mehr das Ossetische verdrängt. Es soll weicher und wohlklingender sein. Das habe ich nun nicht finden können, im Gegenteil scheinen mir die schreienden gutturalen Laute der Digoren viel weniger angenehm, als die ossetische Rede. Damit sich diejenigen der Leser, welche sich für diese Sache interessieren, eine kleine Vorstellung von der Ähnlichkeit beider Sprachen und von ihrer Zugehörigkeit zur indoeuropäischen Gruppe machen können, habe ich mir einige Wörter aufgeschrieben. Zuerst Zahlwörter: Eins heiſst auf digorisch je-u, auf ossetisch ju, zwei dua—due, drei arta—arta, vier zuppar—zpar, fünf fons—fons, sechs achsas—akschusch, sieben aft—aft, acht ast—ast, neun farast—farast, zehn das—das, zwanzig sads—sads etc. Eigentümlich ist, daſs im Digorischen und Ossetischen auch die Zahl zwanzig als Grundzahl gilt: dreiſsig ist gleich zwanzig + zehn, vierzig zweimal zwanzig etc. Eine Parallele dazu finden wir in der grusinischen Sprache. Von Hauptwörtern habe ich folgende verzeichnet: Vater digorisch fida, ossetisch fed; Mutter mada—mad, Bruder arwada—achsche—mar, Schwester choara—cho, Sohn lakon—firt, Tochter kisga—tscheschi, Pferd bach—bach, Kuh chok—guk, Schaf fus—fus, Hahn uasanga—uaschak, Huhn kark—kark, Mensch lak—lak, Frau ossa—us, Wasser don—don, Milch achschir—achschir, Ei aika—aik, Brot tzoll—tzull, Haus chazara—chazar, Berg chonch—choch (vgl. hoch) etc. Die Zeitwörter endigen im Digorischen alle auf n, so z. B. gehen za-un, kommen arza-un, sitzen batun, liegen kan, schlafen chussun, essen chorun, trinken noisun etc. Der gewöhnliche Gruſs des Digoren ist:

Aga sarzo! (komm lebendig und gesund!), beim Osseten Dabon chors! (dein Tag sei gut!) oder: Dafandag rast! (dein Weg sei glücklich!). Von männlichen und weiblichen Vornamen finde ich folgende in meinem Notizbuch: Zarai (= lebe), Imail, Sau-kuj (schwarzer Hund), Kubadi, Mairan, Inal, Inaluk (der Neue); weibliche Namen sind: Kjeba, Surmé, Sardan (die Lustige), Tzada (Distel), Dabau (Taube) etc. Diese Namen sind von Bedeutung insofern, als man daraus ersehen kann, wie wenig Einfluſs die christliche Kirche auch bei den christlich getauften Digoren hat.

Und nun zur Religion. Die Religion der Digoren, von welchen offiziell ein Drittel Christen, zwei Drittel Mohammedaner sind, ist eine eigentümliche Vermischung des Christentums und Islams mit dem Heidentum; auch mosaische Elemente sind unschwer zu erkennen. Die Christen wohnen vorzugsweise in den Bergen, die Mohammedaner in der Ebene. Spuren alter christlicher Kirchen finden sich sehr selten, im Thal des Songuti ist eine alte Kirchenruine, welche der Königin Tamara von Georgien zugeschrieben wird. Das Christentum mag wohl aus Grusien eingedrungen sein. Jetzt stehen in allen gröſseren Aulen russische Kirchen, aber das Christentum kann nicht recht durchdringen; die alten heidnischen Gebräuche haben zu tiefe Wurzeln gefaſst. Ein altes christliches Denkmal wird in der Nähe von Stur-Digor gezeigt, wo ein eisernes Kreuz in einen Baum eingewachsen ist. Vor diesem Baum werden Opfer dargebracht, er gilt für heilig, keine Frau darf sich demselben nähern. Nicht bloſs heilige Bäume, auch heilige Haine (idawog) existieren in Digorien ebenso wie in Ossetien; auſser den Geistlichen darf dort niemand Holz fällen. Die christlichen Digoren haben auſser ihren Kirchenfeiertagen noch eine Menge eigener Feste, welche merkwürdigerweise in

„männliche" und „weibliche" geteilt werden. Jene werden nur von Männern, und zwar mit „blutigen Opfern" gefeiert, diese nur von Weibern mit sogenannten „unblutigen" oder Milchopfern. Derlei Opfer werden dargebracht Gott dem Vater (Chuzaw), Gott dem Sohn (Kreschte), den alttestamentlichen Propheten, dem heiligen Georgius, dem Schutzgott der Wanderer, dem heiligen Nicola, dem Gott der Gesundheit, Runbari, dem Gott der Tiere, Falwari, dem Gott der Ernte, Chualer-dar, dem Gott der Felder, Buduri-isad, dem Schutzgott der einzelnen Familien und des Hauses, Fazbaden, den Geistern des Wassers, zum Schutz gegen Überschwemmung etc. Die Opferstätten sind heilige Bäume und Haine, die Höhen der Berge, Höhlen, Feld und Haus. Der gewöhnliche Ritus bei Darbringung der blutigen Opfer (Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen) ist der, dafs die Tiere unter Absingung entsprechender Gesänge von dem Ältesten der Anwesenden geschlachtet werden. Das Blut wird in einem Gefäfs aufgefangen und in der Erde verscharrt; das Fleisch wird verzehrt, die Knochen an der Opferstätte zusammengelegt, der Kopf des Tiers an einem Baume aufgehängt oder auf einer Stange aufgesteckt. Dem Chualerdar, dem Gott der Ernte, sind zwei Feste geweiht. Vor der Ernte (kuft) findet eine Anrufung des Gottes statt, dafs die Schnitter alle gesund bleiben und sich mit ihren Instrumenten keinen Schaden thun mögen. Das Hauptfest dieses Gottes aber fällt in den Herbst. Jeder Hauswirt bereitet eine besondere Garbe aus verschiedenen Arten des gebauten Getreides: aus Hirse, Gerste, Roggen, Weizen. Die Garbe ist sehr grofs und wiegt einige Centner. Diese Garbe wird ins Haus gebracht und der Hausvater wendet sich an seine Hausgenossen mit folgender Ansprache: „Der Gott der Ernte hat uns ein reiches Jahr gegeben, wir

wollen ihm dafür danken und ihn um eine gute Ernte für das nächste Jahr bitten; wir wollen zu Ehren des Gottes uns freuen und lustig sein!“ Sofort wird die Garbe auseinandergenommen und jede Sorte besonders gelegt; aus der Hirse wird arak gebrannt, aus dem Weizen bacari, eine Art schwarzen Bieres, gebraut, aus den anderen Getreidearten andere Getränke bereitet. Alle Hauswirte suchen das Fest an einem und demselben Tage zu feiern. Verschiedene Gerichte aus Ochsen- und Schaffleisch werden bereitet, zahlreiches Geflügel wird geschlachtet. Dann versammelt sich die Familie und verrichtet ein gemeinsames Gebet. Nach dem Gebet streut die Hausfrau einige Körner in eine hölzerne Schale, geht im Zimmer auf und ab und spricht: „Gott! Gott! schicke uns viel Hirse ins Haus herein und jage die Ratten und Mäuse hinaus!“ Dann setzt man sich zu Tisch. Nach der Mahlzeit begiefst man sich gegenseitig mit Bier. Ein anderes Fest, welches alljährlich in jedem Hause stattfindet, ist das Fest des Hausheiligen. Dasselbe wird in der Nacht gefeiert. Es wird ein Bock geschlachtet, dessen Blut in einem Gefäfs aufgefangen und in die Erde vergraben. Das Fleisch wird zubereitet und aus Hirse die „braga“ gebraut. Zu Mitternacht versammeln sich alle Glieder der Familie. Die Männer gehen in die Scheune und verrichten Gebete zum Schutzgott, danken ihm für alles Gute des vergangenen Jahres und bitten um neuen Segen für das neue Jahr. Dann trinken sie „braga“ und essen ein für diesen Tag besonders zubereitetes Fleischgericht: die gekochte Leber eines Bocks wird in kleine Stücke geschnitten, die kleinen Stücke zu fünf, sieben, zwölf (nicht anders!) in Eingeweidefett gewickelt, dann das Ganze auf Haselnufsstöcken gebraten und gegessen. Während der Handlung herrscht tiefes Schweigen. Nach dem

Gebet kehren die Männer ins Haus zurück und nehmen an der allgemeinen Mahlzeit teil.

Die „weiblichen“ Feste unterscheiden sich in ihrem Ritus wenig von einander. Zu Ehren des Runbari, des Gottes der Gesundheit, wird ein Opfer veranstaltet, wenn im Hause ein Kranker gesund werden soll. Über dem Haupt des Kranken wird ein Stück geräucherten Fisches mit einer Silbermünze aufgehängt. Wird der Kranke gesund, so versammeln sich die Frauen des Hauses mit ihren Nachbarinnen unter einem Baum und bringen dem Gott der Gesundheit Dankgebete und Opfer dar. Sie nehmen Käsekuchen (achtschin), einen Krug Milch und das Stück Fisch mit, welches über dem Haupt des Kranken gehangen hat. Die älteste der Frauen spielt die Rolle der Priesterin; sie legt die Käsekuchen unter dem Baum nieder, nimmt den Milchkrug in die Hand und geht, heilige Lieder singend, mehrere Male um den Baum herum, ihn mit Milch begiefsend. Die übrigen Frauen folgen hinterdrein. Ist die Milch ausgegossen, so setzen sich alle unter dem Baum nieder und verzehren die Kuchen und den Fisch. Dann gehen sie weiter, nicht ohne vorher an dem Baum durchlöcherte Münzen aufgehängt zu haben. Diese Münzen gelten für heilig. Niemand darf sie berühren, ohne die Strafe des Himmels auf sich herabzubeschwören. Seitdem aber einige Waghälse solche Münzen gestohlen haben, ohne dafs sie des Himmels Strafe betroffen, giebt sich die Dorfjugend eifrig mit Stehlen des Geldes ab. Kaum haben sich die Frauen entfernt, so wird der Baum geplündert.

Die Pocken, welche ihre eigenen Heiligen (alaurdi) haben, scheinen früher in Digorien öfter aufgetreten zu sein; jetzt wird vielfach geimpft, und sie sind seltener geworden. Wenn ein Kind an Pocken erkrankt, so versammeln

sich die Freundinnen des Hauses mit der Mutter am Bette des Kranken, halten dabei drei flache Brote über dasselbe, auf welchen Weihrauch angezündet wird, und tragen solche um das Bett herum. Dabei wird folgender Gesang gesungen: „O helle alaurdi! Wir beten zu euch; lachend und spielend kommt ihr gnädig zu uns; weifse Stiere werden wir euch schlachten, mit weifsem Tüll dem Kinde Kühlung wehen! Dann werden wir euch bereiten gute Käsekuchen aus Roggen von chunsar, aus Weizen euch brauen schwarzes Bier. Wir werden euch schicken dahin, wo auf der Erde weiche Watte ausgebreitet ist, damit ihr sanft ruhet. Machet unser Kind gesund, dann werden wir euch silberne Flügel anheften und ihr werdet wieder in eure Heimat fliegen."

Von verschiedenen Gebräuchen will ich eine Hochzeit in Digorien schildern. Die jungen Leute beider Geschlechter verkehren eigentlich nicht miteinander, so dafs diejenigen, welche eine Ehe schliefsen, selten einander vorher kennen. Die Männer heiraten in der Regel mit 25, die Mädchen mit 19 Jahren. Da der Bräutigam die Kosten der Hochzeit bezahlen und aufserdem einen bedeutenden Kalym für die Braut geben, auch die Verwandten der Braut beschenken mufs, so mufs er oft jahrelang schwer arbeiten und sparen, um sein Ziel zu erreichen. Wenn einem jungen Mann ein Mädchen gefällt, so teilt er es durch einen guten Freund seinen Eltern mit. Dieser führt alle Verhandlungen mit den Eltern. Sind sie einverstanden, so werden zwei Freier zu den Eltern der Ausersehenen geschickt. Dazu wählt man ältere Leute, Freunde des Hauses, welche gut zu sprechen verstehen. Die Eltern des Mädchens werden vorher durch eine Frau im Vertrauen benachrichtigt, dafs Freier kommen werden. Die ganze Sache wird streng

geheim gehalten. Niemand im Dorfe darf etwas davon erfahren. Wenn die Frau gute Nachricht bringt, so treten die eigentlichen Freier auf, die Werbung wird öffentlich und die Verlobung durch einen garkanak, d. i. „Ausschreier“, im Dorf bekannt gemacht. Die Verlobung findet immer abends vor Donnerstag oder Sonntag statt. Die Freier (minuwartar) bringen die Geschenke des Bräutigams: zwei Paar gute Strümpfe, Halbstiefelchen, Galloschen, goldene Ringe, seidene Tücher, Stoff zu einem Kleid etc. Die Eltern des Mädchens lassen darauf pro forma ihre Tochter fragen, ob sie heiraten wolle. Gegen den Willen der Eltern will sie nicht handeln, sagt also zu. Hierauf giebt der Bräutigam den arwat, d. i. Kalym, zur Aussteuer (100 bis 120 Rubel). Nach Empfang desselben machen die Eltern der Braut den Eltern des Bräutigams ihre Aufwartung und danken für die Ehre. Es wird ein Abendessen und ein Trinkgelage (kaes) veranstaltet. Von jetzt an mufs sich die Braut versteckt halten, sie darf sich niemandem, auch dem Bräutigam nicht, zeigen.

Zur Hochzeit, zu welcher das ganze Dorf eingeladen wird, wird viel gekocht und gebacken und verschiedene Getränke bereitet, auch Virtuosen auf der Harmonika und Balalaika eingeladen. Der Bräutigam wählt sich ein Gefolge (kinzgonta) aus. Mit diesem zieht er unter Gesängen und zahlreichen Schüssen zum Hause der Braut; unterwegs suchen die jungen Bursche durch Reiterkünste zu glänzen. In einem besonderen Zimmer wird der Bräutigam von den Verwandten der Braut erwartet. Dieser steigt vom Pferde und tritt mit seinen Kameraden ins Haus. Er bedeckt das Gesicht mit einem Tuch, nimmt 20—30 Rubel in die Hand und läfst sich unter den im Kreis herumsitzenden Frauen herumführen. Man führt ihn zur ältesten Frau, welcher er

Geld und ein Stück Zitz in die Hand legt. Dafür erhält er einen halben Eimer Rotwein, stark versüfst, und ein Theebrett mit allerlei Speisen und Naschwerk. Der Bräutigam bedankt sich und geht zurück, das Gesicht den Frauen zugewendet; im Nebenzimmer wird Wein und Naschwerk vom Gefolge vertilgt.

Unterdessen kleidet man die Braut an, ihr Kostüm unterscheidet sich nicht von dem gewöhnlichen. Nur wird der Kopf mit einem Tuch, das Gesicht mit der chisa (Schleier) bedeckt. Sobald die Braut fertig ist, wird der Bräutigam verständigt und Hab und Gut der Braut ins Haus des Zukünftigen gebracht. Der Bräutigam begiebt sich zur Kirche, seine Kameraden gehen zur Braut ins Schlafzimmer, wo die Eltern dieselbe mit dem Muttergottesbild segnen und sie dann dem anschuargin, d. i. Brautführer, übergeben, welcher sie unter dem Geleite der Angehörigen zur Kirche führt. Aufser dem anschuargin wird die Braut noch von einer Freundin, dschinarkin mada, begleitet. An der Kirche empfängt der Bräutigam die Braut. Die Trauung erfolgt nach russischem Ritus. Aus der Kirche wird die Braut auf dem uardun, einer mit einem Pferd bespannten Arba, begleitet von der Brautmutter und dem Gefolge des Bräutigams, ins Haus gebracht. Dort salbt ihr die Mutter des Bräutigams die Füfse mit Fett, was beständigen Wohlstand bedeuten soll, auch wird sie vorher unter der Hausthüre mit Konfekt überschüttet, was dem Aberglauben zufolge eine glückliche Ehe garantiert. Die Hochzeitsgäste versammeln sich nun zum Schmause, an welchem das junge Paar nicht teilnimmt. Die junge Frau wird ins Schlafzimmer geführt, wo sie sich drei Tage aufhalten mufs, ohne sich daraus zu entfernen. Der Bräutigam dagegen bringt drei Tage im Hause eines Freundes zu und schleicht sich

nur des Nachts zu seiner jungen Frau. Nach drei Tagen erscheint die Mutter der Neuvermählten beim Bräutigam und bringt ihm die Geschenke der jungen Frau: eine Tscherkesska, ein Beschmet, einen Baschlyk, Posamente, Schuhe, allerlei Speisen und Getränke etc. Sie fleht den Segen des Himmels auf das junge Paar herab und ruft dann einen jungen Burschen aus dem Kreis der Verwandten, welcher mit der Spitze eines Bratspiefses den Schleier vom Gesicht der jungen Frau wegnimmt. Diese Ceremonie wird chichesan genannt. Damit sind die Hochzeitsfeierlichkeiten beendigt und das junge Paar lebt nun offen miteinander. Von nun an trägt die junge Frau nicht mehr nur einen Zopf, sondern drei Zöpfe, deren zwei das Gesicht rechts und links einrahmen, während der dritte hinten herunterhängt.

Von anderen Bräuchen seien noch kurz die Leichenfeierlichkeiten erwähnt. Sobald ein Digore stirbt, wird die Gemeinde durch den garkanak in Kenntnis gesetzt, Klageweiber werden bestellt und alle Vorbereitungen zur Beerdigung und zum Leichenschmaus getroffen. Die Leiche wird von den Angehörigen gewaschen, in Zitz eingebunden und auf einem Brett zu Grabe getragen. Dann beginnt der Leichenschmaus, an welchem das ganze Dorf teilnimmt und welcher oftmals die Hinterbliebenen ganz und gar an den Bettelstab bringt.

An Sagen und Liedern sind die Digoren sehr reich. Jene leben im Volksmunde fort. Ich gebe hier einige derselben zum besten. Dafs die Digoren nicht wenig stolz auf ihre Schlauheit sind, beweist das Sprichwort: „Auf der ganzen Welt ist niemand im stande, den Teufel zu fangen, aufser den Digoren.“ Gefangen aber hat den Teufel der digorische Narte Sekina, und zwar auf folgende Weise:

Sekina ging eines Tages Heu mähen. Gegen Abend kommt plötzlich ein zottiges Ungeheuer in Menschengestalt auf ihn zu, es war der böse Geist saitan. In einiger Entfernung machte das Ungetüm Halt, und er erschrak sehr. Als er sich ein wenig vom Schrecken erholt, nahm er die Sense wieder zur Hand und mähte weiter. Der Satan machte mit einem Stock ganz die gleichen Bewegungen. Oho! dachte Sekina, wenn du alles nachmachst, so kann ich dich überlisten. Er nahm einen Strick und band sich Hände und Füfse. Der Teufel drehte sich aus Gras Stricke und band sich ebenfalls Hände und Füfse Jetzt machte Sekina sich frei; der Teufel wollte ein gleiches thun, aber er war nicht im stande, die Bande zu lösen. Sekina näherte sich ihm und wollte ihn auf den Arm nehmen und forttragen, aber der Satan war zu schwer. Er flehte den Narten an, er möge ihn doch loslassen, er werde ihn und sein Haus mit Glücksgütern überschütten. Der aber dachte, man wird mich auslachen, wenn ich sage, dafs ich ein solches Ungeheuer gefangen und es wieder losgelassen habe. Deshalb band er ihm einen Strick um den Hals und zog ihn hinter sich her und brachte ihn glücklich nach Haus. Die Leute staunten das Ungeheuer an. Sekina zog den Teufel in seine Stube und band ihn dort fest. Als er sah, dafs er nicht loskommen könne, verhängte er schwere Krankheiten über die Kinder des Hauses. Aber auch das machte keinen Eindruck auf den Hausvater. Plötzlich starb von den Gliedern des Hauses eines nach dem andern. Jetzt bat Sekina den Teufel, er möchte ihm doch kein Leid mehr thun und die Verstorbenen ihm wieder zurückgeben, er wolle ihn ja gern loslassen. Und er liefs ihn frei. Der Teufel ging fort, aber diejenigen, welche im Hause noch am Leben waren, wurden in Schlangen verwandelt. Noch wird das Haus

des Sekina auf einem Berge bei Machtschesk gezeigt. Es liegt in Trümmern und man vermeidet den Ort als „nicht geheuer“. Nur einmal im Jahre bringt die Familie Sekinaew, welche von Sekina abstammen will, bei diesem Hause Opfer dar.

Viele Digoren sind gewandte Jäger. Das edle Wild, der Thur, wird von ihnen auf den hohen Bergen mit Gefahr des Lebens gejagt. Bei Gelagen recitieren die Schmausenden ein Lied folgenden Inhalts: Asas Zibe und Chulman waren gewaltige Jäger vor dem Herrn. Einst gingen sie zusammen auf die Jagd. Sie beschlichen einen Thur. Chulman schofs ihn an, aber der Thur floh in die unzugänglichen Berge, von welchen die Lawinen kommen. Asas war ein listiger Mensch. Er riet dem Chulman, nach dem Thur zu gehen: denn sagte er, es kann nicht schwer sein, ihn zu finden; auch mufs er hier nahe liegen. Chulman verfolgte mit seinem Hunde Samur die Fährte des Thurs. Aber er ging durch einen Schneesturz zu Grund. Der Hund winselte, als sein Herr verschwand, lange suchte er ihn vergeblich und lief endlich heim. Dort fing er schrecklich zu winseln an. Die Mutter des Jägers erriet dafs etwas aufserordentliches geschehen sein müsse. Da rief sie das ganze Dorf zusammen und bat um Hülfe. Aber niemand wufste, wo man den Verunglückten suchen solle. Unter dem Volk, welches sich versammelte, befand sich auch Asas. Als der Hund ihn bemerkte, bellte er ihn an. Da sagte der Vater Chulmans zu Asas: „Siehst du? Der Hund bellt dich an, weil du meinen Sohn ins Unglück gebracht hast.“ Man suchte und suchte allenthalben, aber man fand nichts. Da ging auch Chulmans Hund hinaus, er schnüffelte und schnüffelte und wühlte endlich an einer Stelle den Schnee auf. Man grub nach und fand den Thur

und den Jäger. — Das Lied verherrlicht ebenso die Treue des Hundes, wie es den Eigennutz und die Selbstsucht des Asas an den Pranger stellt.

Ich habe schon oben erwähnt, dafs ein Teil der Digoren zu Ende des vorigen Jahrhunderts in die Ebene übergesiedelt wurde. Dafs vielen der Abschied von den Bergen, an welchen nun einmal die Bergbewohner der ganzen Erde mit rührender Liebe hängen, nicht leicht wurde, zeigt folgendes Lied, das in der Poesie vieler Völker seine Pendants hat:

„Gestern verlangten meine Glieder zu schlafen,
Aber vor Zorn konnte ich die Augen nicht zumachen;
O Berge, o Heimat!
Wie soll ich noch leben ohne euch?
‚Lache, lache über dich!‘
Sagte mir die Heimat.
Wie ein grofser Eber (Alpdruck) liegt es mir auf der Brust,
Weinen will ich ohne Ende.
O Berge, o Heimat!
Wie soll ich noch leben ohne euch?
Ich habe eure Kinder, eure Kleinen
Zur Freude meines Herzens genähret,
Ich habe ihre Knochen und ihre Leiber
Im Mutterschofs bewahrt.
O Berge, o Heimat!
Jetzt am Tage der Gewalt bin ich schwach geworden,
Da ihr in zwei Teile seid geteilt
Und ihr seid nicht mehr im stande,
Geeinigt an einem Orte für mich euch zu schlagen.
O Berge, o Heimat!“

Wie in manchen Gegenden Deutschlands die Kinder in der Sylvesternacht oder zu Dreikönig herumziehen und um Gaben flehen, so ziehen in Digorien zu Neujahr die Knaben von Hof zu Hof und singen:

„Neues, neues Jahr!
Die Hausfrau soll einen Sohn gebären! Hoi! Hoi!
Der Hausherr soll viel Hirsche töten! Hoi! Hoi!
Das Huhn schreit, dafs ihr uns einen Schenkel vom Schafe gebt,

Der Hahn ruft, dafs ihr uns einen Ziegenfufs gebet,
Grauen Branntwein in grauer Flasche,
Schwarzes Bier in schwarzer Flasche,
Und Nüsse eine volle Schale!
Haltet uns nicht auf, wir müssen noch in andere
Häuser gehen!“

Sie erhalten in der Regel ein Stück Brot und Fleisch. Wo im Laufe des Jahres ein Kind geboren wird, da kommen die Jungen wieder im November am Georgoba, d. i. Fest des heiligen Georg. Sie singen folgendes Lied:

„Aus diesem Hause, an diesem Tag,
Aus ihm mögen kommen Tausende!
Der Hausherr ging aus nach Beeren,
Einen Ochsen und eine Kuh hat er nach Haus gebracht.
Auf dem schwarzen Berge brüllt ein schwarzer Stier,
Auf dem weifsen Berge brüllt ein weifser Stier,
Da fängt der Wind an zu kneifen!
Steh auf, steh auf! Hausfrau!
Zünde ein grofses Licht an!
Bring uns Käse, welcher unter dem Käse liegt,
Und Fett, welches unter dem Fette liegt.
Schneide ab ein grofses Stück,
Dann wirst du gesund deine Hand brauchen können.
Wenn du ein kleines Stück abschneidest,
Wirst du dir die Hälfte der Hand mit abschneiden!
Hinter den Gipfeln der Berge steigt die Sonne auf;
Wie die Sonne die Gipfel der Berge vergoldet,
So sollen deine Geschäfte im Hause leuchten!“

Auf diese eindringlichen Bitten und schönen Wünsche kann natürlich die Hausfrau nicht umhin, die Kinder zu beschenken, wenn auch nicht gerade mit dem „untersten Käse“ und dem „untersten Fett“, welche als die besten gelten.

IV.

Nach Vorführung einiger poetischer Äufserungen der digorischen Volksseele nehme ich von den Digoren Abschied und setze meine Reise fort. Wir haben noch ein gutes

Stück Weges vor uns, werden uns aber bemühen, dasselbe weniger ausführlich zu beschreiben. Ossetien, wohin wir jetzt unsere Schritte lenken, ist von Digorien durch den Kion oder Kiwon-Pafs (8533′) getrennt, welcher in der Nähe des 11 200′ hohen Kion-Choch über hochalpine Wiesen mit spärlicher Vegetation in das Thal des Sadon-don hinabführt. Der Aufstieg ist ziemlich bequem und man kann die ganze Zeit im Sattel bleiben; um so steiler ist der Abstieg. Von der Höhe bietet sich ein weiter Umblick auf die Schneespitzen des Kasara, Kriu Choch etc. Hier oben nimmt ein Quellflufs des Sadon-don seinen Ursprung; mit einem anderen vom Zea-Choch herabkommenden Flüfschen beim ersten Aul Sgid vereinigt, wird er ein ansehnlicher Flufs. Auffallend war die ungemein üppige Vegetation auf dem südöstlichen Abhang des Kionpasses, welche zu dem kümmerlichen Wachstum der Nordwestseite einen sehr grofsen Kontrast bildet. Die ganze Flora der Alpenwiesen war beim Abstieg in sehr vollkommenen Exemplaren vertreten. Hoch oben bemerkte ich auch niedrige Exemplare von Vaccinium myrtillus, welche schon Beeren angesetzt hatten. Weiter unten traten vereinzelte Birken auf und schon ganz nahe der Thalsohle Azalea pontica und verschiedenes Buschwerk. Unterhalb des kleinen Auls Sgid liegt neben dem Sadon-don ein Leichenfeld mit alten Mausoleen und anderen Grabdenkmälern. Bald kommt uns Ober-Sadon zu Gesicht, ein unscheinbarer Aul, und nachdem wir um einen bewaldeten Vorsprung umgebogen, auch Unter-Sadon, ein ziemlich grofser Ort, zwischen hohen Felsen gelegen, welche in ihrem Schofse reiche Blei- und Silbererze bergen. Hier machten wir Halt und wurden von dem neuen Direktor des Bergwerks, einem Armenier, mit der gröfsten Gastfreundlichkeit aufgenommen. Die Hauptbevölkerung des Orts sind

ossetische und russische Arbeiter mit ihren Familien. Das Werk beschäftigt gegenwärtig etwa 200 Leute. Trotz des grofsen Reichtums an Erzen und ihrer Reichhaltigkeit, hat das Werk, so lange es von der Krone betrieben wurde, mit Deficit gearbeitet, was wohl den primitiven Einrichtungen und dem geringen Interesse zuzuschreiben ist, welches die Kroningenieure der Sache entgegengebracht. Auf einen völligen Umbau der Poch- und Schlämmwerke, zu deren Betrieb der Sadon-don reichliche Wasserkräfte darbietet, wollte die Krone sich nicht einlassen. Deswegen wurde die Anstalt, so wie sie war, im Juni 1895 an eine Privatperson übergeben, welche sich verpflichten mufste, jährlich ein Minimum von 30 Pud Silber, 10 000 Pud Blei und 1 250 000 Pud Hornblende zu produzieren. Die in Sadon gereinigten Erze werden nach dem 32 Werst entfernten Alagir transportiert und dort geschmolzen. Der neue Direktor brachte nun plötzlich neuen Schwung in die Sache; besonders günstig war für den Aufschwung des Werks die grofse Nachfrage nach Zink auf dem europäischen Markt. Es wurden sachverständige Leute zu Rat gezogen, welche dem Werk eine glänzende Zukunft voraussagten, um so mehr, als aufser den ungeheuer reichen Adern edler Erze in nächster Nähe, bei Chod, sich Steinkohlenlager befinden. Auf Grund dieses Gutachtens bildete sich eine internationale Gesellschaft mit dem Direktorium in Frankfurt am Main, welcher ein Kapital von $4^1/_2$ Millionen Rubel zur Verfügung stehen soll. Man scheint wirklich die Sache reell betreiben zu wollen, denn jetzt eben fanden Terrainaufnahmen zum Behuf des Baues einer Eisenbahn nach Alagir und weiterhin zum Anschlufs an die Wladikawkaser Bahn statt.

Von Sadon aus machten wir andern Tags einen Ritt

zum Zei-Gletscher, der etwa 25 Werst entfernt liegt. Das enge Thal des Sadon-don, das wir bis zu seiner Vereinigung mit dem Ardon passierten, ist reich an landschaftlichen Schönheiten, die Felspartien sind mit Wald belebt, am Ufer des Flusses stehen da und dort Fichten an. Nachdem wir etwa 3 Werst zurückgelegt, biegen wir rechts ab und reiten das Ardon-Thal hinauf, dessen Abhänge hier teilweise bewaldet sind und einen lieblichen Anblick gewähren. Bald sind wir im alten Nuzal, welches viele für die Wiege der Osseten, d. h. für den ältesten Ort des nördlichen Ossetiens, halten. Im Ort, hart an der Strafse, steht eine uralte Kirche — ein kleines steinernes Haus mit Giebeldach, daneben der Kirchhof mit alten Monumenten. Die an der Strafse sitzenden Osseten stehen alle auf und grüfsen die Fremden freundlich durch Abnehmen der Hüte, die uns begegnenden Frauen bleiben nach der dortigen Sitte stehen und grüfsen durch eine Handbewegung vor Gesicht und Brust. — Eine ganz merkwürdige Art von Befestigung sehen wir bei Nuzal drüben auf dem rechten Ufer, an fast senkrecht ansteigenden Felsen: flache Türme und Mauern mit Schiefsscharten scheinen an die Felswand angeklebt; da und dort sieht man die Spuren von Gängen, welche die einzelnen Befestigungen miteinander verbinden. Es erweist sich, dafs hinter jenen Mauern und Türmen grofse Höhlungen sich im Felsen befinden. In denselben soll man ein uraltes grusinisches Buch gefunden haben, welches aber ein Priester vernichtete, ebenso wie er die grusinische Inschrift eines Steines in der alten Kirche zu Nuzal abgeschliffen haben soll. Jene Befestigungen bildeten einst eine wirksame Thalsperre. Reste solcher festen Werke finden wir auch am Gisel-don beim Aul Dargaws und am Fiag-don in der Kurtatinschen Schlucht zwischen den Aulen Chariston

und Chilak. Die Mauern waren so breit, dafs eine Arba bequem darauf fahren konnte, mehrere Türme und Basteien haben sich noch erhalten. Die bedeutendsten Überreste aber finden wir in der Kasara-kom-Schlucht zwischen der Befestigung des hl. Nikolaus und den Aulen der Gesellschaft Nari. Diese Mauer hat den Namen Silin-duar, d. i. „krummes Thor“. Der Eingang zum Thor ist nämlich durch eine Mauer geschützt, so dafs man nicht direkt hineinkommen kann. Es waren also am Ardon mehrere Thalsperren, überhaupt bildeten die Befestigungen an den verschiedenen ossetischen Flüssen wohl ein zusammenhängendes System. Die Mauern und Türme sind alle mit sehr gutem Cement gebaut, gehören aber wohl verschiedenen Epochen an, da die Öffnungen und Schiefsscharten von verschiedener Gröfse sind. Die langen und schmalen wird man der älteren Zeit zuschreiben müssen. Diese ossetischen Befestigungswerke haben jedenfalls auch dazu beigetragen, dafs sich die Sage von der grofsen kaukasischen Mauer bildete, welche sich vom Kaspischen bis zum Schwarzen Meer erstreckt haben soll.

Bei der Befestigung des hl. Nikolaus nimmt der Ardon von links den Zeja-don auf, in dessen bewaldetes Thal wir jetzt einschwenken, um zum hochgelegenen Aul Zei hinaufzusteigen. Nach etwa einstündigem Ritt im Thal geht's auf den Halden des linken Ufers in langen Zickzacklinien hinan. Bald sind wir im Dorf. Die Entfernung desselben vom Ende des Zeigletschers mag in der Luftlinie wohl kaum 5 Werst betragen, ist aber in Wirklichkeit wohl doppelt so grofs. Wir müssen wieder hinab ins Thal, wo wir wegen des schlechten Wegs bald die Pferde zurücklassen und zu Fufs weiter gehen. Übrigens kann, wer Lust hat, auf solchen Wegen zu reiten, zu Pferd bis zum Gletscher

gelangen. Etwa auf halbem Wege bemerken wir rechts vom Wege das kleine ossetische Heiligtum Waschger, ein altes Bretterhäuschen, bei welchem Scherben und Kugeln als Opfergaben liegen. Es bildet gewissermaſsen den Vorposten zu dem gröſsten Heiligtum der Osseten jener Gegenden — zu Rekom. Schon beginnen die früheren Endmoränen des Zeigletschers, welcher vordem einmal, mit dem links sichtbaren, vom Adai-Choch herabkommenden Wanigba- oder Rekomgletscher vereinigt, das Thal ausgefüllt hat. Die groſsen Steinblöcke der Moränen machen das Terrain sehr wellig und den Weg beschwerlich. Da steht auch das Heiligtum Rekom plötzlich vor uns und erweckt seltsame Gefühle in der Brust. Hier in dieser erhabenen Natur, wo uns jeder Blick die Wunder der Schöpfung aufthut, wo der Mensch so recht seine Nichtigkeit fühlt gegenüber der erhabenen Ruhe und Majestät der Gebirgswelt, hat sich der Ossete sein Heiligtum erbaut, nicht aus dem gewöhnlichen Stein, wie die Häuser, in welchen er wohnt, sondern aus Brettern, welche er mit groſser Mühe aus den Stämmen uralter Fichten herausgespalten. Die Bretter sind vom Sonnenbrand und Alter schwarzbraun geworden. Das Haus erinnert mit seinem nach zwei Seiten hin weit vorstehenden Giebeldach an ein Schweizerhaus. Die vorstehenden Enden des Daches werden je von vier Säulen getragen, von denen die zwei mittleren primitives Schnitzwerk zeigen. Die Bretter liegen horizontal übereinander und sind in die Eckpfosten eingefügt. Eine niedrige, kleine eiserne Thüre mit eigentümlichen Bänderbeschlägen verschlieſst den Eingang. Über derselben prangt ein kleines eisernes Kreuz von etwa 1 Fuſs Höhe mit geschweiften Armen. Einige kleine Glocken mit grusinischer Inschrift hängen über der Thüre. Das Heiligtum und dessen kleiner Vorhof ist von einer mäſsig

hohen steinernen Mauer umgeben. Früher durfte kein Fremder sich dem Heiligtum nähern. Aus Furcht vor Diebstahl hatte das Volk die Sage verbreitet, dafs Fremde, welche es gewagt hätten, den Fufs auf diese geweihte Stätte zu setzen, zur Strafe erblindet oder gestorben seien. Der seit einiger Zeit dort angestellte Wächter liefs uns ohne weiteres näher treten. Nur verlangte er, wir sollen die Kopfbedeckung abnehmen und jeder ein silbernes Geldstück in die Opferbüchse legen. Rings um den Bau liegen an verschiedenen Stellen die Opfergaben, vor allem eine Menge Hörner des Thurs (ausschliefslich Aegoceros Pallasii). Jeder ossetische Jäger der Umgegend bringt das Geweih des ersten Tieres, welches er erlegt, zum Opfer dar. Eiserne Pfeil- und Lanzenspitzen, ganze Pfeile, verschiedene Scherben und Gefäfse, Bleikugeln, Flaschen etc. sind da und dort aufgehäuft. Durch zwei kleine Öffnungen können wir in das Halbdunkel des Innern eindringen, wo hunderte sehr gut erhaltener Pfeile neben anderen Gegenständen aufgespeichert sind; auf einem primitiven Tisch liegt sogar eine Armbrust, die erste, die ich im Kaukasus sah und welche vielleicht überhaupt die einzige ihrer Art ist. Denn die Pfeile wurden durchgängig aus Bogen geschossen, von welchen ich da und dort noch schöne Exemplare vorgefunden. In Rekom habe ich keine gesehen. Unter den Opfergaben in Rekom herrschen bei weitem die Attribute der Jäger und Stücke der Jagdbeute vor. Daraus läfst sich wohl der Schlufs ziehen, dafs der ossetische Waidmann, der auf seinen gefährlichen Gängen alle Schrecken der Hochalpen kennen lernt, eine besondere Scheu, aber auch wieder ein besonderes Zutrauen zu der Gottheit hat, welche ihr Dasein und ihre Allmacht dort oben so eindringlich offenbart. Alljährlich am ersten Sonnabend des Maimonats

versammeln sich hier die christlichen und mohammedanischen Osseten von fern und nah und verbringen zwei Wochen in der schönen Gottesnatur. Opfertiere werden geschlachtet und die Zeit mit Schmausen, Gesang und Tanz verbracht. Dem raki (Schnaps), der braga und bursa (Bier) wird tüchtig zugesprochen. Der russische Pope, dem man in Zei eine schöne Kirche gebaut, wohnt der Festlichkeit bei. Aber das Christentum kann gegen die alten heidnischen Volksgebräuche nicht aufkommen. Das wilde Volk kann von dem sinnlich heidnischen Kultus nicht durchdringen zum vergeistigten Christentum. Als in diesem Sommer die Kunde nach Ossetien drang, dafs man (vielleicht im Interesse des Christentums?) das Heiligtum von Rekom nach Wladikawkas übertragen wolle mit all den Opfern und Gaben, sprach sich in Ossetien grofse Unzufriedenheit aus. Denn in der Stadt wird das Heiligtum ein „Raritätenkabinett“ und verliert für den Osseten alle Bedeutung. — In der Umgebung von Rekom bemerken wir eine Menge grofser Steinhütten mit defektem Bretterdach, wo die Wallfahrer bei schlechtem Wetter ein Unterkommen finden. Von Rekom bis zum Fufse des Gletschers hat man etwa noch eine Stunde zu gehen. Derselbe ist in seinem unteren Ende mit Schuttmassen bedeckt; auch die gewaltige Eiskaskade, mit welcher er abbricht, zeigt schmutzig graue Farbe. Imponierend ist das Gletscherthor, das sich mitten in der Kaskade aufthut und aus welchem die kolossalen Wassermassen des Zei-don hervorstürzen. Trotz der Mächtigkeit des Gletschers und der grofsen Ausdehnung der Firnfelder auf jenen zum Himmel anstrebenden Höhen können wir nicht begreifen, wo diese unendliche Menge Wasser eigentlich herkomme; eine mächtige Woge verdrängt die andere, als könnte sie selbst der nachfolgenden nicht

rasch genug Platz machen. Und das geht so fort im Laufe des langen südlichen Sommers; anstatt sich zu erschöpfen, wird der Strom vom Morgen zum Abend, von Tag zu Tag immer wasserreicher. — Nachdem wir uns an der etwas trüben Gletschermilch, welche sich am heifsen Tage mit einem Beisatz von gutem Cognak mit besonderem Behagen trinkt, gelabt, traten wir den Heimweg an und waren mit Einbruch der Nacht wieder in Sadon.

Von dem Plane, von Sadon aus auch das nördliche Ossetien am Fiagdon und Genaldon zu durchqueren, mufsten wir wegen Hochwassers abstehen. So wurde denn die Route über Alagir eingeschlagen, die mit Postpferden im Wagen zurückgelegt werden kann. Auf diese Weise lernten wir auch den Mittellauf des Ardon kennen[1]. Dieser wendet sich nach Aufnahme des Sadon-don auf einer Strecke von 10 Werst nach Osten, um dann von Unal an die Richtung nach N. einzuschlagen. Die „ossetische Heerstrafse", welche seinem Thale folgt, ist hier recht gut, nur zu schmal angelegt. Die steilen Abhänge auf beiden Ufern zeigen wenig Vegetation, die enge Thalsohle läfst keinen Ackerbau zu. Die kleinen ossetischen Aule sind meist hoch oben an die nackten Felsen angeklebt. Arm wie die Natur sind auch die Bewohner des Thales[2], deren einzige Nahrung Maisbrot bildet, welches allerdings jeden Tag frisch gebacken wird.

---

[1] Im Jahre 1899 war ich zum dritten Mal am Ardon und verfolgte nun auch seinen Oberlauf, welcher bei Tschmi beginnt. Einige Kilometer unterhalb dieses Orts zwängt sich der wilde Flufs durch die etwa 8 Kilometer lange, sehr enge Chassara-Schlucht mit unheimlichem Tosen und Toben. Von der Wildheit des Wassers kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, dafs hier der Fall im Durchschnitt 9—10′ aufs Hundert beträgt, stellenweise aber auch dieses Mafs noch weit überschreitet.

[2] Man zählt im Kreis von Wladikawkas im ganzen 80000 Osseten.

Die Stammesbrüder am Fiagdon und Giseldon sind besser daran, am besten aber die in der Ebene wohnenden Osseten. Die am Ardon müssen sich draufsen in der Ebene Land pachten und bebauen, um nicht zu verhungern. Das nicht sehr zahlreiche Vieh findet zwar im Sommer Nahrung, im Winter aber ist es schwer zu unterhalten. Man mufs sehen, an welchen abschüssigen, halsbrecherischen Halden hier Heu gemacht wird; man traut seinen Augen kaum, wenn man die auf denselben stehenden Heuhaufen bemerkt, welche mit gröfster Gefahr gemäht und mit noch gröfserer Gefahr von dort herabgeschafft werden müssen. Einige Möglichkeit zum Erwerb giebt den Osseten am Ardon das Fuhrwesen — der Transport der Erze von Sadon nach Alagir —, auch führen sie Mais über den Mamissonpafs nach Oni am oberen Rion; neuerdings machen ihnen die Immeretier bedeutend Konkurrenz.

In der Nähe von Alagir treten die Berge mehr vom Flufs zurück und bedecken sich mit Wald. Es eröffnet sich vor uns eine fruchtbare Ebene, welche hinter dem Städtchen in die endlose Steppe übergeht. Wenden wir den Blick zurück, so winken uns hinter bewaldeten Höhen die blendend weifsen Schneegipfel des Syrchu-Borssun (13 637′) und des höheren Archon (13 958′) den letzten Grufs zu. Bei der Einfahrt ins Städtchen fällt uns ein festungsartiges Bauwerk mit zinnengekrönten Türmen in die Augen. Es dient friedlichen Zwecken; hier werden die Sadonschen Erze geschmolzen. Das Städtchen macht einen freundlichen Eindruck und ist durch seinen Obstbau berühmt. Bewohnt wird dasselbe von Russen, Osseten (ca. 600 Höfe) und Immeretiern, welche sich in der Zahl von 120 Höfen seit 10 Jahren dort angesiedelt haben. Von hier aus führt der Weg durch die Steppe zu den grofsen, sehr weitläufig

angelegten Kosakenstanitzen Ardon und Archon und von da nach Wladikawkas. Die Steppe ist von verschiedenen Armen des Ardon, Fiagdon, Giseldon, Archon etc. durchfurcht, welche meist nicht überbrückt sind und bei Hochwasser gefährliche Passagen bilden oder den Verkehr überhaupt unmöglich machen. In der unabsehbaren Steppe tauchen hier und dort die Gipfel hoher Pappeln hervor, welche die Stanitzen schon aus weiter Ferne markieren. Rechts von uns, nach Süden hin, begrenzt der mächtige Wall des Kaukasus die unendliche Ebene. Er ist jetzt in finstere Wolken gehüllt, welche sich über uns zu entladen drohen; bei klarem Wetter gewährt er einen bezaubernden Anblick.

II.

Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen. (Sommer 1897.)

I.

Schon zu Anfang des Sommers 1890 war ich auf dem Wege zu den Chewsuren. Aber ich hatte mich damals zu früh ins Hochgebirge gewagt. Der Azuntapafs, der von dem Land der Tuschen ins Land der Chewsuren führt, hatte mit seinen grofsen Schneemassen und seinem Glatteis mir damals ein unüberwindliches Hindernis entgegengestellt. Im vorigen Jahr sollte das Objekt von einer anderen Seite in Angriff genommen werden. Auf der Karte nahm sich unser Reiseplan Tioneti - Jorathal - Argunthal - Grosnij sehr schön aus, es erwies sich aber schon in Tioneti, dafs das Jorathal infolge der Zerstörung des Weges und der Brücken nicht passierbar war und dafs wir nur durch das Thal der pschawischen Aragwa, das ich früher schon einmal besucht, nach Chewsurien gelangen konnten.

Tioneti, der Sitz eines Bezirkschefs und Sommerlager der kaukasischen Schützenbrigade, sowie des Sappeur-regiments, ist von Tiflis 75 Werst entfernt und kann mit Postpferden in einem Tage leicht erreicht werden. Der

Reisende mufs auf diesem Wege drei Gebirgsketten übersteigen, über deren höchste der Sabaduripafs in 4800′ Höhe führt. Nachdem wir die grau-gelbe heifse Steppe, welche sich auf dem linken Kuraufer oberhalb Tiflis ausdehnt und aufser Artemisia, Peganum Harmala, Alhagi Kamelorum, Glyzyrhiza, Tamarix, Paliurus und einigen Euphorbien wenig Wachstum mehr zeigt, bei Awtschali verlassen, biegen wir in das gut bewässerte Gldankathal mit seinen üppigen Obst- und Weingärten ein, und bald erfreut unser Auge schöner Wald, der das breite steinige Flufsbett umrahmt und der höher hinauf immer üppiger wird. Besonders schöner Hochwald bedeckt den Bergkamm, über welchen der Sabaduripafs führt. Mächtige Eichen, Rot- und Weifsbuchen, auch Ahorn werfen ihren Schatten auf den Weg. Sie wurzeln in fettem Lehmboden, welcher mit starken Schichten faustgrofser Kieselsteine zersetzt ist. Diese Rollsteine legen den Gedanken nahe, dafs hier oben einmal mächtige Wasser gestanden haben müssen. Aber dieser mit Kieseln vermischte Lehm ist kein günstiges Material für die Strafse, weder bei trockenem, noch bei feuchtem Wetter, und wir wurden auf unserm Postkarren ganz gehörig hin und her gestofsen und durchgerüttelt. Neben vielen gesunden und kräftigen Exemplaren der genannten Bäume sieht man auch viele, deren Gipfel vertrocknet sind, andere, die so lange dem Wetter getrotzt, hat endlich doch der Sturm zur Erde geworfen, noch andere, deren Wipfel höher als andere zum Himmel emporstrebten, hat der Blitz gefällt. Nachdem wir über den breiten Rücken des bewaldeten Gebirges gefahren, geht es steil hinab in die fruchtbare, von hohen Bergen umstandene, 160—180 Quadratwerst umfassende Erzo-Ebene, welche von Grusinern und Pschawen in zahlreichen Dörfern bewohnt wird. Auch eine chew-

surische Kolonie Chewsuris-Zopeli (Zopeli ist der grusinische Name für Dorf) finden wir hier, ebenso Kisten in Tartschia Guri. Einzelne gemaſsregelte Duchoborenfamilien sind in verschiedenen Dörfern verteilt, worüber die Behörden wenig erbaut sind. Das weiſse, fast gerade und weithin sichtbare Band der Straſse teilt die Erzo-Ebene in zwei ungleiche Hälften und zieht dann in Zickzacklinien hinauf zum Sakaraulopaſs (3444′). Von dort steigen wir in die kleinere Ebene von Tioneti (ca. 30—40 Quadratwerst) hinab, welche durch die Jora und ihre Zuflüsse[1] (deren gröſster der Kusno) gebildet wird. Trotz mäſsiger Höhe über dem Meere ist diese Ebene verhältnismäſsig rauh durch die Nähe hoher Berge und durch starke Winde, auch weniger fruchtbar und weniger bebaut als die Ebene Erzo. Zudem ist der vom Borbalostock des Hauptkamms kommende Joraflufs, welcher sein in viele Arme geteiltes Bett immer mehr erweitert und angebautes Land wegreiſst oder verschwemmt, dem Ackerbau keineswegs günstig. Ein groſses Areal ist auſserdem von der Militärbehörde angekauft und liegt als militärischen Zwecken dienend völlig brach.

Die Umgebungen von Tioneti (3624′ über d. M.) sind schön zu nennen, bewaldete Hügel und Berge mit hübschen Konturen schlieſsen den Horizont nach allen Seiten ab. Nach Norden ragen die Vorberge des Kaukasus in kurzer Entfernung vom Hauptkamm zum Himmel empor, wie Schuschanis-Wake und Gusumbat nach Nordwest, Udilo, Damaste, Tschiaturi, Elias-Nischi nach Nord und Nordost

[1] Einer der kleinsten, aber merkwürdigsten Zuflüsse ist derjenige, welcher vom Botschormis-tawi (tawi = Haupt) herabkommt. Derselbe flieſst an den Ruinen der Festung Botschorma mit uralter grusinischer Kirche vorüber und hat starken Naphthagehalt. Man will die Wahrnehmung machen, daſs dieses Flüſschen zur Zeit des Neumondes stets viel reichlicher flieſse.

(zwischen 6000—8000′) und dahinter die höheren Mta-Zminda und Massaris mit einer Höhe von über 10000′. Wir hatten hinlänglich Zeit, uns von der Wohnung des Kreischefs, der uns in höchst liebenswürdiger Weise mit echt grusinischer Gastfreundschaft aufnahm, an diesem Anblick zu weiden, aber auch die köstlichen rotpunktierten Forellen zu geniefsen, welche in dem kleinen Zuflufs der Jora, Kaschos-Chewi, in Massen gefangen werden. Weiter oben kommt in der Jora selbst eine gröfsere, schwarzpunktierte Forelle vor. Unser eintägiger Aufenthalt in Tioneti gab uns auch Veranlassung, einer grusinischen Taufe und darauffolgendem Schmaus beizuwohnen, wozu wir Fremdlinge als Gäste des Kreischefs ohne weiteres eingeladen wurden. Die originelle Musik, die Gesänge und Tänze, nicht zum wenigsten auch der Trinkcomment beim Festmahl erregten das lebhafte Interesse meiner beiden Reisegefährten, die noch nicht lange im Kaukasus ansässig sind.

Am nächsten Morgen trafen die für uns requirierten Pferde nach und nach von der entfernten Weide ein und gegen Mittag konnten wir uns auf den Weg machen. Da es sich der Kreischef nicht nehmen liefs, uns seinen Polizeipristav mit einem Urjadnik (Unteroffizier) und zwei Tschaparen (berittene Landpolizei) mitzugeben und wir vier Packpferde nötig hatten, so zogen wir in der ansehnlichen Stärke von zwölf Pferden aus Tioneti aus. Unser nächstes Ziel war das Thal der pschawischen Aragwa, welches durch einen beträchtlichen bewaldeten Höhenzug von dem der Jora getrennt ist. In den von Grusinern und Pschawen bewohnten Dörfern Dschitscheti und Tuschuri oder Semo-(Ober-)Tioneti, auch in Sariziant-Kari (kari = Thüre, Thor), konnten wir uns, wie auch früher in der Erzo-Ebene, überzeugen, dafs die Pschawen dieser Gegenden viel civilisierter sind als

diejenigen, welche ich auf meiner Reise im Jahre 1890 an der oberen pschawischen Aragwa und am Storiflufs gesehen (vgl. Aus dem Kaukasus. Eine Fufstour nach Tuschetien und Pschwawien). Das zeigt sich vor allem an den reinlichen Häusern, deren Giebeldächer mit Hohlziegeln gedeckt sind, und an den wohlgepflegten Hausgärtchen und den Feldern, welche die Häuser umgeben. Leider ist das verwendete Material nicht dauerhaft, die rohen Feldsteine werden durch den schlechten Kalk nur mit Not zusammengehalten und die Mauern zerfallen sehr rasch. Auch machen Männer und Frauen einen intelligenteren Eindruck. Hinter Tuschuri schlagen wir die Richtung nach Nordwest ein und steigen zu einem ziemlich hohen Pafs empor, wo uns bald üppiger Laubwald umfängt, in dessen Schatten es dann so steil abwärts geht, dafs wir vom Pferde steigen müssen. Buchen, Eschen, Ahorn und Linden in stattlichen Exemplaren breiten ihr dichtes Laubdach über uns aus und gewähren dem hochstrebenden Gebüsch, das aus Kornelkirsche, Mispel und Haselnufs besteht, nur spärliches Licht. Mitten im Walde fällt uns eine grofse Gruppe verwilderter Obstbäume in die Augen. Noch lassen sich Spuren ehemaliger Bauten hier erkennen. Einst stand ein pschawisches Dorf an diesem Ort. Aber die „Kadagi“, d. i. Wahrsager, welche den Willen Gottes verkündigen und bei den Pschawen in grofsem Ansehen stehen, erklärten, dafs die Niederlassung an dieser Stätte Gott nicht wohlgefällig sei. Das genügte den Einwohnern. Sie verliefsen das Dorf, um den Zorn Gottes nicht auf sich zu laden. Zur Sühne aber wurde eine „Nische“, d. i. eine Art Betdenkmal errichtet, wohin alljährlich an einem bestimmten Tage Wallfahrten unternommen und wo Opfer dargebracht werden. Bei dieser Gelegenheit mufs ich einen Fehler verbessern, den ich in

meinen früheren Reisebeschreibungen begangen. Das Wort „kapischtsche“ = Opferaltar, wie ich früher diese „Nischen“ nannte, ist russisch und mufs überall durch das grusinische „Nische“ ersetzt werden, welches vom Wort „Nischani“ = Zeichen, Mal herkommt. „Nische“ wäre also ein Denkstein, wo man beten und opfern soll oder ein Denkmal der Offenbarung des göttlichen Willens. Es besteht in der Regel aus aufgeschichteten Steinen, ist bei quadratischer Basis 3—4′ hoch und hat in der Vorderseite eine kleine Vertiefung nach Art eines Fensters. Die „Nischen“ sind meist dem hl. Georg, der Tamara und dem hl. Elias geweiht. Gröfsere Heiligtümer, von denen später noch die Rede sein wird, heifsen „Dschwari“, d. i. Kreuz. Herr G. Merzbacher hat recht, wenn er in der Recension meines Buches „Kaukasische Reisen und Studien“ im Gegensatz zu meinen Angaben feststellt, dafs besagte Heiligtümer sehr oft in heiligen Hainen liegen. In Tuschetien dagegen, wo überhaupt der Wald seltener ist, liegen sie fast immer im freien Feld.

Schon eröffnet sich uns der Blick in das Thal der pschawischen Aragwa. Wir berühren das pschawische Dorf Guscharani, das von einem ganzen Wald der herrlichsten Nufsbäume umgeben ist. Noch ein kurzer, steiler Abstieg und wir sind unten im Thal, in welchem wir etwa 10 Werst aufwärts reiten, um unser Nachtquartier Magaro zu erreichen. Das ist ein Pschawendorf, welches auf dem rechten Ufer der Aragwa an der steilen Berghalde auf mehrere Werst weit in einzelnen Gehöften zerstreut liegt. Sonst sind die Dörfer der Pschawen nicht so weitläufig gebaut wie hier an der unteren Aragwa. Die Kirche und die Kanzlei liegen unten im Thal am Magaros-Zchali, nicht weit von seinem Einflufs in die Aragwa. Unter einem

grofsen Nufsbaum schlagen wir unser Zelt auf. Es war schon dunkel, als wir ankamen. Ein Gewitter, welches niederging, brachte reichlichen Regen, der auch am anderen Morgen fortdauerte, so dafs wir bei den schlechten Wegen an ein Weiterkommen an diesem Tage nicht denken konnten. So benutzten wir die Zeit, um uns in der nächsten Umgebung etwas umzusehen und einige Nachrichten über die Pschawen einzuziehen, wodurch unsere früher veröffentlichten Notizen über diesen kleinen grusinischen Volksstamm vervollständigt werden konnten.

In nächster Nähe der orthodoxen Kirche von Magaro zieht sich an einem Hügel ein geheiligter Hain hinauf, in welchem ich zu meiner grofsen Verwunderung sonst nirgends in diesen Gegenden und in diesen Thälern wahrgenommene hochgewachsene Exemplare von Buxus sempervirens (der sogenannten kaukasischen Palme) bemerkte. Hinter dem Hain, von den Gipfeln mächtiger Buchen und Eschen umschattet, liegt eine Nische der Königin Tamara, ein berühmtes Heiligtum der Pschawen. Es ist eine Art Kapelle, wohl 1½ Faden hoch, durch ein pyramidenförmiges Dach gekrönt. Der innere Raum, zu welchem von allen vier Seiten thorartige Öffnungen mit Rundbögen führen, ist leer; früher sollen dort Glocken der Dekanossen, das ist Chewsurenpriester, gehangen haben. In nächster Nähe sind in einem Steinkreise grofse thönerne Weinkrüge in die Erde eingelassen, worin der bei den Festen zu brauchende Wein aufbewahrt wurde. Man hat hier, wie auch an anderen Orten neben den alten Volksheiligtümern eine christliche Kirche aufgebaut, um das Volk, welches dem Namen nach den orthodoxen Glauben bekennt, von den heidnischen Gebräuchen und der Verehrung der „Nischen“ abzuhalten. Es ist aber verlorene Mühe und wird es bleiben, so lange die

hieher gesendeten Popen (meist Immerethiner) selbst auf einer so niederen Stufe der Bildung stehen. Wie wenig die Pschawen der orthodoxen Kirche zugethan sind, beweist vor allem der Umstand, dafs man hier in keinem Hause Heiligenbilder findet, noch mehr aber beweisen das die Namen der Männer und Frauen, denen zwar, besonders den weiblichen, einige Poesie nicht abzusprechen ist, welche aber mit christlichen Taufnamen ganz und gar nichts gemein haben. Männernamen sind: Gedschura, Pápa, Grissawar, Bezuna, Bordscha, Babili, Chizwa, Batarkaz (Zwerg), Chutara (Spafsmacher), Tschokola, Gamichardi (der Erfreuende), Madschún, Zizila (Hühnchen); Frauennamen: Msevinari (welche die Sonne verdunkelt), Msekale (Sonnenfrau), Kaltatawi (Haupt der Frauen), Mezkina (die Traurige), Dedakali (Mutter der Frauen), Bebéra (die Alte), Deduna (Mütterchen), Nateli (Lust) etc. Gelegentlich sei hier gesagt, dafs die Familiennamen, die hier allerdings nicht in Betracht kommen, meistens auf uli, eli und uri endigen, z. B. Turmanauli, Karatieli, Gogolauri etc., oder auch auf das bei den Grusinern so häufige „schwili", was „Sohn" bedeutet. So heifst das Dichterpaar, dessen sich die Pschawen rühmen können, Rassikaschwili.

Von abergläubischen Gebräuchen, welche dem Geist des Christentums gänzlich widersprechen, sei erwähnt, dafs die Pschawen am Mittwoch vor Ostern Zweige des Dornbusches auf den Feldern aufstellen, um die bösen Geister, die das Wachstum hindern, zu vertreiben, sowie dafs der Säemann (wie es auch in Grusien vielfach Sitte ist) eine Nadel in den Mund nimmt, damit die unsauberen Geister die Wurzeln, welche das Samenkorn in die Erde senkt, nicht abschneiden. Diese bösen Geister heifsen bei den Pschawen „Dewi", welche den Menschen allerlei Schabernak anthun.

Als wir am nächsten Tage den Weg fortsetzten, führte man uns zu dem etwas vom Wege abliegenden Heiligtum „Kopalo“, das einem dieser „Dewi“ seinen Ursprung verdankt, dort liegt im Walde an einer Felswand ein eigentümlich geformter Steinblock, dessen Umrisse einen Rhombus darstellen. Dieser Stein soll einst im Dorfe Akuscho in Chewsurien als „Nische“ gedient haben. Aber ein „Dewi“ schleppte ihn herab ins Bragwathal, wurde aber von einem Jäger, Namens Kopal, von der Höhe des gegenüberliegenden Berges bemerkt und mit einem Pfeil niedergestreckt. Seitdem liegt der Block hier. Dicht daneben ist auf dem Boden durch Schieferplatten eine Höhlung gebildet, in welcher die beim Feste gebrauchten Lichte angezündet werden. Uralte, schon verwitterte Hirschgeweihe, einstige Opfergaben, liegen am Boden. Der Chewis-beri (eigentlich „Alter der Schlucht“), eine Art Priester, der von Chewsurien kommt und das Fest leitet, hat allein das Recht, sich hinter diesen Stein zu stellen und zu predigen. Das zum Fest bereitete Brot wird auf einer Platte über jener Höhlung zerschnitten; auf einer ambofsförmigen Erhöhung stehen Gefäfse mit Bier und Schnaps, aus welchen der Chewis-beri trinkt, nachdem er sie geweiht und sie dann dem Volke mitteilt. Die Frauen müssen sich übrigens in angemessener Entfernung vom Heiligtum halten.

Das Thal der Aragwa verengert sich hinter Magaro bedeutend, nur selten finden gröfsere Ausbuchtungen statt und hier ist das Land etwas angebaut. So herrlich der Wald an den Abhängen ist, so schlecht und schmal ist der Weg, welcher oftmals zwischen Felsen hoch hinaufsteigt und mittelst untergelegter Balken und Schieferplatten am Felsen vorbeigeführt ist. Unten am Flufs, über dessen Wasser hohe Erlenbäume ihre Äste kreuzen, ist er wieder

infam schlüpfrig, so dafs die Pferde beständig ausgleiten. Von Buschwerk fielen mir wieder Mespilus germanica, Cornus mas und die wilde Johannis- und Stachelbeere auf, von Blumen vor allem der sehr häufige, gelbe, dichtgedrängte Fingerhut (Digitalis lutea). Stellenweise hat das letzte Hochwasser den Weg gänzlich fortgerissen, und wir sind genötigt, durchs Wasser zu reiten. Etwa 25 Werst oberhalb Magaro ist der Ort, welcher bei den Einheimischen Or-zchali, d. i. „zwei Wasser“, genannt wird. Das Thal scheint hier aufzuhören und durch einen hohen bewaldeten Berg abgeschlossen; aber wie wir näher zusehen, zeigt es sich, dafs an seinem Fufs sich die pschawische Aragwa, von Osten kommend, und die chewsurische, von Norden fliefsend, vereinigen[1]. Über eine Brücke reiten wir in Chewsurenland ein und geraten in eine wilde Gebirgslandschaft, wo die Pfade noch schmäler und gefährlicher sind als im pschawischen Aragwathal und oft kaum fufsbreit an schwindelnden Abgründen hinführen.

Indem ich nun im folgenden meine Reiseeindrücke und Beobachtungen aus Chewsurien dem geneigten Leser vorführe, ist es nicht meine Aufgabe, ein erschöpfendes Bild dieses hochinteressanten Volkes zu zeichnen, sondern ich bemühe mich, das von mir schon früher Veröffentlichte (Aus

---

[1] Die Thatsache, dafs die Grusiner und die ihnen verwandten Pschawen und Chewsuren nicht weniger als fünf Bergflüssen diesen Namen geben, erklärt sich aus der Etymologie des Wortes, welches „nicht langsam“, d. i. „schnell, reifsend“ bedeutet. Prof. A. Arzruni, dessen Autorität in kaukasischen Dingen ich sonst gern anerkenne, hat unrecht, wenn er in der Recension meines letzten Buches den Satz aufstellt: „Falsch ist, wenn Hahn behauptet, dafs der Oberlauf des Terek auch Aragwa genannt wird.“ Auf grusinischen Karten, voran auf der Karte des Zarewitsch Wachuscht heifst der Oberlauf des Terek in der Landschaft Truso-Aragwa und erst da, wo er die Richtung nach Norden einschlägt, steht „Lomeki oder Tergi“.

dem Kaukasus, S. 281 ff.) möglichst zu vervollständigen. Es war uns, dank der Begleitung des Polizeipristravs, des Fürsten Dsch . . ., welcher bei den Chewsuren viel Vertrauen und grofse Achtung geniefst, möglich, einige Dinge zu sehen und zu erfahren, die sonst dem Reisenden verborgen bleiben.

Im ersten chewsurischen Dorf, Barisacho, fällt uns ein grofses steinernes Giebelhaus in die Augen. Es ist die Schule, für die Chewsuren erbaut. Da aber diese nichts von derselben wissen wollen und ihre Kinder nicht hinschicken, so haben die benachbarten Pschawen, welche die Bildung eher zu schätzen wissen, dort 15 Kinder untergebracht. Die steilen Halden der Berge sind noch mit Wald bestanden, der allerdings nach oben zu lichter wird. Die Bäume haben hier auffallend pyramidale Formen, Buchen, Ahorn etc. sehen in der Ferne aus wie schlanke Tannen. Sollte das ein Spiel der Natur sein? Nein, es ist das Werk von Mensehenhand, und die Sache erklärt sich einfach so, dafs die Bäume wegen Futtermangels für das Vieh im Winter und Frühjahr geschoren werden. Jedenfalls ist diese Art der Waldausnutzung zu Futterzwecken nicht so barbarisch wie der in anderen Gegenden des Kaukasus übliche Brauch, die Bäume umzuhauen, um die zarten Zweige und Knospen dem Vieh zugänglich zu machen und dann die gefällten Stämme einfach liegen und faulen zu lassen.

Als wir hinter Barisacho den steilen Pfad hinanritten, kam uns plötzlich ein Chewsure in grofser Aufregung entgegen mit der Meldung, dafs soeben der Weg abgestürzt sei. Eine schmale Klinge war einige hundert Fufs über dem Wasser mit zwei Balken überbrückt gewesen. Diese waren gefault und unter der Last eines Pferdes hinab-

gestürzt, glücklicherweise ohne dieses mitzureifsen. Mit einiger Gefahr kletterten wir hinüber. Wie unsere Führer dann die Pferde und das Gepäck über die schlimme Stelle gebracht, ist mir rein unbegreiflich, jedenfalls war es gut, dafs wir nicht zusehen konnten. Es war auch kein Platz für müfsige Zuschauer auf einem Pfad, wo zwei Menschen sich kaum ausweichen können. Nach diesem unliebsamen Zwischenfall, der uns längere Zeit aufhielt, konnte die Expedition ihren Weg fortsetzen, und wir gelangten gegen Abend in das wohl mehr als 2000′ über dem Flufs gelegene grofse Dorf Guli, wo wir uns an sehr starkem, kohlensaurem Wasser, welches hier der Erde entquillt, erquickten. Mehr und mehr öffnet sich jetzt die Aussicht auf die Schneegipfel der nach Westen und Norden liegenden Hauptkette, die hier eine Höhe von 12000′ und darüber erreicht und der Aragwa von rechts wasserreiche, wilde Bergbäche zusendet, wie den Ukanachos-Chewi, Ocher-Chewi und ganz besonders den in Kaskaden sich überstürzenden, schneeweifs schimmernden Gletscherbach Paparenos-Chewi, der vom Tschauchi herabkommt. Hinter Guli biegt die Aragwa nach Nordosten aus. Wir folgen ihrem Thal in halber Höhe des Bergabhangs in einem Espenwäldchen, das stellenweise mit Birken durchsetzt ist. Noch ehe die Nacht einbricht, sind wir in Gudani, welches wegen seiner Heiligtümer neben Chachmati und Schatil zu den wichtigsten Orten in Chewsurien gehört.

Gudani liegt, wie fast alle chewsurischen Dörfer, terrassenförmig an die Berghalde angeklebt. Die schewsurischen Dörfer haben darin grofse Ähnlichkeit mit den Aulen des Daghestan, nur sind sie etwas weitläufiger gebaut; auch sind die Häuser höher. Sie bestehen aus zwei oder drei Stockwerken, welche sich staffelartig übereinander aufbauen,

indem der zweite Stock um einige Faden hinter dem ersten zurücktritt etc. So bildet das flache Dach des ersten Stocks, soweit es vom zweiten nicht bedeckt ist, eine Art Veranda oder Balkon für diesen. Die Häuser sind aus Stein ohne Mörtelverbindung gebaut, Thüren- und Fensteröffnungen sehr klein, die Fensteröffnungen ohne Glas; stellenweise vertritt Flechtwerk die Mauer. Der unterste Stock dient den Frauen und dem Vieh als Aufenthaltsort, hier steht der ungemein primitive Webstuhl und allerlei anderes Geräte; im zweiten Stock wohnen die Männer; das dritte Stockwerk endlich stellt eine Art Tenne dar, die zur Hälfte gedeckt ist. Hier finden grofse, geflochtene Körbe zur Aufbewahrung des Getreides ihren Platz. Das Innere des Hauses ist im höchsten Grade unreinlich, die Wände und Decken vom Rufs geschwärzt, eine schreckliche Atmosphäre herrscht in den Wohnräumen. Die einzelnen Stockwerke stehen durch Luken und primitive Leitern in Verbindung. Noch schmutziger als in dem Haus ist es vor dem Haus, wo der Mist in grofsen Massen aufgehäuft ist. Man kann in den engen Gäfschen bei der gröfsten Vorsicht keinen einzigen Schritt thun, ohne auf Mist zu treten. Man kann sich kaum einen gröfseren Kontrast denken als denjenigen, welcher bei dem Chewsuren zwischen seiner Kleidung und seiner Wohnung herrscht. Die Kleidung der Männer und Frauen kann geradezu als schön bezeichnet werden und zeugt in den mannigfaltigen Stickereien und dem Ausputz von entschieden gutem Geschmack, grofsem Fleifs und Kunstfertigkeit der Frauen, welche die Stoffe weben, färben, (meist schwarz) und mit farbiger Wolle rot, grün und gelb ausnähen. Brust, Achsel und Rücken des langen Rocks der Männer, sowie der untere Rand der kurzen Beinkleider sind mit allerlei Farben ausgenäht. Nicht weniger reiche Stickerei

tragen die Gamaschen, der Handschuh (man trägt solchen nur an der rechten Hand), das Täschchen für den Feuerstein, der Tabaksbeutel, oft auch die Mütze, sowie die dicken Strümpfe des Mannes. Die Schöfse des Männerrocks haben viele Nähte, der Sommerrock auf beiden Seiten Schlitze, mit Posamenten verziert. Die Frauenkleidung hat neben der Stickerei auf der Brust und am Gurt eine Menge Silberbleche und schneckenartige Verzierungen, der Rock ist unten mit mehreren bunten Streifen geschmückt. Die vorwiegenden Figuren der Stickerei sind Kreuze und Dreiecke. Aber dieselben kunstfertigen Hände, welche diese sauberen und schönen Arbeiten verrichten, entfernen den Mist aus dem Wohnungsraum, ohne sich einer Schaufel zu bedienen, und führen ungewaschen und von Schmutz strotzend die unvermeidliche Schnupftabaksprise zur Nase. Auch das Gesicht dieser kunstvollen Nähterinnen kann Wasser und Seife sehr wohl vertragen. Als wir uns wuschen und gar die Zähne putzten, versammelte sich eine ganze Gesellschaft neugieriger Frauen und Kinder und machten sich nicht wenig über uns lustig. Die Chewsuren beiderlei Geschlechts sind in höchstem Grade wasserscheu und wenn man, nach einem bekannten Ausspruche, die Kulturstufe eines Volkes nach dem Verbrauch der Seife bemessen kann, so stehen sie auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Ja, wie eklig und unästhetisch: wenn sich die Chewsurinnen überhaupt ein übriges thun und sich waschen, so waschen sie sich mit dem Urin der Kühe, was vor Ungeziefer und unreiner Haut schützen soll. Mir ist ein Fall bekannt, dafs ein junger grusinischer Fürst sich sehr für eine hübsche Chewsurin interessierte und ernstliche Absicht hatte, sie zu heiraten. Als er aber die Schöne sich mit solchem ganz frischem „Schönheitswasser“ waschen sah, verging ihm alle

Liebe und Lust, und der Roman nahm ein schnelles Ende. Ich kann übrigens mit gutem Gewissen versichern, dafs dieses Toilettenwasser wenig verschönt, denn man sieht in Chewsurien sehr selten ein halbwegs hübsches Gesicht.

Der Chewsure ist in hohem Grade stolz auf seinen Namen, er sieht auf die anderen Völker herab. Die Russen sind ihm „Frösche", die Pschawen „Melkkühe", die man auf jegliche Weise ausnutzen kann und mufs, nur die Tuschen geniefsen einige Achtung. Er ist sich völlig selbst genug und äufserst konservativ. Die Berührung mit der Kultur hat bei ihm keinen Eindruck hinterlassen. Er gleicht in dieser Beziehung, sowie in seiner Anspruchslosigkeit und zähen Ausdauer dem Chinesen, ist aber weniger arbeitsam als dieser. Noch bebaut er das Feld auf die allerprimitivste Weise, obgleich ihm der mühselig bestellte Acker nur vier- und fünffältigen Ertrag giebt, noch braucht er eine aus Reisigbüscheln verfertigte Egge, welche den Samen nur spärlich mit Erde bedeckt, noch bilden bei ihm das Gehege, das die Felder vor dem Vieh schützen soll, einfach nebeneinander gestellte Reisigbündel, noch kennt er keine andere Rechnung als nach Kühen (er sagt z. B.: ein Gegenstand ist so und so viel Kühe wert), noch treibt er vielfach Tauschhandel, noch trägt er auf der Reise den kleinen, runden Schild überall mit sich herum, wenn ihm auch der Kettenpanzer zu schwer geworden; noch besteht sein Steigbügel aus einem aus Weiden geflochtenen Ring, der an einem Strick vom Sattel herabhängt, noch kennt er das Schiffchen des Webstuhls nicht, noch hat er an Gewehr und Pistole das Feuersteinschlofs, noch ist die Blutrache bei ihm im Brauch, noch verbannt er die Wöchnerin und das Weib in der Periode der Menstruation aus dem Hause (wenn auch nicht mehr in schlechte Laubhütten draufsen auf dem

Felde, welche gegen die Unbill der Witterung keinen Schutz gewähren, sondern in kleine neben dem Haus erbaute Steinhäuschen), noch hängt er mit Zähigkeit an seinen religiösen Anschauungen und Gebräuchen, welche, näher betrachtet, ihn fast als Heiden erscheinen lassen. Der Chewsure vor 3 und 4 Jahrhunderten war wohl derselbe wie der Chewsure zu Ende unsres Jahrhunderts und er bildet insofern eine interessante Reliquie aus dem Mittelalter, freilich nicht zu seinem Vorteil. Völker, welche nicht kulturfähig sind, gehen zurück; auch hier giebt es keinen Stillstand, sondern nur Rückschritt und Fortschritt. Und wirklich haben wir Anzeichen genug, welche beweisen, dafs dieses Volk degeneriert, und die neueste Volkszählung hat gezeigt, dafs die Zahl der Chewsuren bedeutend abnimmt. Anstatt der vor einigen Jahren gezählten 5800 Individuen beiderlei Geschlechts haben wir im Jahre 1897 nur mehr 5762, wobei die Zahl der Weiber, wie fast bei allen kaukasischen Völkern, hinter der Zahl der Männer bedeutend zurückbleibt. Jene 5762 Individuen verteilen sich auf sieben Gesellschaften in 53 Dörfern und 1170 Höfen (Haushaltungen). Drei Gesellschaften: Schatil, Ardot, Achiel, liegen nördlich vom Hauptkamm, vier dagegen, nämlich Barisacho, Guli, Roschki, Bazaligo, auf dem Südabhang des grofsen Kaukasus. Wenn man das einfache Rechenexempel anstellt und die Zahl 5762 durch die Zahl der Höfe dividiert, so erweist sich, dafs auf einen Hof nicht ganz 5 kommen, dafs also die Zahl der Kinder eine sehr geringe sein mufs. Und wirklich fällt solches in allen Dörfern sehr ins Auge, mit Ausnahme allenfalls von Schatil, wo eine unverhältnismäfsig grofse Anzahl von Rangen jeglichen Alters unser Quartier umlagerte. Der geringe Nachwuchs erklärt sich durch verschiedene Gebräuche, die der Vermehrung ungünstig sind und die wir an anderem Ort

angedeutet haben, aber auch durch das rauhe Klima und die schlechte Ernährung. Überhaupt ist der Chewsure bestrebt, möglichst wenig Kinder, namentlich weiblichen Geschlechts zu haben.

Gudani, wo wir auf der Tenne eines Hauses unser Nachtlager aufgeschlagen hatten, bot uns neben seiner herrlichen Lage so viel des Interessanten, dafs wir am folgenden Tage erst spät unsere Reise fortsetzten. Gerade vor uns nach Westen steht der Tschauchi (12107′), mit seinen pittoresken drei Spitzen die Umgebung weithin überragend. Ein kleiner Gletscher wird von seinen Schneefeldern gespeist. Nach Osten ragt das Horn des 10393′ hohen Likokis empor, von seinen smaragdgrünen Matten ist der Schnee verschwunden, nur in einigen Runsen glänzen noch weifse Streifen. Vor uns baut sich eine hübsche Gebirgslandschaft auf, belebt von Wald und reifsenden Bergströmen mit schneeweifs schäumendem Wasser. Hinter uns steigt die Berghalde von Gudani zu einem gegen 7000′ hohen Kamme an. Das Dorf selbst liegt inmitten ährenwogender Felder. Oberhalb des Dorfes befindet sich eines der Heiligtümer von Gudani, wo die geweihten Gefäfse, der Dekanossenstab und die „Droschi“, d. i. heilige Fahne, aufbewahrt werden. Aber das Haupttheiligtum Gudani-Chate oder Gudani-Dschawri liegt unterhalb des Dorfes im Schatten hundertjähriger Eschen, welche ihre dichtbelaubten Äste wie schützend ausbreiten über die verschiedenen Baulichkeiten der geweihten Stätte, deren Boden jetzt vor dem nahe bevorstehenden Feste kein Chewsure betreten darf. Eine Ausnahme machen nur der Dekanofs und die „Dasturi“, welche in einem eigens für diesen Zweck erbauten Hause das Festbier brauen. Daneben steht ein anderes Haus für den Dekanossen, sowie eine Art Schutzhütte, nach einer Seite offen. Dort

sind längs der Wände steinerne Bänke um eine steinerne Tischplatte placiert. Hier findet später die Bewirtung mit dem geweihten Bier statt, das jetzt eben in grofsen hölzernen Kufen, wohlbedeckt mit Teppichen, den Gärungsprozefs durchmacht und nicht berührt werden darf.

II.

Wie bekannt, haben die Chewsuren ihre eigene Hierarchie[1], an deren Spitze die sogenannten Dekanossen stehen, welche lebenslänglich gewählt werden. Sie sind nicht besoldet, erhalten aber bei den Festen von jedem Schaf, das sie schlachten, das Fell und ein Vorderbein. Da an einem Feste oft mehrere Hundert Schafe geschlachtet werden, so ist ihr Einkommen keineswegs gering. Zwar hat jede Gesellschaft ihren Dekanossen, aber die angesehensten sind die von Gudani und Chachmati (früher auch von Schatil). Nachdem im Sommer Anfang Juli das zwei Wochen dauernde Fest gefeiert ist, ziehen die Dekanossen durch das Land und hinüber zu ihren Nachbarn, den Tuschen und Pschawen, wo sie mit grofser Ehrfurcht aufgenommen werden. Vernehmen wir hierüber den offiziellen Bericht eines russischen Geistlichen aus der grusinischen Zeitung „Mzkemsi“ (Der Hirt) vom Jahre 1884, in welchem derselbe darzuthun sucht, dafs die Chewsuren noch Götzendiener seien. Wir lesen da: Im Juli ziehen die Dekanossen im Land herum, sie tragen Stöcke von ca. 1 Faden Länge mit einer speerartigen Spitze, unterhalb derselben hängt eine kleine silberne

[1] Obgleich sie als Christen gelten, haben sie doch ihre eigene Religion, ein seltsames Gemisch von Mosaismus, Christentum, Islam und Heidentum. Neben dem hl. Georg und anderen Heiligen haben sie ihre heidnischen Götter; sie rasieren den Kopf, essen kein Schweinefleisch, haben Bigamie etc.

Kugel, noch tiefer kleine Glocken und farbige Tücher. Diese Stöcke „Droschi“ genannt, halten die jüngsten Dekanossen. Der älteste Dekanofs hat auf der Brust eine Menge Kettchen, an welchen silberne Kreuzchen hängen, auch verschiedene kleine Geldstücke, silberne Kugeln, Medaillen etc. und in der Mitte der Brust glänzt ein grofses Archimandritenkreuz mit dem Bild des Erlösers, seine rechte ausgestreckte Hand hält ein in ein Tuch gewickeltes grofses silbernes Kreuz, mit einem ordinären Stein geschmückt. Das Kreuz endet in eine silberne Kugel. In der linken Hand trägt er eine Art Bischofsstab, dessen oberer Teil eingebogen und mit einer adlerartigen Verzierung geschmückt ist. An dem Stabe hängen Tücher, ähnlich wie am Stabe der russischen Oberpriester. Von allen Dörfern strömt das Volk der Prozession entgegen und empfängt sie feierlich. Zu Mittag wird ein Schaf geschlachtet, das Blut in einem Gefäfs aufgefangen, mit dem Blut den Anwesenden die Stirne kreuzweise bezeichnet und das Volk besprengt. Dann wird gegessen und getrunken und die Prozession geht weiter, voran der jüngste Dekanofs, mit einem Glöckchen läutend, dahinter der älteste Dekanofs, auf den Stab gestützt. Sobald die Prozession sich einem Heiligtum nähert, werden Lichte angezündet und das Gebet beginnt, indem die Dekanossen die Hände in die Höhe halten. Das Gebet wird laut und vernehmlich gesprochen, so dafs Alle es hören können. Es beginnt mit den Worten: „Ehre sei Gott! Ehre dem Mond! Ehre den Sternen!“ Dann folgen einige Worte aus dem Vaterunser und aus dem Glaubensbekenntnis, darauf aber wieder solche Formeln, welche dem Geist der christlichen Kirche nicht entsprechen. Das dauert so mehrere Stunden, worauf ein Schaf geschlachtet und die Anwesenden mit Blut besprengt werden. Sodann treten die-

jenigen, in deren Haus im Laufe des Jahres Jemand gestorben ist, an einen Dekanossen heran und bitten, den Verstorbenen aus der Hölle zu retten und ihm das Paradies zu verschaffen. Der Dekanofs folgt sogleich den Hinterbliebenen zu Pferde, macht unterwegs verschiedenen Hokuspokus, z. B. wenn ein grofser Stein im Weg liegt, befiehlt er ihn, umzukehren oder, an die Hinterbliebenen sich wendend, ruft er mit exaltierter Stimme: „Fliehet, fliehet von hinnen, sehet euch nicht um! ein böser Geist verfolgt euch!“ Das lassen sich diese nicht zweimal sagen; sie laufen, was sie können und kommen ermüdet zum Bethaus (Nische). Dort findet sich auch der Dekanofs ein, läuft um das Bethaus herum, murmelt einige unverständliche Worte vor sich hin und ruft dann plötzlich: „Erhebet eure Augen zum Himmel und sehet, dort, dort, wie die Seele des Verstorbenen eintritt in das Paradies.“ Darauf sammelt er in einem silbernen Gefäfs (badia) milde Beiträge zu seinen Gunsten (oft 10 bis 20 Rbl.). Diese Dekanossen veranlassen auch die Tuschen, dafs die Wöchnerinnen zu jeder Jahreszeit, selbst im strengsten Winter, in einer Hütte im Freien gebären müssen. Ebenso lassen sie Schwerkranke und Sterbende auf den Hof oder das Feld tragen und dort sterben, wodurch Manche umkommen, welche bei richtiger Pflege hätten gerettet werden können.

So weit der offizielle Bericht. Einmal, in den 80er Jahren, nahm ein russischer Pope den Dekanossen ihre Embleme ab, welche sie, wie es hiefs, „gern weggaben“. Sie wurden ihnen aber später wieder zugestellt. Ich erzähle nun, was wir in Gudani gesehen, dank dem Umstand, dafs wir den Chewsuren als Ausländer vorgestellt wurden, von denen sie nichts zu fürchten hätten. Man veranstaltete für uns einen feierlichen Aufzug, welcher sich von dem

oberhalb des Dorfs befindlichen Heiligtum zu dem schon geschilderten, das unterhalb liegt, begab. Voran schritt im roten Feiertagsgewand ein Mann mit einem Stab, an dem eine grofse Glocke befestigt war, welche bei jedem Schritt anschlug, ihm folgte der Träger des „Droschi", eines kurzen Stockes mit langer, nach oben gerichteter Eisenspitze, unter welcher zwei bunte Tücher angebunden waren. Darauf zwei „Mechate", d. i. Träger der heiligen Gefäfse und der Dekanofs mit einem krückenartigen Stock mit versilbertem Knauf, den Schlufs bildeten drei andere Chewsuren in voller Rüstung mit Schwert und Panzer, Armschienen, Helm und Schild als Ehrenwache. Man marschierte im Gänsemarsch. Als der Zug angekommen war, begaben auch wir uns hinunter und besahen uns die Sache in der Nähe. Wir hatten, wie man uns gelehrt hatte, Wein mitgenommen, welchen wir in eine der hübschen silbernen, geweihten Schalen gossen, deren eine oberhalb des Henkels zwei taubenähnliche Figuren trug. Der Dekanosse trank jedem von uns mit kurzem Spruche zu, worauf wir einzeln antworteten und Bescheid thaten. In die zweite Schale legten wir dabei einiges Silbergeld zum Nutzen des Heiligtums. Damit war die feierliche Ceremonie zu Ende. Jetzt zeigten die gepanzerten Ritter ihre Fechtkunst, indem sie niederknieten, sich hinter dem Schild zusammenkauerten und aufeinander mit scharfer Waffe loshieben. Der dritte Gepanzerte stand als Unparteiischer in einiger Entfernung. Nachdem sie gefochten, tanzten die Ritter uns noch etwas in der heifsen Julisonne vor, ohne die Rüstung abzunehmen. Der Tanz ähnelt der grusinischen Lesghinka. Damit war die Vorstellung zu Ende. Es sei hier noch einiges über die Rüstung der Chewsuren hinzugefügt. Der Helm (tschatschkari) besteht aus einer silberplattierten tellerähnlichen Platte,

von welcher ringsum ein Kettennetz herabhängt, das Gesicht, Hals und Nacken schützt. Das mit kurzen Ärmeln, an welche sich Armschienen anschliefsen, versehene Panzerhemd reicht bis zum Oberschenkel, es ist aus Eisendraht geflochten. Ein ähnliches Netz bedeckt die vordere Seite der Beine und die obere Fläche des Fufses. Ein kleiner runder Schild aus Leder mit Eisenbeschlag, ein grofser Dolch und ein wenig gekrümmter Säbel[1], sowie die Schlagringe „Sazeruli“ mit ihren scharfen Zacken vollenden die Ausrüstung. Spiefse und Feuerwaffen werden selten getragen. So lange die Blutrache noch im Schwange war, trug der Chewsure, sobald er das Dorf verliefs, sein Panzerhemd, welches sein Stolz und Ehrenkleid war; auch war es Sitte, solches den Verstorbenen bis zu ihrer Beisetzung anzuziehen, damit sie würdig im Jenseits erscheinen.

Im Vertrauen auf ihre gute Rüstung und ihr scharfes Schwert haben die Chewsuren wohl im Unterschied von ihren Nachbarn, den Tuschen, welche zum Schutz gegen die plötzlichen Überfälle der Lesghier ihre Dörfer stark befestigten und mit festen Thürmen versahen, nur an sehr wenig Orten Befestigungen angelegt. Solche habe ich eigentlich nur in Biso und in Schatil am Argun gesehen. Abgesehen davon, dafs sie weniger exponiert waren, weist dieser Umstand auf den offensiven Charakter des Chewsuren hin, welcher auch in früheren Zeiten nicht abgeneigt war, Raubzüge gegen benachbarte Völker zu unternehmen und das Recht des Stärkeren allenthalben walten zu lassen. Noch erzählen die Alten an langen Wintertagen der Jugend

---

[1] Man findet bei den Chewsuren, welche überhaupt die Waffen über alles lieben, viele alte gute Säbel. Häufig sind ungarische mit den Husaren oben an der Klinge, seltener Klingen von Solingen und von Gorda Frangi, d. i. von dem Ausländer Gorda.

zur Nacheiferung von den Heldenthaten, resp. Raubzügen der Väter, ihre Recitationen mit dem Klang einer Art Guitarre, dem dreisaitigen „Pandur“ begleitend. Ein solches Lied mag hier Raum finden:

Adler! Adler! Euer Samen ist besser als alle Samen,
Die Vögel müssen euch beneiden.
Ihr habt einen Fasanen gefangen,
Ihr bringt ihn, ihn den Herren zu zeigen.
Einen Knopf aus Metall werden sie euch schenken,
Damit er klinge an eurem Halse.
Dein Vater hat Löwen und Panther und andere Tiere erlegt,
Und du, sein Sohn, wirst, so du nur willst, Hirsche bringen,
Du holest sie ein und tötest sie ohne Schwierigkeit.
Du bist unsere grofse Hoffnung, ein Turm mit Kalk gebaut.
Ein Pfeil bist du, in Ossetien geschmiedet,
Und in der Stadt mit Channa gefärbt,
Ein Kaftan bist du aus Sammet, mit neun Knöpfen geknöpfet,
Ein Quell lebendigen Wassers, das fliefset aus goldenem Rohr . . .

Zu den ritterlichen Übungen des Chewsuren gehört auch das Reiten, der Wettlauf und das Steinschleudern. Bei der Leichenfeier angesehener Personen und auch sonst bei festlichen Gelegenheiten finden nach Art der olympischen Spiele förmliche Wettkämpfe statt. Die Sieger werden im Triumph auf den Händen nach Haus getragen, wo sie die Träger bewirten. Was die edle Reitkunst anbelangt, so ist vor allem zu bemerken, dafs ganz im Gegensatz zu dem Chik, welchen der Chewsure in Kleidung und Bewaffnung zur Schau trägt, seine Pferde wohl sehr ausdauernd, aber wenig ansehnlich sind. Ebenso ist die Ausrüstung des Pferds eine sehr kümmerliche, angefangen vom Zügel, welcher in der Regel aus einem einfachen Strick besteht, bis zum Steigbügel, der aus einer Weidenrute geflochten ist. Aber kühne, verwegene Reiter sind sie, namentlich wenn sie von Schnaps und Bier etwas warm geworden sind und auf ihren halsbrecherischen Pfaden Wettrennen

veranstalten, wobei sie sich an dem Schwanzriemen und der Mähne des Pferdes festhalten. Aufgesessen wird im Chewsurenland von der rechten Seite und das Pferd mit der rechten Hand gelenkt.

Es versteht sich von selbst, dafs das heranwachsende Geschlecht, welches von früh an die Erzählungen von den Heldenthaten der Väter hört und sieht, wie hoch Tapferkeit, Gewandtheit und Mut gestellt werden, den Alten in allen Stücken nachzueifern sucht und sich früh in leiblichen Übungen ausbildet. Vor allem mufs der Knabe sein hölzernes Schwert und seinen weidengeflochtenen Schild, auch die Schlagringe (Sazeruli) handhaben lernen. Die Erziehung ist eine spartanisch strenge. In den ersten Jahren liegt sie ganz in den Händen der Mutter, welche das Kind mit der Brust nährt, bis die Zähne da sind und die harte Speise vertragen werden kann. Der Vater darf das Kind bis zu einem gewissen Alter nicht auf den Arm nehmen, ihm auch in Gegenwart Fremder kein freundliches Wort sagen. Erst wenn es dem Vater an die Hand gehen kann, kümmert sich dieser um dasselbe. Auf strenge Disciplin wird vor allem gesehen, Achtung vor dem Alter in ganz besonderem Grade verlangt. Die Nahrung bildet ein Stück hartes Brot und ein bifschen Käse. Der Anzug ist dürftig und im Sommer und Winter derselbe, das Bett — die Erde. Alles ist darauf berechnet, die Jugend an Einfachheit und Entbehrungen, an Hunger und Durst, an Kälte und Hitze zu gewöhnen. Oftmals müssen die Knaben zur Probe ihrer Standhaftigkeit brennenden Zunder oder feurige Kohlen auf der Hand halten, ohne eine Miene zu verziehen. So wird die Willenskraft gestählt.

Originell sind die Namen, welche der Chewsure seinen Kindern giebt, namentlich die Namen der Knaben, welche

meist dem Tierreich entnommen sind. Da giebt es Datvia (Bär), Mgela (Wolf), Wepchnja (Panther), Zaglika (Hund). Andere mehr poetische Namen sind Ziskara (Anbruch des Morgens), Imeda (Hoffnung). Der einzige christliche Name Georg ist im Chewsurischen ein Gaga (grusinisch Gigo) geworden. Noch andere Knabennamen sind Totja, Mindja, Kukuja, Aparek, Bezika, Chirtschlach, Chachona, Utuska, Batschakur. Von weiblichen Namen habe ich verzeichnet Natja, Natella und Natula (= Natalie?), Sekuja, Msekale (Sonnenfrau), Buba Berdeda (alte Mutter), Gansa[1] (Schatz), Chatusta etc.

In die Ehe tritt der Chewsure sehr früh, während die Frauen verhältnismäfsig spät heiraten, nicht früher als mit 20 Jahren. Die Verlobung findet, wie das früher bei den Grusinern der Fall war, oft schon in der Wiege statt. Der Dekanosse, welcher die Ehe einsegnet, heftet die Enden der Kleider von Braut und Bräutigam zusammen[2], murmelt einige Worte und wünscht dem jungen Paar Glück und Segen. Wenn der Mann seine Frau nicht liebt, oder wenn sie unfruchtbar ist, so hat er das Recht, sie wegzuschicken und eine andere zu heiraten. Bigamie kommt vor, wenn auch selten. Der Umgang zwischen Mann und Frau ist sehr kalt, Zärtlichkeiten in Gegenwart Anderer sind verpönt. Die Frau darf ihren Mann und die Verwandten von männlicher Seite nicht mit Namen nennen. Weiteres über das eheliche Leben der Chewsuren habe ich an anderer Stelle mitgeteilt.

Die rauhe Natur seiner Berge und der felsige Boden

---

[1] Von diesem Wort haben auch die Verwahrer kirchlicher Schätze, die „Megansuri“, ihren Namen.

[2] Ein ähnlicher Brauch herrschte nach Faulmanns Kulturgeschichte bei den alten Mexikanern.

geben dem Volk nur wenige Mittel zu seiner Existenz. Um so auffallender ist, dafs sie ihre Heimat nicht verlassen wollen. „Wie können wir,“ sagen sie, „den Boden verlassen, der mit dem Blut unserer Väter getränkt ist.“ Nur selten sucht der Chewsure Arbeit in der Ebene oder in der Stadt. Im Vergleich mit den Pschawen und Tuschen sind die Chewsuren sehr arm. Die reichsten Leute haben kaum ein Dutzend Kühe, einig' Stiere und Pferde. Obgleich die Halden der Berge gute Weideplätze darbieten, so ist es nicht möglich, einen gröfseren Viehstand zu halten, da im rauhen, lange andauernden Winter kein Platz für dasselbe in den Häusern ist. Das Vieh im Winter in die wärmeren Ebenen hinabtreiben, wie es der Tusche macht, dazu ist der Chewsure zu bequem und zu schwerfällig; er zieht das Nichtsthun vor, raucht sein Pfeifchen und erzählt sich allerlei Abenteuer. Er arbeitet nur, wenn das Feld bestellt oder das Korn geschnitten werden mufs. Die Bestellung des Ackers an schwindelnden Abhängen ist sehr beschwerlich, mit der gröfsten Mühe und oft mit Lebensgefahr verbunden. Das Land in der Nähe der Dörfer ist meist sorgfältig bestellt, trägt aber kaum vier- oder fünffältig. Gebaut werden Hirse, Gerste, Weizen, Kartoffeln, Kohl und — Tabak. Dieser darf schon gar nicht fehlen, da die Männer leidenschaftliche Raucher sind und auch die Frauen, so weit sie nicht rauchen, ohne Schnupftabak nicht leben können; auch die Kinder fangen früh an zu rauchen. — Da fast alle Dörfer von Feldern umgeben sind, welche sich bis an die Häuser erstrecken, so liegt hierin wohl der Grund, dafs in ganz Chewsurien kein Geflügel gehalten wird. Hühnerfleisch und Eier sind dem Chewsuren unerlaubte Speisen, dagegen geniefst er als seltene Leckerbissen frisches Fleisch vom Schaf und vom Thur, welches

er in schlecht getrocknetem Zustande auch für den Winter verwahrt.

Von Gudani lag unser Weg nach Osten in der Richtung des Likokis (10 393'), in dessen nächster Nähe ein Paſs über den Hauptkamm zu einem der Quellflüsse des Argun führt. Wir folgen dem Lauf der chewsurischen Aragwa, welche durch die Unmasse von groſsen Kieseln, die sich in ihrem Bette abgelagert, zeigt, welche ungeheure Kraft sie zur Zeit des Hochwassers entwickelt. Vorbei geht's an Chachmati mit seinen berühmten Heiligtümern im Schatten hoher Eschen; auch hier prangt gleich daneben eine russische Kirche. An einer kohlensauren Eisenquelle wird kurzer Halt gemacht. Immer unebener und steiniger wird der Weg, den wir uns über einstige Endmoränen eines ehemaligen Likokisgletschers suchen müssen. Dann kommen grüne Alpenwiesen mit üppigem Graswuchs, aber wenig Blumen. Wir steigen zu einem kleinen Birkenwäldchen hinauf. Das Gras wird niedriger, sobald wir höher kommen; eine brillant rosafarbene Variation von Anemone narcissiflora, die hier recht häufig ist, zieht unsre Aufmerksamkeit auf sich. Am letzten steilen Aufstieg bedeckt Rhododendron caucasicum in niedrigen kümmerlichen Exemplaren die Abhänge. Bald stehen wir auf dem Passe, dessen Höhe gegen 9000' betragen mag. Dicht neben uns, nach rechts, steht der Likokis, in einigen Runsen liegen noch spärliche Vorräte von Schnee. Der auf den Karten nicht verzeichnete Paſs wird vom Volk wegen seiner guten Heuschläge „Welke-Tili“, d. i. „gutes Feld, gutes Land“, genannt. Wenn wir einen Blick nach rückwärts thun, so stellt sich uns wieder die imponierende Gruppe des Tschauchi dar und rechts davon tauchen, früher von vorliegenden Bergen verdeckt, der Gormuzis-Tawi und Archotis-Tawi

auf. Nach Osten ist die Aussicht auf die Azuntakette und den Tebulos durch einen nahen Kamm verlegt, nur ein kleines Stück ragt schneebedeckt hervor. Hinter dem Likokis steht der Maturis-Tawi (auch Tschakis-Mta geheifsen). Der Hauptkamm, auf dessen Grat wir uns befinden, hat hier mäfsige Höhe und wird von der zum Tebulosmassiv führenden und vom Borbalo ausgehenden Azuntakette bedeutend überragt, ebenso von der Vorkette der tuschinischen Alpen. Auffallend steil fällt das Gebirge nach Osten und Norden zum Quellgebiet des Argun ab; über Wiesen mit spärlichem Wachstum gelangen wir rasch hinab in das Thal des Flusses, der in ziemlich breiter Thalsohle zwischen hohen Bergen hinfliefst. Nur bei Alepiskari (kari = Thor, Engpafs) verjüngt sich das Thal und hier hat man mittelst einiger Thürme das Thal gesperrt, welches übrigens sehr spärlich bewohnt und wenig belebt ist. Der Flufs ist noch recht zahm und wenig wasserreich, so dafs wir öfters ohne Gefahr durch denselben reiten. Weiter unten beim Einflufs des Kistanis-Chewi schauen wieder einige romantisch gelegene Burgen drohend auf uns herab. Plötzlich wird das Thal enger, der Flufs wilder, zugleich aber auch die Vegetation an den steilen Abhängen eine üppigere. Da wo der Guros-Chewi von Westen her sich mit dem Argun vereinigt, sind schon Brücken über beide Flüsse gebaut. Diese Brücken sind sehr schmal und wenig Vertrauen einflöfsend. Drei Balken, auf beiden Ufern durch Steine gestützt, dienen als Träger, darauf sind Reisigbüschel gelegt und etwas Erde aufgeschüttet. Beim Reiten über solche Brücken ist grofse Vorsicht nötig; am besten ist es abzusteigen; jedenfalls aber soll nie mehr als ein Pferd auf einmal darüber gehen, denn die Balken sind nicht sehr dick und manchmal angefault. Wer allenfalls in den Flufs fiele, würde wohl

kaum mehr herauskommen. Der schmale Pfad hat jetzt nicht mehr Platz neben dem wilden, in endlosen Katarakten über mächtige Felsblöcke sich dahin wälzenden Strom; im lockeren Schiefergrund, der unter den Hufen der Pferde beständig abrutscht, schlängelt sich der Weg hoch hinauf über den Strom. Buschwerk und Laubwald bedecken den Abhang, wo er nicht zu steil ist. Bald tauchen auch junge Föhren auf, weiter unten werden sie zahlreicher und gröfser und klettern bis hoch zu den Felsen hinan. Allenthalben winken im Busch die helllila Glocken der Campanula lactifolia, die zierlichen Blütenwedel der Spiraea Arunco und die weifsen Köpfchen von Valeriana allaearifolia. Etwa 10 Werst oberhalb Schatil bietet sich uns ein Einblick in die Georg-Zminda-Schlucht. Hier steht ein dem heiligen Georg geweihtes Heiligtum. Endlich ragen auf hohem, in steilem Abfall gegen den Flufs vorspringenden Felsen die wohlerhaltenen Ruinen von Alt-Schatil hoch in die Luft, noch eine kleine Biegung und das Ziel unsrer heutigen Reise — Schatil liegt vor uns, malerisch und drohend zugleich mit seinen turmartigen Gebäuden in steilen Terrassen am linken Ufer des Argun sich aufbauend. Hohe Berge schliefsen das Thal ein, und Schatil heifst im Volksmunde „der Ort, wo die Sonne nur früh am Morgen und spät abends zu sehen ist". Wir steigen in einem geräumigen Hause auf dem rechten Ufer des Orts ab.

Schatil mit seinen 41 Höfen ist abgesehen von dem weniger in Betracht kommenden Achiel an einem Quellflufs der Assa, der am weitesten nach Norden vorgeschobene Posten des Chewsurenlandes. Das Dorf ist, wie das nicht weit davon nach Südwest gelegene Guro berühmt uud gefürchtet durch den aufserordentlich kriegerischen Geist seiner Bewohner, deren Heldenthaten in der Geschichte des

kaukasischen Kriegs in Ehren verzeichnet sind; es ist typisch auch dadurch, dafs es von einer Familie resp. Sippe bewohnt wird, welche den Namen Tschintscharauli trägt, ebenso wie in Guro die „Gogotschuri“ wohnen. In anderen chewsurischen Dörfern ist das nicht der Fall. Jene Solidarität der Familie macht die Bewohner viel selbstbewufster, dabei sind sie lebhafter als die anderen Chewsuren, weil in ihren Adern viel fremdes Blut rollt. Heiraten der Schatiler mit Frauen aus der Tschetschuja waren nicht selten. Der Ort würde das Auge des Landschaftsmalers sehr anziehen und erfreuen, wenn nicht da und dort aus den engen Gäfschen und Häusern Ströme von Mist hervorquöllen und die zum Flufs abstürzenden Felsen bedeckten. Ja recht unreinlich, unheimlich und unwirtlich sieht es in den krummen, engen Gäfschen aus, die aus steilen Steintreppen bestehen, noch unreinlicher und unheimlicher in den aus mehreren Stockwerken bestehenden Türmen, wohin das Tageslicht nur durch kleine Löcher dringt. Die einzelnen Stockwerke stehen durch primitive Leitern, Balken, mit Einschnitten versehen, miteinander in Verbindung. In einem dieser dunklen Türme lebte einst der Zarewitsch Alexander von Grusien, als er von inneren Feinden bedrängt, seine Zuflucht bei den Chewsuren suchte. Er wollte bei ihnen und den Pschawen ein Heer sammeln, gab denselben reiche Geschenke und urkundliche Versprechungen grofser Privilegien. Aber mit dem Sammeln des Heeres ging es nicht so rasch, und der Zarewitsch floh nach Persien. Die Schatiler sind aber überzeugt, dafs der Königssohn noch einmal wieder kommen und sein Versprechen einlösen werde. Jetzt dient jenes Gemach, wenn man das finstere Loch überhaupt so heifsen kann, zur Aufbewahrung von Fellen und allerlei Hausrat, auch sah ich hier grofse

Vorräte getrockneter Valeriana allaearifolia, welche zum Färben der roten Röcke benutzt wird. Dort auch hingen Ringe, aus Stroh geflochten, und mit Ferment gesättigt, welche die Gärung des Biers befördern sollten.

Oben im Dorf steht eine russische Kirche, ein steinernes Haus mit Giebeldach und niedriger Thüre auf einer Langseite. Dort ist die Inschrift zu lesen: „Auf allerhöchsten Befehl den Schatilern zum Lohn für die Besiegung des Achwerdi Mahoma und seiner Horden im Jahre 1843 erbaut auf Anordnung des kaukasischen Statthalters, des Fürsten Bariatinsky“. Dieser Achwerdi Mahoma war einer der tapfersten und begabtesten Feldherren Schamyls. Er machte im Jahre 1840 die ganze Tschetschuja, welche sich den Russen unterworfen hatte, aufständig und veranlafste die Bewohner, ihre Aule in der Ebene zu verlassen und in die Berge zu ziehen. 1843 zog er mit einem grofsen Haufen Tschetschener gegen Schatil und verlangte Unterwerfung. Die Schatiler aber verteidigten sich tapfer, töteten Achwerdi Mahoma und 100 seiner Anhänger, während sie selbst nur zwei Mann verloren. Man scheint sich übrigens wenig aus jenem Zeichen kaiserlicher Gnade zu machen. Die Kirche gleicht einer Ruine und wird kaum besucht. Desto höher wird das Heiligtum auf der anderen Seite des Argun geachtet, auf welches wir nachher noch zurückkommen werden. Beim Verlassen des Dorfes thun wir an seinem unteren Ende noch einen kurzen Blick in die sogenannte „Pächoni“, eine Art Gemeindehaus, dessen vordere Seite offen steht. Hier bereitet der Chewsure sein grobkörniges Pulver aus der Kohle der „zazchwi“ d. i. Linde, wozu er Schwefel und Salpeter kauft. Früher gewann er letzteren selbst aus Mist. Als Mörser dient ein grofser Flufskiesel mit einer natürlichen Vertiefung, als Stofser ein länglich

geformter Kieselstein. Hier befindet sich auch eine primitive Vorrichtung, um das Leder zu kneten und weich zu biegen. Der Ort dient als Versammlungsort der Männer, ist sozusagen der Klub von Schatil. Dicht daneben steht ein Turm, an welchem sich noch eine gesalzene, längst schwarzgewordene Hand eines Kisten, mit einem Nagel an die Mauer geheftet, erhalten hat. Solche Trophäen von getöteten Feinden konnte man früher zu Dutzenden an die Türme angenagelt sehen. Die Chewsuren machten früher mit den Kisten, welche ihnen Pferde und Vieh stahlen, kurzen Prozefs, sie schlugen sie einfach tot und hieben ihnen die Hände ab. Jetzt suchen sie dieselben einzufangen und halten sie in Gefangenschaft, bis Lösegeld bezahlt wird. Vor einem Jahr etwa wurde einem Schatiler durch die Polizei ein ganz merkwürdiges Marterwerkzeug mit Gewalt abgenommen, welches nun im kaukasischen Museum aufbewahrt wird. Es sind das eigentümlich konstruierte Handschellen, in welche die Hände zurückgebogen geschlossen werden. Dieselben stehen mit einem um den Hals zu legenden Ring in Verbindung. Dieses Halseisen wieder hängt an einer Kette, welche an einem Balken an der Decke befestigt wird. Der so in Ketten geschlossene Gefangene konnte weder liegen noch sitzen, sondern mufste die ganze Zeit auf einem und demselben Fleck verharren. Man sagt, dafs in jedem Hause in Schatil solche Fesseln zu finden seien und dafs jeder Schatiler es für sein Recht hält, auf solche Weise an den Dieben Justiz zu üben; man versteckt aber die Werkzeuge vor der Polizei, welche nur zufällig oder auf Grund von Anzeigen ihrer habhaft werden kann.

Noch machten wir dem Heiligtum der Chewsuren einen Besuch, welches sich auf dem rechten Ufer des Argun, von Bäumen beschattet, an die Berghalde anlehnt. Es besteht

aus einer gröfseren, mit Schieferplatten bedeckten Vorhalle, an deren Wänden sich steinerne Bänke hinziehen, und einem kleinen steinernen Hause, wo die geweihten Gefäfse aufbewahrt werden. Der Zutritt in dieses ist nur den Dekanossen gestattet. In der Vorhalle hängt eine gröfsere Glocke, welche die Gemeinde zum Feste ruft. Unzählige Geweihe und andere Opfergaben, wie Tuchfetzen, Glöckchen, Stücke von Blechdosen etc. sind an Decke und Wänden angebracht. Charakteristisch und sehr instruktiv für die Verbreitung des Thur und des kaukasischen Steinbocks scheint mir der Umstand zu sein, dafs unter der Unmasse von Geweihen, die hier als Opfergaben aufgespeichert sind, sich nur drei Thurgeweihe befinden.

Unterhalb Schatil hatte der Flufs leichte Arbeit, als er die weichen Löfsschichten durchbrach. Wunderliche groteske Gebilde bauen sich hier, namentlich am rechten Ufer, auf. Wir sind kaum 5 Werst geritten und gelangen an die Stelle, wo der von Mariam-Zminda und Borbalo herkommende zweite grofse Quellflufs des Argun sich mit dem am Likokis entspringenden vereinigt, in dessen Thal wir nach Schatil gelangt sind. Die vereinigten Quellflüsse tragen von jetzt an den Namen Tschanty-Argun, auch Schato-Argun. Dieser vereinigt sich später, etwa unter dem 43. Breitegrad, bei der früheren Befestigung Argunskoje, mit dem Scharo-Argun, dessen Quellen in der andischen Kette an den Bergen Kerigo, kleinen und grofsen Katschu, Donos-Mta, Diklos-Mta zu suchen sind. Unterhalb Grosnij fällt dann der Argun in die Sunscha, einen rechtsseitigen Zuflufs des Terek. Da, wo der Tschanty-Argun diesen Namen erhält, steht auf mäfsiger Anhöhe die berühmte Grabstätte Anatori. Dort bemerken wir nicht weniger als fünf Beinhäuser von ca. drei Faden Länge, zwei Faden Breite und ebensoviel Giebelhöhe. Eine

etwa $1^1/_2{}'$ im Quadrat messende Öffnung erlaubt uns einen Einblick in das Innere der letzten Ruhestätte derer, die einst dieses Thal bewohnt. Zu beiden Seiten sind aus Schieferplatten Bänke angebracht, wo die Toten früher in sitzender Stellung, gut versehen mit Tabak und anderen Gaben, die immer erneuert wurden, beigesetzt waren [1]. Als aber die Pest (Tschiri) kam und die Leute in grofsen Massen starben, reichten die Sitze in den fünf Häusern nicht mehr aus. Jetzt wurden die Leichen aufeinandergeschichtet, wie das noch zu sehen ist. Wie verheerend die Seuche war, läfst sich daraus schliefsen, dafs das ganze Dorf Anatori bis auf einen Mann, der sich in Schatil niederliefs, ausgestorben sein soll. Wie rasch andererseits der Tod erfolgte, beweist der Umstand, dafs unter den ersten Opfern eine Mutter mit ihrem Brustkinde in dem Augenblick starb, als sie dasselbe stillte. Die beiden Leichen wurden in dieser Pose beigesetzt und sollen lange Zeit zu sehen gewesen sein . . . Die Schädel, die wir hier zu sehen bekamen, sind wohlgebildet, auffallend die grofsen und gesunden Zähne; die Knochen waren sehr stark und von grofsen Dimensionen.

Doch kehren wir, ehe wir Chewsurien verlassen, noch einmal zu den Lebenden zurück, um noch einiges über Herkommen, Typus, Charakter, Sprache etc. nachzutragen.

Dafs die Chewsuren der Hauptsache nach aus Grusien stammen, darauf deutet neben ihrem Äufseren und ihrer Sprache auch die im Volke verbreitete Sage, nach welcher ein Bauer aus Kachetien ihr Stammvater sei. Wegen eines Verbrechens flüchtig geworden, versteckte er sich zuerst bei den Pschawen. Dort wurde ihm ein Sohn geboren, welcher bald zum eifrigen Jäger heranwuchs. Einst brachte

[1] Als Kuriosum sei erwähnt, dafs vor nicht zu langer Zeit ein berüchtigter Räuber sich in einem solchen Beinhaus versteckt und von den Gaben, die man den Toten darbrachte, sein Dasein gefristet hat.

dieser einen auffallend fetten Thur als Jagdbeute nach Haus. Der Vater zog daraus den weisen Schlufs, dafs die Gegend, wo das Tier erlegt worden, sehr fruchtbar sein müsse. Er gab seinem Sohn eine Handvoll Gerste und befahl ihm, dort eine Aussaat zu machen. Und siehe da! Von der einen Handvoll erntete er soviel, dafs das Fell eines wilden Tieres den Ertrag kaum zu fassen vermochte. Dieses primitive Mafs aber nannte man „Guda". Daher hiefs der Ort, wo sich der Bauer nun mit seinem Sohn niederliefs, „Gudani", und der Stammvater der Chewsuren — Gudaneli. So gilt also Gudani als Stammort der Chewsuren und das Heiligtum daselbst Gudanis-Dschwari oder Chati als ältestes Heiligtum des Volkes. Wenn nun die Sage dem Gudaneli noch zwei Söhne geboren werden läfst, von denen der eine Tschintschara, der andere Araba heifst und welche die Stammväter der Familien Tschintscharauli und Arabuli geworden, so glaube ich daraus schliefsen zu dürfen, einmal, dafs man die Schatiler, wo die Familie Tschintscharauli wohnt, in enge Beziehung zu Gudani bringen wollte. Zum zweiten aber scheint der Name Araba auf semitischen Zuwachs zu deuten. Letzteres wird auch dadurch bestätigt, dafs die Königin Tamara einen angesehenen Juden mit nach Chewsurenland gebracht haben soll, welcher dann dort geblieben.

Weiter läfst sich annehmen, dafs da, wo ein Verbrecher, wie jener grusinische Bauer aus Kachetien, Zuflucht und Straflosigkeit, ja einen gewissen Wohlstand gefunden, auch andere Verbrecher sich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen suchten. So entstand eine Art Verbrecherkolonie, zusammengesetzt aus allem möglichen Gesindel der anliegenden Gegenden. Der Trieb der Selbsterhaltung nötigte sie, sich enger zusammenzuschliefsen. Dazu kamen dann auch bessere Elemente, welche vor der

Blutrache Schutz suchten, wie auch nach und nach eine Vermischung mit benachbarten Elementen stattgefunden haben wird. Auf diese Weise ist es erklärlich, dafs ein reiner chewsurischer Typus wohl kaum nachzuweisen sein wird. Am meisten jedenfalls zeigt sich die Vermischung mit fremdem Blut in Schatil, wo man die allerverschiedensten Typen sehen kann; ein mehr einheitlicher Typus herrscht in Gudani und Chachmati. Hier hat die Mehrzahl der Individuen auffallend grobe, grofse und viereckige Gesichter mit starker Nase. Die Gestalt ist hager, mittelgrofs bis grofs, die Schultern breit, die Brust flach, Hände und Füfse meist auffallend plump und grofs, die Beine krumm. Die Farbe der Haut ist rotbraun, die Augen braun, mit wenig Ausdruck, Haupthaar meist schwarz, kurz geschoren, oft mit Wangenlocken, der Schnurrbart rötlich. Die Weiber haben meist grobe Züge und sind im Unterschied von den Pschawinnen, wo man nicht selten Blondinen trifft, brünett, altern sehr früh und werden dann recht häfslich. Gewöhnlich sehr gesetzt und phlegmatisch, kann der Chewsure unter dem Einflufs berauschender Getränke zum blutdürstigen Tiere werden, welches nicht mehr zu bändigen ist. Ebenso leidenschaftlich erregt ihn die Pflicht, den Tod und die Beleidigung der Anverwandten zu rächen. Zum Glück kommt die Blutrache seltener vor, wenn auch noch alljährlich einige Bluträcher vor Gericht gezogen werden. Erst kurz vor unserer Ankunft hatte ein chewsurischer Knabe von 15 Jahren einen Tschaparen (berittene Landpolizei) meuchlings ermordet. Die Alten fürchteten sich, die Blutrache auszuüben, weil sie der Sühne des Gesetzes nicht entgangen wären; so überredeten sie den Knaben, indem sie ihn versicherten, dafs ihm als Minderjährigen nichts geschehen könne.

Was die Sprache anbelangt, so spricht der Chewsure ein veraltetes Grusinisch, in welchem viele Ausdrücke und Wörter dem Neugrusinischen fremd sind. Dazu kommen einige Unterschiede in Betonung und Aussprache; manche Wörter sind auch aus dem Tschetschenischen entlehnt. Jedenfalls aber können Chewsuren und Grusiner sich leicht verständigen.

Wenn nun auch als unbestrittene Thatsache gelten kann, dafs der Grundstock der Chewsuren grusinisch ist, so bleiben doch noch zwei grofse Rätsel zu lösen. Da keinerlei Überlieferungen vorhanden sind, so sehen wir uns freilich nur auf Vermutungen angewiesen. Das eine Rätsel ist die eigentümliche Religion mit ausgeprägter demokratischer Tendenz; jedermann kann durch die Wahl der Gesellschaft oder durch den Ausspruch der „Kadagi", d. i. Wahrsager, die verschiedenen Stufen der Hierarchie erreichen. Die Berggrusiner, die Tuschen und Pschawen haben doch nichts Ähnliches, bei ihnen sind die Dekanossen und ihr Gefolge nur gern gesehene Gäste. Die Heimat dieser liegt in Chewsurien. Diese Dekanossen, ihr Aufzug, die Bereitung des heiligen Bieres, das Besprengen des Volkes mit dem Blute der Opfertiere, das mit demselben Blute auf die Stirn gezeichnete Kreuz etc. — das alles sind so merkwürdige Dinge, dafs wir einiges Licht in dieses Geheimnis nur bringen können, wenn wir die Existenz eines Religionsstifters bei den Chewsuren annehmen. Das mag wohl ein Flüchtling gewesen sein, welcher einige Bildung und von den vorhandenen monotheistischen Religionen eine dunkle Vorstellung besafs. Er bekehrte vielleicht als Chewis-beri, d. i. „Alter der Schlucht" oder „Einsiedler", die Bewohner der abgelegenen Thäler zu dieser Mischmaschreligion, die um so eher Eingang finden mufste, da jeder

Einzelne zeitweise eine Rolle dabei spielen konnte, sei es als Dekanofs, Dastur etc. Diese Erklärung entspricht wohl am ehesten der Wirklichkeit.

Die zweite ungelöste Frage betrifft das Kostüm. Die Beibehaltung des Panzers und Schildes bis in die neueste Zeit erklärt sich ganz natürlich durch die beständigen Fehden der einzelnen Gemeinden untereinander und mit den Nachbarn, auch durch die Blutrache; woher aber kommt das eigentümlich bunte Kostüm mit seinen Dreiecken und Kreuzen, mit farbigen Schnüren und Knöpfen, wie wir es sonst bei den kaukasischen Völkern nirgends finden? Woher kommen die Malteserkreuze, welche als Verzierung in die Truhen eingeschnitzt allenthalben in Chewsurien zu sehen sind? Diese Kreuze sind um so auffallender, als wir solche sonst nirgends, selbst an den geheiligten Stätten nicht, erblicken, obgleich solche den Namen „Dschwari“, d. i. Kreuz, tragen. Sollte sich am Ende doch einer oder andere der Kreuzfahrer in diese Gegend verirrt haben? Was hätten solche in den abgelegenen Bergen zu suchen gehabt; sie wären gewifs von den in der Ebene wohnenden Grusinern, die eifrige Christen und stets sehr gastfrei waren, mit offenen Armen aufgenommen worden. Oder sollen wir in den buntverzierten Gewändern der Chewsuren ursprünglich eine Nachahmung der Gewänder der katholischen oder orthodoxen Geistlichkeit sehen? Vielleicht trugen diejenigen, welche sich zu Priestern der neuen Religion aufwarfen, zuerst solche Kleider, welche dann allgemein angenommen wurden, da jeder Chewsure bei Beobachtung gewisser äufserlicher Formalitäten zu irgend einem hierarchischen Amt gewählt werden konnte. Hinter den Männern wollten dann aber natürlich die Frauen nicht zurückbleiben.

III.

Bei Antori führt uns eine Brücke auf das andere Ufer. Wir steigen hoch hinauf über den Flufs, den wir noch lange tief unten im Thale rauschen hören. Nachdem wir etwa 10 Werst zurückgelegt, erreichen wir das unterhalb des Kammes gelegene Kistendorf Dscharego (auf der Karte Dschari) und schlagen die Richtung nach Westen ein. Unser Blick schweift über tiefe Thäler hinweg auf eine Menge verschiedener nach allen Richtungen hin ausstrahlender gewaltiger Bergketten, in welchen die Donnerschläge des eben über uns sich entladenden Gewitters einen grausig-majestätischen hundertfachen Wiederhall finden. Jene Ausläufer des Kaukasus, die hier fast überall den Hauptkamm um mehrere Tausend Fufs übertreffen, lassen sich auf der Karte schwer in ein System bringen. In der Hauptsache kann man drei mehr oder weniger parallele Ketten unterscheiden, nämlich die eigentliche Vorkette, dem Hauptkamm zunächst nach Norden vorgelagert und mit demselben vielfach durch steil abfallende Grate verbunden, wodurch tiefe Schluchten und Kessel entstehen, wie die Darjalschlucht, die Kessel des Argun, der Assa etc. In einem Abstand von 10—15 Werst von der Vorkette haben wir die „Felsen-Kette“ oder „Bunte Kette“, langgestreckte, schmale Grate, welche man in Anbetracht ihrer Struktur als aus dem Meer gehobene Korallenriffe ansieht; sie ragen in wunderlichen, scharfgespitzten Zacken zum Himmel empor und sind bis hoch hinauf mit Wald bedeckt. Zu ihnen gehört unter anderen der Mat-Choch oder Tafelberg, welcher durch seine originelle Form, die an den am Kap der guten Hoffnung liegenden Tafelberg lebhaft erinnert, die Aufmerksamkeit eines Jeglichen auf sich zieht. Noch weiter

nach Norden, als letzter Damm gegen die unabsehbare Ebene hin, laufen die mit dichtem Wald bedeckten und bis zu einer Höhe von 4500′ ansteigenden „Schwarzen Berge“ [1].

Vom Pafs vom Dscharego geht es langsam auf schlüpfrigem, vom Regen durchweichtem Wege zwischen Birken in das breite, von hohen Bergketten umgebene Thal des Mesche-Chi (Chi = Flufs) hinab, wo die Kisten in kleinen Dörfern wohnen, die mit ihren zahlreichen Türmen wie wahre Raubritterburgen dreinschauen. Diese Türme haben eine quadratische Basis von 2—3 Faden und verjüngen sich nach oben. Ihre Höhe beträgt bis 60 und 70′, sie sind oft von einem pyramidenartigen Dach gekrönt; manchmal schliefst ein einfaches Giebeldach den Bau ab, oder aber der Turm ist unbedeckt. Malerisch machen sich die oben auf allen vier Seiten angebrachten kleinen Erker. Der Typus dieser Kistendörfer ist derselbe, wie der fast aller Ansiedelungen in der Bergtschetschnja. Ehe wir uns aber mit den Kisten und Inguschen, diesen beiden Ttchetschener-Stämmen eingehender befassen, mögen einige allgemeine Bemerkungen über die Tschetschener und das Land, das sie bewohnen, am Platze sein.

Die Tschetschnja, welche sich früher im Norden bis zum Terek erstreckte, hat jetzt etwa folgende Grenzen: im Norden die kleine Kabarda, den Sunschaflufs und das Gebiet der Kumyken, im Osten wieder Kumykenland bis zur Stanitza Wnesapnj und dem Aktaschflufs, welcher die Tschet-

[1] Diese schwarzen Berge sind nicht zu verwechseln mit den „Schwarzen Bergen“, welche dem Centralkaukasus in 17—60 Werst Entfernung vorgelagert sind und vom Tschorok und Tschegem mit ihren grofsartig prachtvollen Thälern durchschnitten werden. Zu diesen „Schwarzen Bergen“ gehören z. B. der Kion-Choch (11 230′), Kriu oder Kariu-Choch (11 164′) und andere.

schnja von der lesghischen Gesellschaft Salatau trennt, im Süden den dem Hauptkamm des kaukasischen Gebirges vorgelagerten Seitenkamm bis zum Tebulos-Mta (Dakuache) und das Land der Chewsuren und Tuschen, im Westen die Darjalschlucht. Die Ausdehnung des Landes von Westen nach Osten ist fast doppelt so grofs als die von Norden nach Süden, der Flächenraum beträgt etwa 2800 Quadratwerst. Der Goitaflufs teilt die Tschetschnja in zwei ungleiche Hälften, links liegt die „kleine Tschetschnja", rechts die „grofse Tschetschnja", bewohnt von den Mitschiken, Katschkaliken, Itschkeriern und Auchowern.

Die Tschetschnja ist durch eine Menge parallel laufender Flüsse reichlich bewässert und stellenweise sehr fruchtbar. Der gröfste Flufs ist der vom Hauptkamm kommende Argun, während die anderen Gewässer alle der Vorderkette entspringen. Dazu gesellt sich noch eine Menge von Kanälen zum Behuf der Bewässerung. Das Land war früher mit üppigem Wald bedeckt, der aber grofsenteils der Kriegführung zum Opfer gefallen ist. Doch hat sich solcher noch an den Mündungen der Flüsse und teilweise auch in den Thälern erhalten. Die Sunscha, die bei dem Berg Bogutschara entspringt, nimmt die anderen Flüsse, auch den Argun und die Assa in sich auf und führt ihre Wasser dem Terek zu.

Bewohnt wird das Land von den Tschetschenern, deren Zahl nach der Zählung von 1897: 285 421 Köpfe beträgt. Diesen Namen haben ihnen die Russen nach dem ehemaligen gröfsten Aul Tschetschen gegeben, der am unteren Argun liegt. Die Russen haben sie auch in 20 verschiedene Stämme geteilt, wie Nasranower, Kisten, Galgai, Zoriner, Schatoi, Scharo, Tschabirloi, Itschkerier, Katschkalyken etc. Dem Volk selbst sind diese Namen nicht bekannt. Sie

waren früher in „Taipa“, d. i. Gesellschaften, geteilt und hiefsen sich selbst in der Gesamtheit „Nachtsche“, d. i. Volk (nach anderen soll das Wort „Käsige“ oder „Käseesser“ bedeuten). Sie sprechen verschiedene einander ähnliche Dialekte, die sich durch wilde Gutturallaute auszeichnen und noch wenig erforscht sind, aber einstweilen zu den lesghischen Sprachen gezählt werden. Über ihre Abstammung giebt es nach A. P. Berger nicht weniger als fünf verschiedene Sagen. Nach der einen Überlieferung sollen sie ursprünglich im kaukasischen Hochgebirge an einem Orte „Meästa“ gewohnt haben. Ihr Stammvater war Molkcha oder Malkchu. Als sie mit dem Gebrauch der Waffen bekannt wurden und Pfeil und Bogen führten, siedelten sie sich in „Nachische“, wo jetzt der Aul Kersten-Akch oder Kiolo liegt, an. Eine zweite Überlieferung läfst sie von einem Araber Ali abstammen, welcher sich aus Konstantinopel in die Berge geflüchtet hatte, wo damals drei Familien Galgoi, Akki und Schatoi wohnten. Er heiratete eine Galgoierin, und sein Sohn Nachtschi ward der Stammvater der Tschetschener. Dieser soll dann eine kalmykische Chanin und deren Sklavin in einem der nordkaukasischen Bäder gestohlen und mit diesen noch fünf Söhne gezeugt haben, von welchen sich die einen hoch in den Bergen, die anderen in der kleinen Ttschetchnja zwischen dem Flufs Gechi und dem Agun angesiedelt haben. Diese Familien trugen alle den Namen Nachtschui vom Stammsitz Nachasch. Nach einer dritten Sage stammen sie von einem Recken Turpal aus Arabien ab. Dieser hatte sich zuerst in der Kabarda niedergelassen und sich dort verheiratet. Er zog dann später über den Terek in unbewohnte Gebiete. Noch heute findet sich der Name Turpal in einem alten tschetschenischen Lied. Dafs ein Araber in die Tschetschnja ge-

kommen sein soll, scheint nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, dafs Tarki, in der Nähe des heutigen Petrowsk, lange Zeit ein Hauptsitz der Araber gewesen. Aus allen diesen Sagen geht hervor, dafs wir die Tschetschener als ein aus verschiedenen Elementen zusammengesetztes Volk anzusehen haben.

Sie bildeten eigentlich auch nie ein einiges Volk, anerkannten keine Obrigkeit und kein Recht als das des Stärkeren. Da sie in beständigen Fehden untereinander lebten, so war es den Kabardinern und Kumyken nicht schwer, sie teilweise von sich abhängig zu machen. Erst als sie aus Gumbet die Fürsten Turlow zu ihren Anführern beriefen, vereinigten sie sich eine Zeit lang und waren gefürchtet. Ebenso hielten sie zusammen, als 1832 Kasi-Mulla die Bergvölker zum „Kasawata", d. i. heiligen Krieg, aufrief, und machten den Russen viel zu schaffen. Noch mehr unter Kasis Nachfolger Schamyl, welcher sich seit 1840 das Land völlig unterwürfig machte und dort drei Naibbezirke errichtete. Er war fast 25 Jahre lang unbeschränkter Gebieter der Tschetchnja. Je zehn Familien mufsten einen berittenen Krieger „Mutasek", stellen und unterhalten und das Kontingent der Tschetschener betrug nicht weniger als 3000 Mann. Da Schamyl zuletzt mehr gefürchtet als verehrt war, so ergaben sich verschiedene Aule zuletzt der russischen Übermacht. Die Bewohner derjenigen Dörfer, welche sich freiwillig ergaben, durften daselbst bleiben, dagegen wurden die mit Gewalt genommenen Aule in die Ebene verlegt und liegen nun zerstreut zwischen den Kosakenstanitzen, mit welchen sie auch äufserlich grofse Ähnlichkeit haben.

Von diesen Ttschetschenern oder Nachtsche habe ich auf meiner diesjährigen Reise zwei Stämme näher kennen

gelernt, die Kisten und die Inguschen. Jene ein kleines Völkchen mit 14 Dörfern und 230 Höfen, sind kaum 3000 Köpfe stark (im ganzen Kaukasus nach der Zählung von 1897: 6150 Kisten). Sie wohnen im Thal des Mesche und seiner Quellflüsse Wegi-Tschu, Tursal und Umuchi. Die gröfsten Aule sind Tereti und Muso (auf der Karte Maschie). Das Thal des Mesche ist wenig fruchtbar und rauh und weist die Bewohner hauptsächlich auf Viehzucht an. Sie sind sehr arm, und oft zwang sie einfach die Not, bei den benachbarten Chewsuren zu rauben, was freilich Viele mit dem Leben bezahlen mufsten. Die Kisten sind hoch von Wuchs, schlank und kräftig gebaut, mit schönem ovalen Gesicht und feiner Adlernase. Graziös und gewandt in ihren Bewegungen, sind sie überhaupt sehr anstellig und haben grofse Lust zu lernen, resp. die Kinder in Schulen unterzubringen, vor allem wohl wegen des materiellen Vorteils, den die Bildung bringt. In unserm Geleite waren zwei Kisten, von denen der eine, Zotesch aus Muso, Urjadnik, d. i. Unteroffizier der Landpolizei, der reichste Mann im Kistenlande ist. Sein Besitztum besteht aus 4 bis 500 Schafen, 20 Kühen, 8 Ochsen, schönen Waffen und einigen Tausend Rubeln Bargeld. Er nahm uns sehr gastfreundlich in seinem Hause auf und gab sich alle Mühe, uns aufs beste zu bewirten. Und wir waren wirklich bei ihm sehr gut aufgehoben. Zwar hat er eine stattliche, noch gut erhaltene Stammburg, um welche ihn manches adelige Haus beneiden könnte, mit hohen Mauern und Zinnen und einem wohl 70′ hohen Turm, aber er nennt sich nicht Fürst. Solche giebt es überhaupt bei den Tschetschenern nicht. „Wir sind alle ‚Usdén‘; wir sind frei, frei wie der Wolf borssenna“, d. i. Fürsten, sagen sie, und der einzige Unterschied besteht in gröfserer oder geringerer Armut.

Auch als es noch bei ihnen Sklaven aus der Zahl der Kriegsgefangenen gab, konnten diese bei treuem Dienst in die Familie ihres Herrn hineinheiraten und wurden so frei und gleichberechtigt mit den anderen. Wir stiegen nicht im Schlosse Zoteschs ab, welches nicht mehr bewohnt ist, sondern in einem für Gäste bestimmten einzelstehenden Flügel seines Hauses. Dieses selbst stellt einen gewaltigen viereckigen Turm mit drei Stockwerken und einigen Vorbauten dar und steht am Rand eines Abgrundes. Er ist aus Schieferblöcken ohne Cement gebaut. In die untere Etage gelangt man durch den grofsen gepflasterten Hofraum, den eine hohe Mauer umgiebt. Das ist der Raum für das Vieh; auf einer engen schlechten steinernen Treppe klettern wir im Dunkeln tappend in das zweite Stockwerk, wo die Frauen wohnen. Die Zimmer sind zwar reinlicher gehalten als bei den Chewsuren, aber sehr dunkel und die Decken tüchtig verraucht. An der Wand hängen und stehen verschiedene grofse Schalen aus Kupfer und Messing, hier haben auch grofse hölzerne Truhen, reich geschnitzt, ihren Platz. Der Fufsboden ist festgestampfte Erde. Spärliches Licht fällt durch kleine Lücken in der Mauer in das Zimmer. Auf einer schlechten Leiter gelangen wir mit einiger Gymnastik in den oberen Stock, zum Zimmer des Hausherrn, wo das Ehebett steht. Hier hängen Waffen an der Wand, auch die Festkleider des Mannes und der Frauen. Vor dem Zimmer liegt ein grofser freier Raum des flachen Daches, von einer niedrigen Mauer eingefafst. Es ist der hohe Balkon des Hauses, mit herrlicher Aussicht hinab in das Thal auf das kleine Dorf und die Stammburg des Zotesch, welche uns gerade gegenüberliegt und an deren Fufs sich zwei Flüfschen Wegi-Tschu und Tursal vereinigen. Dort in der Ferne, in der Verlängerung des Wegi-

Tschu erglänzen die schneeigen Gipfel des Wegi-Lam[1], dem einige Gletcher entspringen; näher zu uns steht der 11277′ hohe Chassa-Kort, der keinen Schnee mehr zu tragen scheint. Wir befinden uns wohl höher als 6000′ über dem Meer in einer schönen Alpenlandschaft. — Wie es fast überall bei den Tschetschenern der Brauch ist, steht neben Zoteschs Haus ein Flügel mit zwei Zimmern, die sogenannte „Kunazkaja“, das ist Gastzimmer. Die Wände dieses Gebäudes bestehen aus ungebrannten Ziegeln und sind aufsen und innen sauber getüncht. Im Paradezimmer steht ein Bett, ein Tisch und mehrere Stühle. Ein Kamin dient zur Erwärmung des Zimmers. Längs der Wand läuft ein breites Wandbrett hin, auf welchem Matratzen und Decken liegen, darunter hängen einige Thurfelle, welche unter den Betten auf der Erde ausgebreitet werden. Zu unserer Ankunft wurde das übliche Lamm geschlachtet und Käsekuchen gebacken. Am andern Tag gaben uns der freigebige Gastwirt und sein Sohn, sowie einige Angehörige des Hauses das Geleite.

Die Kleidung der Tschetschener besteht im Unterschied von den Chewsuren, welche ausschliefslich schwarze und rote Tscherkessen tragen, aus gelbem, grauem und braunem Tuch, einem Beschmet aus Zitz, Beinkleidern aus Tuch, leichten ledernen Schuhen (tschewjak) und einer Mütze aus Schaffell. Zu Gebirgstouren werden stärkere Schuhe aus

---

[1] Lam heifsen die mit ewigem Schnee bedeckten Berge ohne Vegetation, Kort die schneelosen Gipfel (kort entspricht dem grusinischen tawi, tatari, basch = Haupt, Kopf), Ars nennt man bewaldete Berge. Was die in Schnee und Eis erstarrten Berge (Lam) betrifft, so „haben sie sich einverstanden erklärt, in diesem Leben diese Leiden zu tragen, um im anderen Leben der Seligkeit gewifs zu sein.“ Denn alle lebenden und leblosen Geschöpfe müssen nach der religiösen Anschauung der Tschetschener im künftigen Leben für ihre Sünden leiden.

Büffelleder getragen. Auch findet man hier vielfach eine Art Pantoffeln mit netzartiger Sohle, auf welche weiches Gras gelegt wird. Diese Schuhe werden mit leichten Riemen um die Knöchel befestigt. Die Frauen tragen mit Vorliebe rote Röcke und ebensolche Beinkleider und gehen meist barfufs. Das Gesicht wird nicht bedeckt.

Die Kisten sind von den Inguschen durch einen hohen Gebirgskamm getrennt, welcher an vielen Stellen sich über die Grenze des ewigen Schnees erhebt. Wir reiten in grofsen Zickzacken auf grünen Alpenmatten mit spärlichem niedrigem Graswuchs hinauf zum Pafs, der wohl 10 000′ hoch sein mag. Unterwegs zeigt uns Zotesch seine Schafherde, in welcher wir auffallend viele Böcke mit vier Hörnern bemerken. Oben auf dem Pafs treffen wir noch einige kleine Schneefelder; eines derselben hat blutrote Oberfläche, was, wie der sogenannte „Blutregen“, von vielen kleinen roten Organismen herrühren mag. Irgendwelche Blumen, von deren Blütenstaub diese Färbung herrühren könnte, habe ich nicht bemerken können, wie überhaupt die Vegetation hier oben sehr kümmerlich ist. Sie beschränkt sich auf einige niedrige Gräser, Alsine und Draba. Erst beim Abstieg wird die Flora reicher, und hier bemerkte ich noch recht hoch oben die hübsche Dryas Octopetala auf niedrigem Stiel, die ich früher nie gesehen, und später, als uns weiter unten ein hübsches Birkenwäldchen aufnahm, fand ich zum erstenmal im Kaukasus — Pirola secunda. In der Thalsohle hatte Vaccinium myrtillus in sehr niedrigen Exemplaren schon seine Früchte gereift, welche uns ein köstliches Labsal dünkten. Es war ein hartes Stück Arbeit, dieser Pafs. Hinauf hatten uns die kräftigen Pferde getragen, aber hinab mufsten wir zu Fufs gehen, und der anderthalbstündige steile Abstieg auf glattem Gras und

Schiefer war so anstrengend, dafs wir uns einige Zeit erholen mufsten, ehe wir die Pferde wieder besteigen konnten. Dann gings im raschen Tempo in den Aul Guli, wo wir längere Rast hielten. Dort machte uns ein junger aufgeweckter Ingusche, welcher als Tschapare dient, die Honneurs. Er sprach auffallend gut russisch, verstand auch zu lesen und zu schreiben. Er bat sehr, wir möchten ihm doch einige Lektüre verschaffen. Wir haben seinen Heifshunger nach Büchern einigermafsen zu stillen gesucht, indem wir ihm von Wladikawskas aus etliche zwanzig kleine Volksbücher zusendeten.

Wir befanden uns jetzt im Thal des Asi-Tschai, verliefsen dasselbe aber, um auf kürzerem Wege über einen ca. 7000′ hohen, nicht steilen Pafs zu seinem Zuflufs Zori-Chi zu gelangen, auf dessen rechtem Ufer in enger Schlucht sich der Aul Zori mit seinen Türmen malerisch in engen Terrassen aufbaut. Die Türme sind hier ausnahmsweise von oben bis unten mit weifser Farbe getüncht und sehen etwas freundlicher darein, als die finstern, schwarzgrauen Türme anderer Aule. Selbst die Gräber sind hier getüncht und erinnern unwillkürlich an die „getünchten Gräber“ des Alten Testaments. Auffällig ist bei denselben, wie ich das schon in anderen Aulen bemerkt hatte, dafs vor dem etwa 2′ hohen Steinhaufen, dessen Basis ein Rechteck von 7′ Länge und 3′ Breite bildet, noch ein aufrecht stehender flacher Stein von Mannshöhe aufgestellt ist. Zwischen den kastenartigen Gräbern bemerken wir auch einige in arabischem Stil gehaltene Mausoleen, wie man sie in der Kabarda und in Ossetien, vielfach trifft. In kurzer Entfernung liegt der Chutor Ljäschgi, wo wir wieder ins Thal des Asi-Tschai gelangen. Auch hier steht, wie fast überall an dem Vereinigungspunkte zweier Flüsse, eine stolze Burg. Im

lieblichen Thal des in mäfsigem Falle dahineilenden Flusses geht's abwärts. Wir reiten in schönem Laubwald, in welchem blühende Linden lieblichen Duft verbreiten; weiter unten tauchen einzelne Exemplare von Pinus silvestris auf, Tamarix bildet gröfsere und kleinere Gruppen. Wildromantisch wird das Thal vor dem Dorfe Birk, wo oben auf der Höhe und unten im Thal gut erhaltene Türme die Wacht halten, während der Flufs durch die Felsen, welche sich ihm in den Weg gestellt, in enger Klause sich siegreich Bahn bricht und einige Zeit lang in wilden Katarakten über ungeheuere Felsblöcke dahinstürzt. Schon dämmert es, als wir in das burgartige Pui, in einem schmalen, von hohen Türmen flankierten Gäfschen einritten. Auch hier finden wir in der Kunazkaja ein gutes Nachtquartier und die gleiche Bewirtung wie in Muso.

In der Nähe von Pui liegt ein uraltes christliches Heiligtum Tschaba-Erda, einst auch von den Inguschen hoch verehrt. Man kann sich kaum etwas Originelleres und Rätselhafteres vorstellen als die Ruinen jener Kirche, welche rechts drüben auf einem Hügel stehen und teilweise noch gut erhalten sind. Namentlich die Verzierungen der Aufsenwände machen dem Reisenden viel Kopfzerbrechen. Die Kirche stellt einen einfachen 7—8 Faden langen Basilikabau dar. Die Vorhalle, die von Säulen getragen wurde, liegt darnieder, ebenso das Seitenschiff, welches sich auf der Nordseite an das Hauptschiff anschlofs, ohne aber mit diesem in Verbindung gestanden zu haben. Zerstört ist auch das nach Süden etwa 2 Faden abstehende Gebäude, das wohl eine kleinere Kirche darstellte. Das nach Westen liegende Portal zeigt einen Rundbogen, ebenso die auf der Südseite in der vorderen Hälfte angebrachte Thüre. Beide sind sehr niedrig. Die kleinen Fensteröffnungen sind in

Spitzbögen aus Steinen zusammengesetzt, welche irgend einmal die Segmente eines grofsen Bogens gebildet haben. Die Fensteröffnung der Ostseite dagegen besteht aus zwei schönen, altromanischen Bögen. Um das ganze Gebäude lief oben ein etwa 2′ hohes Gesimse, bestehend aus fufslangen Steinen, die nach oben etwas hervorragen und mit den mannigfaltigsten Verzierungen in Hautrelief geschmückt sind. Die Motive dieser Ornamente entsprechen in keinerlei Weise den im georgischen Stile üblichen. Neben Akanthusblättern, Weintrauben etc. erblicken wir vielverschlungene Arabesken. Fast kein Stein gleicht dem andern. Die beiden gröfseren Verzierungen, welche auf der West- und Ostseite der Kirche angebracht sind, entsprechen in ihrer groben und primitiven Ausführung in keinerlei Weise dem kunstreichen Fries und anderen kleinen Verzierungen der Aufsenwände. Über dem Westportal prangt ein Hautrelief, in einen halbkreisförmigen Bogen eingestellt. In der Mitte sitzt auf dem Bischofsstuhl unter einem Baldachin eine Figur mit einem Kreuz auf der Brust, über welche die Hände gefaltet sind. Ihm naht sich von rechts ein Mann in kaftanartigem Gewand, umgürtet mit einem Schwert und ein Kreuz in der ausgestreckten Rechten tragend, von links eine andere männliche Figur mit ausgestreckten Händen, die etwas tragen, was nicht zu erkennen ist. Über den Schultern dieser Figur hängt eine Art Balken mit Weintrauben an den Enden; das Gewand ist mit Kreuzen verziert. Über beiden Männern schweben Engelsfiguren. Links und rechts glaubt man über den Figuren einige undeutliche Buchstaben zu erkennen, welche an die Typen des Chuzuri (armenisch-grusinische Kirchenschrift) erinnern, aber auch griechisch sein können. Das merkwürdigste an diesen Figuren ist, dafs sie alle geteilte Spitzbärte nach der Form des lateinischen

W tragen. Längs der Basis des Bogens läuft ein hübsches schmales Fries hin, dessen Motiv dem umgekehrten griechischen Ω entspricht. Das auf der Ostwand angebrachte kleinere Hautrelief, welches stark verwischt ist, stellt Joseph und Maria mit dem Kinde dar, welchen zwei Männer mit einem Löwen entgegenkommen (Weise aus dem Morgenland?). An verschiedenen Stellen der westlichen und besonders der südlichen Wand sind nun, namentlich neben den Thüren und Fensteröffnungen, steinerne Kapitäle eingesetzt, welche nach Art von Konsolen aus der Wand hervorragen. Auf diesen sind ganz wunderliche Dinge dargestellt, die in dieser abgelegenen Gegend des Kaukasus geradezu frappieren. Mit dem Bogenschützen können wir uns allenfalls noch aussöhnen, aber wie kommen ein heraldischer Löwe, zwei streitende Einhörner oder gar ein segnender Bischof mit der Mitra, allerdings ohne Krummstab und das Brustbild eines Dogen hieher? Ist nun der Kontrast zwischen den äufseren Verzierungen ein ungemein grofser, was ihren Inhalt, ihre Ausführung und die dabei angewendete Kunst betrifft, so zeigt uns dagegen das Innere der Kirche in allen ihren Teilen gleichmäfsig, dafs die Erbauer auf einer sehr niedrigen Stufe der Baukunst gestanden haben mufsten. Ein durchgehendes Spitz- oder Rundgewölbe konnten sie nicht konstruieren. Daher flickten sie dasselbe aus vier einzelnen Gewölben zusammen, welche die Form von zugespitzten Fässern haben, die in der Mitte durchgeschnitten sind. Oben ist das Gewölbe mit einer viereckigen Platte geschlossen. Durch die Pfeiler, welche an die Wände angelehnt, jenen Gewölben als Stützen dienen, entstehen zu beiden Seiten je drei Nischen. Die Apsis, welche nach aufsen hin nicht abgerundet ist, bildet eine gewölbte Nische, an deren Wänden ringsum steinerne Bänke stehen. In der Mitte

prangt der grobe Bischofsstuhl. Quer durch die Kirche, $1^1/_2$ Faden über dem Boden, sind in einiger Entfernung voneinander starke Balken gezogen und tief in die Seitenwände eingelassen, welche vielleicht ein Gerüst beim Bau bildeten und welche man dann später nicht mehr herausbringen konnte. — Über diesen merkwürdigen Bau, welcher meines Wissens auch bis jetzt nirgends eingehender beschrieben worden, haben wir keinerlei Nachrichten, der Sage nach soll er aus dem 12. Jahrhundert, aus der Zeit der Königin Tamara stammen. Das hohe Alter der Kirche läfst sich nicht anfechten, aber ebenso gewifs ist es auch, dafs wir es hier mit einer Menge neuerer Zuthaten zu thun haben, welche Gott weifs woher gebracht und stückweise eingesetzt wurden. Jedenfalls stellt einstweilen dieses Denkmal christlicher Baukunst ein ungelöstes Rätsel dar und bildet ein dankbares Objekt für kundige Forscher.

IV.

Durch Wiesen im erweiterten Thal des Asi-Flusses reiten wir nun der Assa zu, welche einige Werst unterhalb Pui jenen kleineren Flufs in sich aufnimmt. Kleine Kurgane bilden auf der ebenen Fläche kaum bemerkbare Erhebungen. Die Assa, welche sich aus mehreren aus dem nordwestlichen Chewsurien herabkommenden Quellbächen (wie Achielis-Zkali, Tschamgis-Zkali, Zizalonis-Zkali, Kolotoloi-Zkali etc.) zusammensetzt, ist hier noch nicht reifsend und kaum einige Fufs tief. Zu beiden Seiten derselben liegen zahlreiche Inguschendörfer und bilden mit ihren hohen Türmen inmitten grünender Felder und Wiesen einen ungemein malerischen Vordergrund der Landschaft, während im Hintergrund grotesk gezackte, ungemein wilde,

kahle Felsen von rötlich-grauer Farbe zum Himmel emporstarren. Doch bald ändert sich das Bild. Die Felsen treten näher an den Flufs heran, die menschlichen Ansiedelungen hören auf; der Flufs, der eben noch so zahm erschienen, wird wilder und wilder. Gleich dem wilden Tiere, das der goldenen Freiheit seiner Dschungeln, seiner Wüste oder Wälder beraubt, im engen Käfig tobt und brüllt und wütend an dem Gitter rüttelt, das ihm die Freiheit genommen, so tobt nun auch der Flufs in enger Klause und wälzt sein schäumendes Gewässer über die gewaltigen Felsblöcke, welche ihm den Weg versperren. Von seinem Tosen und Gebrüll scheinen die hohen Felswände zu erzittern, denn fortwährend lösen sich gröfsere und kleinere Stücke los und stürzen in das Thal und den Flufs. Auf einem ungeheuren Felsblock, der mitten im Flufs liegt, steht verwegen eine alte Burg, die einst wirksam das Thal versperrte, aber uns jetzt ungehindert passieren läfst. Zahlreiche Brücken führen von einem Ufer zum andern. Trotzdem die das Assathal einrahmenden Gebirgsketten sehr steil ansteigen, sind sie fast bis oben hinauf bewaldet. Das Assathal erinnert in dieser Hinsicht lebhaft an das Thal des Tschoroch, das ich im Jahre 1897 besucht und beschrieben habe. Es war ein wirklich hoher Genufs, im Schatten des duftenden Waldes, in welchem die herrlichen Lindenbäume in voller Blüte standen, neben dem wildtosenden Bergstrom hinzureiten und dem Gesang der hier zahlreichen Singvögel zu lauschen! Die Assa hat das mit einigen anderen Gebirgsflüssen des Kaukasus gemein, dafs sie im Oberlauf verhältnismäfsig zahm erscheint und erst da ihre wilde dämonische Kraft entfaltet, wo sie vorliegende Gebirgsgrate durchbricht. Wir sehen dasselbe beim Terek, Argun und anderen. Aber wenn wir z. B. die Assa, was

landschaftliche Schönheit und Grofsartigkeit anbelangt, mit jenen Nachbarflüssen vergleichen, so bleibt der Argun hinter der Assa, und der Terek hinter beiden weit zurück. Wer grofsartige, wildromantische Natur, vereinigt mit Anmut und Lieblichkeit sehen will, der gehe an die Assa, welche von Wladikawkas aus in 1—2 Tagen zu erreichen ist. Sollte einmal die Bahn über den grofsen Kaukasus durch das Thal der Assa gehen, wie eines der vielen Projekte es in Aussicht nimmt, so wird der Reisende eine der schönsten und grofsartigsten Gebirgslandschaften der Erde zu sehen bekommen. Einstweilen bleibt dieser Genufs leider nur das ausschliefsliche Privilegium einiger wenigen Sterblichen, welche Beruf oder Forschungstrieb dahin führt.

Voll der herrlichsten Eindrücke bedauerten wir sehr, dafs wir unsrer Marschroute gemäfs dem schönen Thal, das sich allmählich erweitert, lebewohl sagen mufsten, indem wir nach links abschwenkten und wieder einen hohen Pafs erstiegen, der leider in Nebel gehüllt war. Bei klarem Wetter hätte sich hier eine wunderbare Aussicht auf das Vorland eröffnet. Mächtige Ahornbäume, Eschen, Buchen und Erlen steigen fast bis zum Grat hinauf. Etwas weiter unten umfängt uns der herrliche Wald, in welchem wir znm Thal der Kambillewka hinabsteigen. Dort erreichen wir bald das Inguschendorf Bartabos. Der Wald tritt zurück, vor uns breitet sich die Ebene aus, in welcher sich die Kosakenstanitza Tarskaja, früher ein Inguschendorf, mit breiten Strafsen, weitläufig gebaut, ausdehnt. Hier verlassen wir den Sattel und erreichen per Wagen noch an demselben Abend spät Wladikawkas.

Wir haben jetzt noch einiges über die Inguschen, in deren Land wir einige Tage zugebracht, nachzuholen. Dieser Stamm der Nachtsche ist der am weitesten nach Westen,

bis zur grusinischen Heerstrafse vorgeschobene. Sie bewohnen hauptsächlich das Thal der Assa und einiger ihrer Zuflüsse, wie des Zori-Chi, Asi-Tschai, Bartu, Tobatschosch, das Thal der Kambillewka in deren Oberlauf, sowie dasjenige des zum Terek fliefsenden Arms-Chi. In administrativer Beziehung gehören sie zu dem Sunschabezirk des Terekgebiets und bewohnen dessen centralen und südlichen Teil. Ihre Nachbarn sind im Norden die Kabardiner, im Süden die Tuschen und Chewsuren, sowie die Berggrusiner, im Westen die Osseten, im Osten die anderen Stämme der Tschetschener. Sie bilden in den Bergen vier Gesellschaften (Dscherach, Mezchal, Zori, Chamchi), in der Ebene zwei: Nasran und Galaschen und verteilen sich überhaupt auf 146 Dörfer mit 7973 Höfen. Nach der letzten Zählung aus dem Jahre 1897 beträgt ihre Zahl 30 003 Köpfe, wovon auf die vier Berggesellschaften kaum der sechste Teil kommt. Die Zahl der weiblichen Individuen bleibt auch hier bedeutend hinter der der Männer zurück. Der Zuwachs der Bevölkerung ist sehr gering, er beträgt nicht mehr als 2,3 Prozent.

Ihren Namen erhielten die Inguschen von einem Aul im Thal der Kambillewka, Anguscht oder Inguscht, welcher jetzt nicht mehr existiert. Sie selbst heifsen sich Lamur, was wohl so viel bedeutet wie „Bergbewohner“ (vom Worte Lam = Berg). Dafs auch die Inguschen in dem von ihnen jetzt bewohnten Gebiet nicht einheimisch sind, beweisen verschiedene Sagen, von welchen die von einem Inguschen[1] Achriew erzählte am meisten Glaubwürdigkeit verdient. Sie lautet: Vor langer, langer Zeit lebte Solsa, der Sohn des Soska. Die Menschen wohnten damals unter der Erde

[1] Sbornik o kawkasskich gorzach. 1875.

in Kellern[1], welche mit Steinplatten ausgelegt waren. Solsa war ein sehr kluger und ehrenhafter Mann. Er war nicht vom Weibe geboren, sondern stammte direkt von Gott ab. Zu gleicher Zeit mit Solsa wohnten in den Bergen die Dschelten (Griechen); diese waren sehr arbeitsam, auch verstanden sie Burgen und Türme zu bauen. Nach den Dschelten wohnten dort die Wampalosch, d. i. Zweimäuler. Es hatte nämlich eine Frau Zwillinge geboren, von denen der eine zwei Mäuler hatte. Einst gingen die Brüder auf die Jagd. Damals war der Wald noch nicht so hoch wie jetzt, es wuchs nur Buschwerk. Am Terek wohnten damals die Kabardiner. Einen derselben trafen die Brüder im Gebüsch, überfielen ihn und nahmen ihn gefangen. Aber bald darauf mufsten die Wampalosch den Zorn Gottes fühlen und der Tod hielt reichliche Ernte unter ihnen. Da ging der gefangene Kabardiner in das Thal des Terek und brachte sich eine Kabardinerin als Frau mit. Aus dieser Ehe stammten die Inguschen. Darauf führten die Wampalosch Krieg mit den Karbardinern. Das war zu einer Zeit, als die gebräuchlichsten Waffen noch Pfeil und Bogen waren; einige Wenige hatten schon Gewehre, aber noch solche, auf welche man Zünder auflegte.

Nach der Meinung Achriews beweisen die Überreste vieler weltlicher und kirchlicher Bauten, dafs die Griechen in diesen Gegenden waren, wohinter ich freilich ein Fragezeichen setzen möchte. — Unter den „Zweimauligen“ will man Leute mit Kröpfen verstehen. Da nun unter den dortigen Völkern der Kropf[2] nirgends vorkommt, so müssen

---

[1] Vgl. die sogenannten „Sakli“ der Grusiner in Transkaukasien.

[2] Der Kropf ist überhaupt im ganzen Kaukasus eine sehr seltene Erscheinung, nur in einem Dorfe am oberen Zcheni-Zkali in Suanetien ist er häufig.

die Wampalosch Ausländer gewesen sein, vielleicht gewappnete Ritter, deren Visiere leicht mit Mäulern verglichen werden konnten.

Wie aus jener naiven kindlichen Sage klar hervorgeht, soll in den Adern der Inguschen karbardinisches oder Tscherkessenblut fliefsen. Es haben aber entschieden auch Vermischungen mit den benachbarten Osseten stattgefunden. Denn verschiedene Gebräuche bei Schliefsung der Ehe, bei der Geburt eines Kindes und einige Familienfeste, wie Neujahr, das Fest des Propheten Elias und Pfingsten, sind entschieden durch ossetische Mütter eingeführt worden.

Einen ausgesprochenen Typus wird man auch hier vergebens suchen, doch kann man im allgemeinen sagen, dafs der Ingusche von mittlerem Wuchs ist, schlanke, hagere Figur, scharfe Züge, lebhafte Augen, vielfach mit dem Ausdruck der Verschmitztheit hat, dabei braune Gesichtsfarbe, schwarzes Haupthaar, eine Adlernase und geringen Bartwuchs. In der Kleidung unterscheidet er sich nicht von anderen kaukasischen Völkern.

Die Inguschen sind nicht gerade arm, wohnen aber und leben meist recht ärmlich, oft einige Familien zusammen in einem dunkeln, turmartigen Steinhause. Zu den Wohnräumen führt ein enger, dunkler Korridor. Die Wohnräume sind ebenfalls dunkel und vom Rauch geschwärzt. In der Mitte hängt der Kessel von der Decke herab. Den Wänden entlang laufen niedrige Holzbänke mit allerlei Hausrat, staubig und schmutzig. Zum Glück für den Reisenden haben auch hier die wohlhabenderen Leute die sogenannte Kunazkaja, wo man ein menschenwürdiges Unterkommen finden kann.

Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, in der Ebene auch Gartenbau, besonders Melonen werden

viel gezogen. Von Getreidearten werden im Gebirge Gerste und wenig Hafer, in der Ebene Mais gebaut. Die prächtigen Weiden der Berge und die herrlichen Heuschläge sind dem Halten eines grofsen Viehstandes günstig, auch haben sie eine grofse Anzahl von Pferden. Man hat berechnet, dafs bei den Inguschen auf 100 Menschen 65 Stück Grofsvieh kommen, von Kleinvieh gar 183 Stück.

Leider haben die Inguschen nicht das beste Renommee. Nirgends kommen so viel Diebstähle und Räubereien vor wie bei ihnen und in ihrer nächsten Nachbarschaft. Mancher europäische Reisende, dem auf der grusinischen Heerstrafse das Gepäck vom Wagen geschnitten wurde, weifs davon zu erzählen. Durch hohe Strafen suchte die Regierung die Leute einzuschüchtern; eine vorzügliche Mafsregel ist aber die neuerdings eingeführte, dafs die dem Ort der That naheliegenden Dörfer solidarisch für jedes vorkommende Verbrechen aufzukommen haben. Auf diese Weise werden die Thäter in der Regel rasch gefunden und ausgeliefert. Aber nicht blofs als Dieb und Räuber ist der Ingusche gefürchtet, sondern auch wegen seiner unmenschlichen Rachsucht. Einlegen von Feuer, Unterminieren der Häuser von verhafsten Personen sind keine Seltenheit. Auch in politischer Beziehung ist das Inguschenvolk durchaus kein zuverlässiges Element.

Und nun noch einiges über die Religion des Volkes. Ohne Zweifel sind sie früher, wenigstens dem Namen nach, Christen gewesen. Neben dem Vorhandensein alter Kirchen erbringen dafür die Namen der Wochentage den Beweis. Obgleich die Inguschen als Mohammedaner die Woche mit dem Freitag beginnen, so hat der Montag den Namen des ersten Tages (Orschut), der Dienstag heifst „Schinera“, d. i. der zweite, der Mittwoch Chkara, d. i. der dritte; der

Samstag Schabat (Schudt) und der Sonntag Chkyru-de, d. i. des Herrn Tag (vom griech. κύριος). Auch die Woche hat nach dem Sonntag den Namen „Ckyre“ erhalten. Jetzt sind die meisten Inguschen dem Namen nach Mohammedaner, Christen und Heiden sind selten. Die eigentliche Religion aber ist, wie fast bei allen kaukasischen Bergvölkern, ein seltsames Gemisch der verschiedensten Religionen mit dem krassesten Aberglauben. Fast jede Gesellschaft hat ihre eigentümlichen religiösen Gebräuche, Heiligtümer, Götter und Götzen. Die mohammedanischen Galgai beten nur nachts vor viereckigen Steinsäulen von der Höhe eines Mannes, auf Hügeln und Kirchhöfen. Die ganze Andacht besteht darin, dafs der Betende seinen Kopf in die kleine Vertiefung steckt, welche am Fufse der Steinsäule auf deren Ostseite sich befindet. Fast allgemein ist die Verehrung des Götzen Guschmile (vgl. Istorja woiny i wladitschestwa russkich na kawkase T. I. l. 1 S. 383). Merkwürdig ist der Kultus der Skelette in einem Beinhaus bei Nasran. Die Skelette, welche von den „Narten“ herstammen und erst seit Ankunft der Russen verweslich geworden sein sollen, werden mit grünem Tuche aus Mekka bedeckt. — Gott heifst bei ihnen Daile auch Dela. Der oberste Priester, welchem das Prädikat „heilig“ beigelegt wurde, wohnte einst in einer alten steinernen Kirche auf einem hohen Berge, nicht weit von den Ruinen des Auls Anguscht. Noch werden die Überreste dieser hoch verehrt. Bei Annäherung an dieselbe fällt der Ingusche aufs Angesicht, das Innere wagt er nicht zu betreten. Hier werden Opfer dargebracht, und Kranke suchen dort Heilung, indem sie sich Hütten in der Nähe des Heiligtums bauen.

Zu Neujahr, welches drei Tage vor dem christlichen Neujahr gefeiert wird, begeben sich alle Inguschen, vom

Ältesten bis zum Jüngsten, auf die Berge und bringen dem heiligen Galierd Opfer. Ihm sind viele Überbleibsel christlicher Heiligtümer geweiht. Das Opfer besteht in grobgegossenen Bleikugeln. Vor Darbringung des Opfers werden Lichter angezündet und nachher findet eine Schmauserei statt. Auch die Heiligtümer der Kisten werden von den Inguschen hoch in Ehren gehalten. Sie sind dem heiligen Georg, der Mutter Gottes und der heiligen Maria geweiht. Dort werden hauptsächlich Hörner zum Opfer gebracht. Das Hauptfest findet dort am 5. resp. 17. Juli statt.

* * *

Da wir die beschriebene Reise in grofsen Tagemärschen und dank dem guten Wetter sehr rasch vollendet hatten, blieben uns noch einige Tage für die grusinische Heerstrafse. In der herrlichen Luft der Station Kasbek konnten wir uns besser von den Strapazen des Weges erholen als im heifsen Wladikawkas. Gewöhnlich wird von Kasbek der Dewdoraki-Gletscher besucht, der nicht schwer zu erreichen ist und wo den Touristen einige Bequemlichkeiten geboten werden. Wir zogen es vor, seinem Gegenüber auf der Westseite des Bergriesen einen Besuch abzustatten, und ich kann diese Tour, die einen Tag in Anspruch nimmt, jedermann, der gut zu Fufs ist, als sehr lohnend empfehlen. Die Entfernung dieses Gletschers — „Tschatsch“ geheifsen — von der Station beträgt etwa 20 Werst. Über den breiten Rücken des Berges, von welchem die Kirche Stepan-Zminda herniederschaut, geht's hoch und steil hinauf auf glatten Alpenwiesen, immer im Anblick des schneebedeckten Gipfels [1].

---

[1] Unser Führer, ein bekannter Thurjäger, behauptete fest und steif, dafs auf dem Gipfel des Kasbek noch kein Mensch gewesen. Die Berg-

Endlich trennt uns noch ein tiefes Thal von der rechten Seitenmoräne des Gletschers. Wir klettern den steilen Abhang über loses Geröll mächtiger Steine hinab und befinden uns bald, nachdem wir die Seitenmoräne erklommen, in nächster Nähe des Eistromes, der in seinem unteren Ende, ziemlich eben und nicht zu steil, leicht zu begehen ist. Dagegen fallen die ihn einschliefsenden Wände ungemein steil und glatt ab, so dafs man auf allen Vieren kriechen mufs. Die Breite des Gletschers beträgt ca. 500'. Etwa 1 Werst von seinem unteren Ende wird er breiter und bildet mächtige Eiskaskaden. Ein seltsames Spiel der Natur bietet sich uns hier dar, indem in nächster Nähe der zu Eis erstarrten Kaskaden ein lebendiger Gletscherbach, einer Nebenzunge des Gletschers entspringend, in weifsem Gischt und hohem Fall auf den Eisstrom herabstürzt und unter demselben verschwindet. In der Nähe des Gletschers, auf steiler, mit Steinen besäeter Halde, einer alten Moräne, fand ich das gelbe Alpenveilchen, Viola biflora, welches ich bis dahin nur einmal im Kaukasus, am Amugo, in der Nähe des Borbalo, hatte entdecken können, in zahlreichen und sehr vollkommenen Exemplaren. Die Blüten sind gröfser als die des Feldstiefmütterchens, leuchtend gelb mit schwarzen Strichen, die Blätter niedrig und kaum so grofs wie eine Linse. Auch einen allerliebsten Zwergwacholder, Juniperus nana, sah ich hier zum erstenmal. Er sieht sich von weitem wie Moos an, hat sehr steife Nadeln, unterseitig mit weifsen Streifen gezeichnet. Er hatte reichlich Beeren angesetzt, die schon dunkel gefärbt waren. Im übrigen war die Flora da oben recht kümmerlich. — Unser Ausflug

---

steiger verschiedener Nationen seien wohl hoch hinaufgeklettert, aber die höchste Spitze sei unersteiglich. Er wollte sich durchaus nicht vom Gegenteil überzeugen lassen.

auf den Gletscher ging nicht ohne ein kleines Abenteuer ab. Einer unserer Reisegefährten hatte das Unglück, beim Übergang über den reifsenden Gletscherbach in denselben hineinzufallen, er wurde von demselben ein Stück weit fortgerissen und mit der Brust etwas unsanft an einen Stein geschleudert, glücklicherweise ohne ernstliche Folgen. Mit Hülfe eines Begleiters gelang es ihm, wieder festen Fufs zu fassen und ans Ufer zu kommen, allerdings durchnäfst bis auf die Haut. Nachdem wir den Verunglückten an geschützter sonniger Stelle in Regenmäntel gehüllt, wurden die ausgezogenen Kleider rasch an der Sonne trocken. Trotz des kleinen Unfalls kehrten wir wohlgemut und sehr befriedigt, allerdings ziemlich ermüdet, zur Station zurück. — Von der Station Passanaur wurde dann noch eine kleine Fufstour in das Thal der „Schwarzen oder Gudamakarischen“ Aragwa unternommen, durch welches einst die grusinische Heerstrafse, den Hauptkamm im Kwanamoki-Pafs (ca. 8000′) übersteigend, führte. Man kam damals, dem Lauf des Znoflusses folgend, oberhalb der Station Kasbek auf die jetzige Heerstrafse heraus. Mich interessierte dieser Weg insofern, als jetzt gerade etwa vor 100 Jahren die ersten russischen Truppen auf demselben in den Kaukasus kamen. Von der alten Strafse sind wenig Spuren mehr. Landschaftliche Schönheiten bietet das Thal wenig, es ist zu breit und der Wald zu kümmerlich. Von Passanaur ging's dann mit eilenden Postpferden rasch der Heimat, Tiflis, zu.

III.

Reise nach Kachetien und ins Daghestan.
(Sommer 1898.)

I.

Noch keine meiner Reisen im Kaukasus war so strapaziös gewesen, wie die heurige. In Kachetien freilich ging alles soweit glatt ab und es reiste sich da ziemlich bequem, wenn man allenfalls von der kaukasischen Julisonne absehen will, welche uns unbarmherzig auf Gesicht und Rücken brannte. Sogleich aber beim Überschreiten des Hauptkamms und hinter demselben waren die Wege meist so schmal und beschwerlich, auch durch Regengüsse verdorben, dafs sie nur mit äufserster Vorsicht und vielfach mit grofser Gefahr passiert werden konnten. Wo, wie im Daghestan, fast allenthalben infolge des beständig verwitternden Schiefergesteins der Boden unter den Füfsen niemals fest und sicher ist und die über dem Haupte hängenden Felsmassen sich beständig abblättern und abrutschen, wo das Erdreich an den steilen Halden, durch Regengüsse erweicht, zu kriechen anfängt, wo reifsende Gebirgsbäche, durch Gewitterregen geschwellt, durchritten werden müssen, da der Strudel die Brücken weggerissen, da kann der Reisende seiner Wanderlust

nicht so recht froh werden und nicht in vollem Maſse die grausig schönen Gebirgs- und Landschaftsbilder genieſsen, welche an seinem Auge vorüberziehen. Freilich, nachdem man's überstanden, treten die Strapazen und Gefahren mehr und mehr in den Hintergrund und es bleibt nur der befriedigende groſsartige Eindruck, welchen das wilde Daghestan im vollen Kontrast zu dem lieblichen Kachetien in uns hinterlassen.

Schon im Jahre 1896 hatte ich mit der ungarischen Expedition das nördliche und östliche Daghestan besucht, meine Reiseeindrücke von damals sind in meinen „Reisen und Studien", S. 139—176, niedergelegt. Es galt diesmal, die Marschroute so zu wählen, daſs schon Gesehenes womöglich beiseite bliebe. Der durch den Kämpfer für den Glauben und die Freiheit der Bergvölker, Schamyl, so berühmt gewordene Gunib war eines zweiten Besuches wert. So stellte sich denn die Marschroute recht interessant zusammen und wurde mit einer kleinen Abweichung durchgeführt. Über das Städtchen Signach (102 Werst von Tiflis) durch Kachetien hindurch ging's bis nach Kach entlang dem Südfuſs der Hauptkette, dann wurde diese überschritten. Vom Quellgebiet des Ssamur führte der Weg über einen hohen Gebirgsstock des Daghestan, den Tschulti-Dagh, zum Kasikumuchschen Koissu, von diesem zum Kara-Koissu, in dessen Fluten der Fuſs des Gunib taucht, dann den awarischen Koissu hinauf und wieder über den Hauptkamm nach dem westlichen Kachetien. Achtzehn volle Tage nahm die Reise in Anspruch, wobei wir täglich kaum unter zwölf Stunden im Sattel saſsen und oftmals durch schlüpfrige und verdorbene Wege genötigt waren, abzusteigen.

Der Genuſs, das „herrliche Kachetien" zu sehen, muſs, zumal im Hochsommer, ziemlich teuer erkauft werden. Eine

recht öde und einförmige Landschaft ist es, durch welche die staubige, fast geradlinige Strafse nach Signach führt. Der ausgebrannte gelbgraue Löfsboden zu beiden Seiten derselben ermüdet das Auge und stimmt das Gemüt melancholisch. Einer frischgrünen Oase im Wüstensande gleich taucht nach etwa 30 Werst langer Fahrt die deutsche Kolonie Marienfeld auf. Nach links hin erscheinen bewaldete Berge, welche das breite Thal der wilden Jora[1] einsäumen. Der Flufs bringt den Kolonisten viel Schaden, indem er bei Hochwasser ihre wohlgepflegten Wein-, Obst- und Gemüsegärten verwüstet oder aber ganze grofse Strecken derselben mit fortreifst. Doch auch diese dämonische elementare Kraft hat der Mensch sich dienstbar gemacht. Der Flufs giebt durch ein wohlangelegtes Bewässerungssystem einen grofsen Teil seines Wassers an Felder und Gärten ab und fördert deren Wachstum mit seinem belebenden Nafs. Gut planierte Strafsen, zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, führen zwischen freundlichen Giebelhäusern mit geräumigen Höfen durch das Dorf. Ein kleines Stück Heimat, welches uns angenehm berührt. Landsleute sehen wir fast nicht, sie sind draufsen auf dem Felde, Männer und Weiber, die reichliche Ernte einzuheimsen. Im Unterschied von ihren Nachbarn, den Grusinern, welche meistens die Ähren oben vom mäfsig hohen Halm abnehmen und dann das Stroh als einzige Düngung, welche nicht viel Mühe kostet, verbrennen, schneidet der deutsche Kolonist die Halme auf der Erde ab und bindet sie zu regelrechten Garben zusammen. Das Dreschen jedoch wird nicht mit dem Dreschflegel besorgt, sondern so wie im ganzen Transkaukasien mit Schlitten, deren aus Brettern gefügter

[1] Die vom Borbalostock kommende Jora ist 336 Werst lang und hat einen Fall von 24—35′ auf die Werst.

Boden mit scharfen Steinen gespickt ist. Die Dreschmaschinen, welche in Ciskaukasien vielfach im Gebrauch sind, haben hieher noch nicht Eingang gefunden. Man könnte sich auch wohl kaum einen gröfseren Kontrast denken als den aus der Steinzeit stammenden kaukasischen Dreschschlitten und jene komplizierte, durch die Kraft des Dampfes in Bewegung gesetzte Maschine! . . .

Während die Wasserscheide zwischen der Kura und der Jora auf dem von uns eingeschlagenen Wege eine kaum merkliche Erhebung aufweist, dagegen nach Westen und Nordwesten zu einem beträchtlichen Gebirgszug ansteigt, stellt die Gombori-Ziwi-Kette, welche die Thäler der Jora und des Alasan [1] trennt, einen hohen, bewaldeten Gebirgskamm dar, welcher in seinen höchsten Punkten 6000′ übersteigt. Am nördlichen Abhang dieses Gebirgszugs, 104 Werst von Tiflis entfernt, liegt das zweitgröfste Städtchen von Kachetien, die Bezirkshauptstadt Signach mit 10 604 Einwohnern (zwei Drittel Armenier, ein Drittel Grusiner). Das Städtchen gewährt in seiner malerischen Lage mitten im Grün ein hübsches landschaftliches Bild, dem die alten, bald in tiefe Schluchten sich hinabsenkenden, bald hoch am Berg hinaufsteigenden Festungsmauern mit ihren Türmen, Thoren und Zinnen einen eigentümlichen, romantischen Reiz verleihen. Die Festung wurde von König Heraclius II. vor mehr als 100 Jahren als Bollwerk gegen die Einfälle der Lesghier erbaut und ist verhältnismäfsig gut erhalten. So hübsch das Städtchen aber auch von aufsen und von weitem

---

[1] Der Alasan entspringt dem Borbalo und Massaris, hat eine Länge von 366 Werst und ist viel wasserreicher als die Jora; der Alasan hat von rechts fast keine Zuflüsse, weshalb das rechte Ufer verhältnismäfsig trocken ist, aber bei gehöriger Bewässerung einen fruchtbaren Boden aufweist.

aussieht, so sehr enttäuscht sein Inneres durch die engen, steilen und schmutzigen Gäfschen. Und wo soll auch die Reinlichkeit herkommen, wenn im ganzen Ort nur ein einziger, nicht sehr ergiebiger Brunnen sich befindet. Das Wasser wird von Eselchen in kleinen, trommelförmigen Metallgefäfsen oder in Krügen in die Häuser geschleppt. Drunten nach Nord, Nordwest und Nordost breitet sich das weite Alasanthal aus, berühmt durch seine Fruchtbarkeit, zunächst Wein- und Obstgärten in der Nähe der höher gelegenen Dörfer. Hier liegen in einer Höhe von 1500—1600′ über dem Meer die berühmten Weinorte Zinondali, Mukusani, Kardanachi und andere. Näher zum Flufs hin, wo infolge reichlicher Bewässerung Fieberluft herrscht, sind keine menschlichen Niederlassungen zu schauen, dagegen üppige Felder mit Tabak, Hirse und verschiedenen Getreidearten, weiterhin Wald, der sich dann hinter dem Alasanflufs fortsetzt und hinaufsteigt zum Hauptkamm des kaukasischen Gebirges, das sich hier im Mittel wenig über die Baumgrenze erhebt und in seinen höchsten Gipfeln (ca. 10 000′) schön geformte, mit smaragdgrünen Alpenmatten bedeckte Kuppen aufweist. Schnee ist fast nirgends zu sehen, und wo er noch in kleinen Streifen vorhanden, wird er den Sommer schwerlich überdauern. Wenn wir unsere Blicke nach Südost schweifen lassen, so fallen sie auf einen grofsen, weifsen Bau, es ist das 2 Werst von Signach liegende Bodbi-Kloster, wo die heilige Nina, welche einst den Grusinern das Licht des Evangeliums gebracht, im Jahre 334 der christlichen Zeitrechnung starb und ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Das Kloster war Residenz der kachetischen Bischöfe („bodbeli“), welchen die Krönung der kachetischen Könige zustand. Jetzt wird das Kloster von Nonnen bewohnt.

Wollen wir einige Augenblicke bei Kachetien verweilen. Man versteht darunter die Landschaft im Ober- und Mittellauf der Jora und des Alasan, das früher kachetische oder grusinische Königreich. Den Hauptbestandteil bilden die Bezirke Signach und Telaw und die an dieselben grenzenden Teile des Kreises Sakatali, sowie der Bezirke Tioneti und Tiflis. Woher der Name kommt, ist schwer zu sagen. Vielleicht vom Orte Kach im sakatalischen Kreis, auf welchen wir später noch zurückkommen werden. Die Endung -etien, -etia bedeutet Land, Landschaft, Kachetien wäre also das Land der Kachen. Da dieses reiche Land den beständigen Einfällen der Lesghier ausgesetzt war, so wurden viele befestigte Plätze von kleinerem oder gröfserem Umfange angelegt, deren Mauern und Türme meist gut erhalten sind. Eine uralte Mauer, in gewissen Abständen von Türmen überragt, zieht sich in der Richtung von Osten nach Westen durch ganz Kachetien bis Zarski Kolodzi hin, die Reste derselben sind noch allenthalben zu sehen. Diese Mauer schreibt das Volk Alexander d. Gr. oder der Königin Tamara zu. Sie war zum Schutz der früher sehr zahlreichen Bevölkerung von Kachetien gegen die äufseren Feinde aufgeführt. Auch ein grofses System von Bewässerungsanlagen soll einst von einem mächtigen Kanal gespeist worden sein, welchen die genannte Königin bauen liefs. Die Spuren desselben sind verwischt. Was für ein grofsartiges Werk das aber gewesen sein mufs, darauf läfst die Sage einen Schlufs ziehen, welche berichtet, dafs Tamara alle jungen und kräftigen Männer ihres Reiches zum Bau aufgeboten habe und dafs die Arbeiter alle schon das Greisenalter erreicht hatten, als der Kanal beendet wurde. Thatsache ist, dafs noch im vorigen Jahrhundert die vom Alasan südlich gelegene grofse Steppe Schiraki, welche jetzt den Herden

der Bergvölker als Winterweide dient, ein fruchtbares und zahlreich bevölkertes Land war. Da aber die Bewohner ihres Lebens und Gutes nicht froh werden konnten und die Nachbarn in den Bergen und in der Ebene sie beständig beunruhigten, so zogen die Bebauer des Landes weg, und seitdem ist es verödet und wasserlos und unerträgliche Hitze zerstört im Sommer alle und jegliche Vegetation, während das näher zum Alasan liegende Land, besonders auf dessen linkem Ufer, in seinen Wäldern und Gärten eine ungemein üppige Vegetation aufweist. Hier kommen vom Hauptkamm eine Menge nie versiegender Bächlein und Flüsse, welche den sandig lehmigen Boden aufserordentlich fruchtbar machen. Kaum an irgend einer anderen Stelle des 20—30 Werst breiten Alasanthales fällt der schroffe Kontrast zwischen beiden Ufern des Flusses so grell in die Augen, wie auf dem Wege von Signach nach Lagodechi und Sakatali. Sogleich hinter der Brücke über den hier ziemlich träg fliefsenden, in lehmige Ufer gebetteten Alasan beginnt herrlicher Laubwald, zu den hohen Gipfeln der Bäume klettern verwilderte Reben, aber auch der unnütze Schmarotzer Smilax mit seinen stachligen, hübsch belaubten Ranken empor. Von Zeit zu Zeit rieseln klare Bächlein über unseren Weg, der, in nördlicher Richtung hinlaufend, uns dem Fufs des Hauptkamms näher und näher bringt. Beim Dorfe Michailowsk, wo ausgediente russische Soldaten angesiedelt sind, erreicht die Chaussee ihren nördlichsten Punkt, läuft dann bis Lagodechi in gerader Linie von West nach Ost, um weiterhin, der südlichen Ausbuchtung des Hauptkamms folgend, die Richtung nach Südost einzuschlagen. Von Michailowsk an beginnen grofse Wälder des Wallnufsbaumes (Juglans regia) und setzen sich in der Nähe der Dörfer, von Obst- und Weingärten, manchmal auch von Tabak-

plantagen unterbrochen, bis Sakatali fort. Im sakatalischen Kreis ist die Landstrafse auf ihrer ganzen Ausdehnung von einem verdienstvollen früheren Kreischef zu beiden Seiten mit Nufsbäumen bepflanzt worden, welche jetzt eine unabsehbare Allee bilden und dem Reisenden wohlthuenden Schatten gewähren. Wo sie eingehen, werden sie sorgfältig nachgepflanzt oder durch den nützlicheren Maulbeerbaum ersetzt. Es ist das, soviel mir bekannt, im ganzen Kaukasus das einzige, wirklich rühmlich hervorzuhebende Beispiel. Man glaubt überhaupt, hier durch einen endlosen hübschen Park zu fahren, der in seinen Baumarten eine ungemeine Mannigfaltigkeit aufweist. Neben dem Nufsbaum und verschiedenen Obstbäumen ziehen die dunkelgrünen, schön gezackten Blätter mächtiger Feigen- und Maulbeerbäume und das elegant geformte Laub der efsbaren Kastanie unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sehr viel wird hier auch der Haselnufsstrauch kultiviert, welcher baumartigen Charakter annimmt und mit seinen nach allen Seiten hin sich weit erstreckenden Zweigen mächtigen Pilzen vergleichbare Formen bildet. Stellenweise wird der üppige Park unterbrochen durch breite Flufsbecken, zu denen das Wasser der Berge, wenn der Schnee schmilzt oder starke Gewitter niedergehen, Millionen von kopfgrofsen Kieseln herabwälzt. Bei der Überfahrt über dieselben ist es, als würde uns die Seele aus dem Leibe gerüttelt. Jetzt fliefst in dem wohl ½ Werst und darüber breiten Becken ein kleines, kaum einen Faden breites, seichtes und langsames Wässerlein, dem man nicht ansieht, wie wild und gefährlich es bei Hochwasser werden kann.

Bald hinter Lagodechi, dem hübsch gelegenen Stabsquartier des lorischen Regiments, betreten wir beim Dorf Bjelokani den sakatalischen Kreis. Das grofse Dorf ist von

Lesghiern bewohnt und fällt durch sein reinliches Äufsere angenehm in die Augen. Die sauberen zweistöckigen steinernen Häuser mit Giebeldächern und auffallend kleinen, oben abgerundeten Öffnungen für Thüren und Fenster stehen inmitten eines grofsen, von hohen Mauern umgebenen Hofes, der, mit kurzem Gras bewachsen und von Obstbäumen beschattet, einen sehr gemütlichen Eindruck macht. Neben und hinter dem Hof dehnen sich dann die Gärten aus. Infolgedessen sind die Dörfer sehr langgestreckt. Auf die Bewohner werden wir noch zurückkommen. Auf unserer weiteren Wanderung bemerken wir rechts und links von der Strafse, immer in der Nähe einer Quelle oder eines fliefsenden Wassers, grofse, aus Quadern hergestellte Erhöhungen, etwa 1 Meter hoch bei 3 Meter Tiefe und 2 Meter Breite. Es sind dies eine Art Gebetsteine, auf welchen die hiesigen Mohammedaner ihre Andacht (namas) verrichten. Eigentümlich geformt sind auch die Grabdenkmäler, sie stellen kleine Giebelhäuser ohne Dach dar und aus dem hohlen Raum wachsen da und dort hohe Bäume hervor.... Lange Zeit laufen die stellenweise recht gut erhaltenen Überreste der oben erwähnten langen Mauer neben der Strafse her; vielfach ausgebessert, dient sie als solide Einzäunung der Gärten und Felder. Näher zu Sakatali hin hören die Gärten auf und machen grofsen Feldern, die mit Korn, Hirse und Reis bepflanzt sind, Platz. Schon winken uns die weifsen Mauern und Zinnen der Citadelle von Sakatali, welche das Städtchen und die nähere Umgebung beherrscht. Bald fahren wir auch in die breiten Strafsen des reinlichen Städtchens ein und steigen auf dessen mit herrlichen Platanen und Linden umstandenem Marktplatz ab. Die Festung ist veraltet, die Werke liegen teilweise in Trümmern; doch haben dieselben zu verschiedenen Malen

den Stürmen der Lesghier getrotzt. Es war ein Glück, dafs nach dem Falle Schamyls im Jahre 1859, mit welchem man die Unterwerfung der kaukasischen Bergvölker beendet glaubte, die Festung, wenn auch mit geringer Garnison, doch noch etwas im Stande gehalten wurde, denn vier Jahre später, im Frühjahr 1863, gelang es einem Fanatiker aus Bjelokani, Hadschi Murtus, die Lesghier zum Aufstand zu bringen und er versuchte die Festung durch einen Handstreich zu nehmen. Klugerweise hatte er vorher alle Brücken auf den nach Sakatali führenden Strafsen zerstört und die in den Heuschlägen abwesenden Soldaten von Lagodechi und Sakatali unvermutet überfallen und niedergemetzelt. Zum Glück brachte ein den Russen ergebener Mulla die böse Nachricht noch beizeiten in das Städtchen, so dafs man sich auf den Angriff vorbereiten konnte; auch liefs der Entsatz von aufsen nicht lange auf sich warten. Doch hatten die wenigen zurückgebliebenen Soldaten in Gemeinschaft mit den waffenfähigen Beamten und Bewohnern der Stadt in einer Nacht einen verzweifelten Angriff auf Stadt und Festung auszuhalten. Nach einem Monat war die aufrührerische Bevölkerung wieder zur Ruhe gebracht, zwölf der Rädelsführer aufgehängt und Hadschi Murtus, welcher sich freiwillig den Russen stellte, ins Innere von Rufsland verschickt. Seit jener Zeit bildet der sakatalische Kreis eine Art kleines Gouvernement für sich mit militärischer Verwaltung.

In Sakatali entschlossen wir uns, auf Grund eingezogener Erkundigungen über die Wege im Gebirge den von uns zuerst in Aussicht genommenen 9283′ hohen Salawatpafs und die Tour nach Achti, sowie zum Schach-Dagh (13957′) aufzugeben und im Thal des Kurmuch-Tschai zum Hauptkamm aufzusteigen, um denselben westlich vom Salawat im

sogenannten Ak-Bulagh-Pafs (ak-bulagh = weifse Quelle) zu überschreiten. Der Weg führte uns zunächst noch in der Ebene nach dem von Sakatali 30 Werst entfernten Kach, dem Hauptort der sogenannten Ingiloier, d. i. Neubekehrten (zum Islam bekehrten Grusiner), welche in ethnographischer Hinsicht einiges Interesse beanspruchen. Überhaupt bietet der sakalische Kreis für den Ethnographen durch die verschiedenen Völker, welche ihn bewohnen, ein dankbares Objekt. Unter seiner im Jahre 1886[1] 74 449 Seelen betragenden Bevölkerung zählte man 40 225 Awaren (Lesghier), 21 090 Tataren, 8727 Ingiloier, andere Grusiner 3709, Armenier 521. Wollen wir bei den zahlreichsten dieser Völker einige Augenblicke verweilen. Wir fragen uns zuerst, wie kamen die Awaren, welche wir doch in Daghestan suchen, in diese Gegend? Es erweist sich, dafs dieselben sich schon vor fast 200 Jahren in dieser fruchtbaren Landschaft angesiedelt haben. Vorher hatten sie diesen herrlichen Teil des kachetischen Königreichs durch ihre Einfälle beständig beunruhigt und schliefslich, als die Herrscher desselben sich zu schwach erwiesen, die grusinische Bevölkerung teils verdrängt, teils unterworfen und gewaltsam zum Islam bekehrt. Sie bildeten einige freie Gesellschaften, von welchen Dschari, bei Sakatali gelegen, und Bjelokani die bedeutendsten waren. Als nun Grusien sich mit dem russischen Reich vereinigte, mufsten auch diese unruhigen Nachbarn unterworfen werden, was im Jahre 1803 gelang. Ein zuverlässiges Element aber waren sie keineswegs, und nach Unterdrückung mehrerer Aufstände hielt es die russische Regierung im Jahre 1830 für geraten, die Zwingburg Sakatali zu erbauen. Die aus ihren engen, unfruchtbaren

[1] Die Zählung von 1896 ergab nur 71 629 Köpfe beiderlei Geschlechts.

Schluchten in die ertragreiche Ebene herabgekommenen Lesghier wufsten sich rasch in ihre neue Lage zu finden. Aus Räubern, welche sich höchstens mit Viehzucht abgegeben hatten, wurden bald fleifsige und geschickte Ackerbauer, die sich auch vielfach mit der Zucht der Seidenraupe beschäftigten. Sie haben die verdrängten und benachbarten Grusiner bald in diesen Dingen übertroffen und jetzt produzieren die lesghischen Dörfer im sakatalischen Kreis Seide, Reis, Tabak, Obst, Nüsse, Getreide und Wein in beträchtlicher Menge. Alle diese Dörfer machen einen sauberen und wohlhabenden Eindruck, ebenso lassen namentlich die Kostüme der das Gesicht nicht bedeckenden und mit dem männlichen Geschlecht frei verkehrenden Frauen auf Reichtum schliefsen. Auffällig an diesem Kostüm ist die eimerartige Kopfbedeckung, die quer über die Stirn hängenden Silberschnüre, sowie die auf der Brust auf eine Art Latz aufgenähten silbernen und goldenen Münzen. Die Männer paradieren im allgemeinen kaukasischen Kostüm mit reichem Waffenschmuck. Die hiesigen Lesghier sprechen eine der daghestanischen Sprachen, den baldacharischen Dialekt.

Nach den Awaren sind hier die zahlreichste Völkerschaft die Tataren, welche auch Mugalen (Mongolen?) genannt werden und im allgemeinen wenig Achtung geniefsen. Sie sind zu verschiedenen Zeiten mit den von Osten eindringenden Eroberern in die Gegend gekommen. Ihre Sprache ist das schöne adjerbeidschanische Tatarisch. Man unterscheidet zwischen Jokare, d. i. Obertataren, welche dem Gebirge näher wohnen und mehr geachtet sind, und Aschaga, d. i. Niedertataren in der Ebene, welche gewissermafsen die arbeitende Klasse darstellen und wenig oder gar keinen Besitz haben. Wir hatten Gelegenheit, mit jenen

Obertataren in Elysu und Ssarybasch nähere Bekanntschaft zu machen und uns zu überzeugen, dafs sie sich ihres Wertes bewufst sind. Sie zählen sich, wohl fälschlich, auch zu den Lesghiern, sprechen aber adjerbeidschanisches Tatarisch. Eine Eigentümlichkeit derselben ist die Teilung in einen höheren und niederen Stand, was den Lesghiern gänzlich fremd ist.

Das grofse, sehr weitläufig gebaute Dorf Kach mit 384 Höfen und ca. 3000 Einwohnern ist der Hauptsitz jener Ingiloier, welche noch in einigen anderen Dörfern, wie Alibeglu, Karagan etc., in der niedriger gelegenen Landschaft, näher zum Alasan hin, wohnen. Diese einst gewaltsam zum Islam bekehrten Grusiner zeigen seit 1850 und ganz besonders in der letzten Zeit grofse Lust, wieder zum Christentum zurückzukehren. Nach Aussage des Pristavs sind in Kach fast alle Einwohner schon Christen, in anderen Dörfern der Ingiloier finden wir in einer und derselben Familie christliche und mohammedanische Mitglieder, was natürlich den häuslichen Frieden gewaltig stört. Merkwürdig ist, dafs die Ingiloier die grusinische Bauart der Häuser nicht beibehalten haben. Anstatt der ärmlichen, zur Hälfte in der Erde steckenden, niedrigen „Sakli“ mit flachem Erddach, treffen wir hier hohe, zweistöckige Holzhäuser mit ziegelbedecktem Giebeldach, aus welchem aber die Schornsteine nicht herausgeführt sind, sondern in den Dachraum ausmünden. Die Zimmer sind geräumig und ziemlich sauber, eine hohe Mauer oder Einfriedigung schliefst den geräumigen Hof ein. Die in demselben aufgestapelten Heuschober tragen auf hohen Stangen vom Wetter gebleichte Schädel von Pferden und anderen Tieren als „Schutz gegen bösen Blick und böse Geister“. In der Kleidung unterscheiden sich die Weiber von den lesghischen

Frauen nur durch kurze, kaum über das Knie herabreichende Röcke, während sie die weiten Beinkleider, Kopfputz und Brustschmuck mit jenen gemein haben. Der grusinische Typus, grusinische Bräuche und Sitten haben sich bei den Ingiloiern erhalten, auch im häuslichen Verkehr die grusinische Sprache [1], während im Verkehr nach aufsen die tatarische Sprache gebraucht wird. Den Weibern ist der Zutritt in die Kirche gestattet, doch müssen sie abgesondert von den Männern stehen. Selbstverständlich haben sich aber unter dem Einflufs des Islams auch manche mohammedanische Sitten und Gebräuche eingebürgert, so ist bis auf den heutigen Tag das ganze bürgerliche Gerichtswesen auf dem Schariat und den Adaten begründet, ebenso ist der Kauf der Frauen noch allgemeine Sitte. Ein junges Mädchen wird auf 50 Rubel, eine Witwe auf 75 Rubel taxiert. Mancher, welcher das Geld nicht hat, sucht sich seine Frau mit Gewalt zu entführen, und es soll dieser von den Lesghiern angenommene Brauch hier sehr im Schwange sein. Durch grofsen Fleifs zeichnen sich die Ingiloier nicht gerade aus; bei dem ungemein fruchtbaren Boden könnten sie reich sein, namentlich wenn sie ihre Produkte selbst absetzen wollten. Das lassen aber die schlauen Armenier, welche sich hier niedergelassen, nicht zu; sie kaufen die Produkte zu Spottpreisen auf und ziehen grofsen Gewinn daraus. . . .

In der Nähe von Kach liegt ein uraltes Heiligtum, die sogenannte Kurmuchkirche, von Christen und Mohammedanern gleich verehrt, nicht weit davon soll einst ein in den Felsen gehauenes Kloster existiert haben, von welchem als einzige Überreste nur noch einige Vertiefungen im Gestein vorhanden sind.

---

[1] Das heifst ein besonderer Dialekt derselben.

II.

Von Kach aus führte schon im 16. Jahrhundert im Thale des Kurmuch-Tschai[1] zu den Quellen des Ak-Ssamur und weiter nach Kumuch ein Saumpfad über das kaukasische Gebirge. Dieser Weg galt damals als der kürzeste zwischen der Mündung des Terek und Kachetien. Auf diesem Pfade fanden ohne Zweifel auch die öfteren Einfälle der Lesghier gerade in diesen Teil Kachetiens statt. Wir wählten denselben, weil er uns als verhältnismäfsig gut und kurz geschildert wurde und zugleich uns Gelegenheit gab, das in vielen Beziehungen bemerkenswerte Thal des Kurmuch-Tschai kennen zu lernen. Einst unter der Herrschaft eines grusinischen Eristaws[2] (Statthalters) einen Teil des grusinischen Reichs bildend, wurde es nach den Niederlagen, welche Schach Abbas den grusinischen Königen beibrachte, zu Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts ein eigenes Sultanat, welches nach dem Hauptort Elissu genannt wurde. Die Sultane sollen nach einigen Angaben grusinischer, nach anderen lesghischer Abstammung gewesen sein. Das Machtgebiet des Sultans erstreckte sich über das Gebirge hinüber bis in das obere Quellgebiet des Ssamur mit dem Hauptort Zachur. Im Jahre 1807 unterwarf sich der Sultan den Russen. Noch sind Nachkommen der Sultane vorhanden, welche vor dem Dorfe Elissu an einer Berghalde eine ganze Reihe hübscher und mit Komfort ausgestatteter Steinhäuser bewohnen. Die Bewohner von Elissu selbst scheinen ziemlich wohlhabend zu sein. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und mit der Herstellung

---

[1] Der Kurmuch-Tschai fällt als „Kara-Tschai" (schwarzes Wasser) in den Alasan und bildet in seinem Unterlauf die Grenze zwischen dem sakatalischen Kreis und dem Gouvernement Elisabethpol.

[2] Daher der verbreitete Familienname Eristaw.

von wollenen Tuchen, welche dem Loden ähneln, auch mit Fabrikation von Teppichen. Die stattlichen Häuser zeigen in ihren Thoranlagen entschieden maurischen Einflufs. Schöne maurische Bögen führen in den Hofraum, von wo die Treppe in den oberen Stock aufsteigt. Die Zimmer sind mit reichen Teppichen belegt und werden niemals betreten, ohne dafs man die Schuhe oder über die Stiefel getragene Galoschen auszieht, eine Sitte, welche auch im Daghestan geübt wird. Der alte Palast der Sultane von Elissu ist zerfallen, noch steht aber eine hübsche Moschee aus Steinquadern erbaut, von einem klaren Quellbach durchflossen. Daneben prangen einige schöne Mausoleen im maurischen Stil.

In der Entfernung von etwa 12 Werst von Elissu, in einer Seitenschlucht des Kurmuch, genannt Ammam-dara, d. i. Bäderschlucht, entquellen der Erde heifse Schwefelquellen mit einer Temperatur von 38—42° C. Ihnen verdankt der Ort Eli-Ssu (= warmes Wasser) seinen Namen. Tausende von Bewohnern der Umgegend finden sich im Sommer hier zusammen, um Heilung zu suchen. Da neben rheumatischen Krankheiten auch Lues hier sehr verbreitet ist, so kommen die Schwefelquellen sehr zu pafs. Es fehlt aber, wie das im Kaukasus gewöhnlich ist, an jeglicher Einrichtung; die Kranken müssen in selbstgebauten Laubhütten wohnen. Zwanzig Werst weiter unten bei dem Dorf Alibeglo haben wir kaltes Schwefelwasser, welchem noch gröfsere Heilkraft zugeschrieben wird. Dasselbe fällt in ein natürliches Bassin von ca. 800 □ Faden bei einer Tiefe von 3—8′, welches inmitten eines schönen Waldes, beschattet von Platanus orientalis, Ulmus pumila, Diospyrus lotus etc.[1]

---

[1] Unter dem baumartigen Buschwerk ist Rhus cotinus („Sarigan") zu nennen, welcher grofsen Nutzen bringt. Die Blätter werden als

eingebettet ist. Die Kraft dieses Wassers ist bekannt „atadan, babadan“, d. h. von Grofsvater und Urgrofsvater her. An den Bäumen hängen Fetzen von bunten Tüchern, kleine Steine, Wiegen etc. Die ersteren bedeuten, dafs die Kranken ihr Übel hier lassen, die kleinen Wiegen werden von unfruchtbaren Frauen aufgehängt und deuten ihren Wunsch an, Kinder zu bekommen. Da das Wasser kalt und verhältnismäfsig tief ist, so werden primitive Wannen aus Holz, eine Art Tröge, mitgebracht und das Wasser in dieselben gegossen. Ringsum brennen Scheiterhaufen; an denselben werden grofse Steine erhitzt und mittelst derselben das Wasser erwärmt.

Wir kehren nach Elissu zurück und verfolgen unseren Weg weiter. Das bis dahin mäfsig breite, von bewaldeten Höhen umrahmte Thal wird enger und nimmt völligen Gebirgscharakter an. Wir verlassen den Wagen und besteigen die Pferde. Der Pfad wird schmäler und steiler und schlängelt sich an steilen Abhängen über dem Bergwasser hin. An einzelnen Stellen tritt noch Wald auf, wo wir vor allem einige hochgewachsene prächtige Exemplare des Corylus colurna (türkischer Haselnufsbaum) mit korkartiger Rinde und herzförmigen, starkgezackten Blättern bemerken. Sie sind mit Fruchtbüscheln reich behangen. Nach etwa zweistündigem Ritt gelangen wir zu dem am Fufs des Passes gelegenen Aul Ssarybasch, welcher in seinem terrassenförmigen, gedrängten Aufbau seiner aus Schieferblöcken gefügten Häuser schon ganz den Charakter daghestanischer Aule trägt. Hier wie in Elissu wohnt ein schöner Menschen-

---

Gerbstoff benutzt, das Holz mit seinem gelben Mark giebt schöne gelbe Farbe zum Färben der Seide und selbstverfertigter Tuche. Auch wird sein Holz zu Weinbergpfählen verwendet und soll 30 Jahre und darüber dauern.

schlag, hoch von Wuchs, jedoch ohne ausgesprochenen Typus, seiner geographischen Lage nach wahrscheinlich ein Mischvolk. Im Hause eines reichen Kaufmanns, welcher mit Burken handelt, finden wir gastliche Aufnahme und werden von den Söhnen des Hauses sehr gut bedient. Prächtigen Cognak, gute Weine, auch Bier giebt's in Hülle und Fülle. Sie wollen zu dem einheimischen primitiven Mahl, dessen wesentliche Bestandteile in Schaffleisch und Reis in verschiedener Zubereitung bestehen, sowie zu dem geradezu ungenießbaren Brot nicht recht passen. Trotz vielfacher Aufforderung wollen sich die jungen Leute nicht zu uns setzen, „es wäre das eine Schande für uns", sagen sie. In Gegenwart von Gästen und älteren Personen zu stehen, ist für sie geheiligter Brauch. Die sehr scheuen, aber auch sehr neugierigen Frauen machen sich im unteren Stock und auf dem gepflasterten Hof, von welchem ein Teil durch einen Vorhang verhängt ist, viel zu schaffen. Sobald sie sich unbemerkt wähnen, stecken sie die Köpfe da und dort hervor und weiden sich am Anblick der Fremden. Der Ort zählt 160 Höfe mit ca. 1000 Einwohnern, darunter die erstaunliche Zahl von 75 Witwen. Die ärmeren Bewohner des Dorfs gehen in die Ebene hinab, um auf den Reisfeldern zu arbeiten, dort sterben sie wie die Fliegen am heimtückischen Fieber. Der Name des Auls Ssarybasch bedeutet so viel wie „gelber Kopf" und soll er so genannt worden sein, weil die Männer mit Vorliebe gelbe Baschlyks tragen. Wir hätten also hier eine Parallele zu den Karapapachen, d. h. Schwarzmützen, einem tatarischen Volksstamm im Gebiet von Kars, welche ihren Namen den großen Mützen aus schwarzem Schaffell verdanken.

Von Ssarybasch gelangen wir im engen Thal eines Zuflusses des Kurmuch-Tschai an die ungemein steilen Abhänge

des Kamazanazagberges (11 465′), über dessen mäßsige Einsenkung in der Höhe von etwa 10 000′ ein Paßs zum Ssamur führt. Es scheint uns rein unbegreiflich, wie wir an den fast senkrecht abfallenden Schieferwänden mit unseren Pferden hinaufklettern sollen. In zahllosen kleinen Schlangenwindungen, immer am Rande des Abgrundes, steigen wir einige tausend Fuſs hoch, an allzusteilen Stellen vorsichtig den Sattel verlassend; erst weiter oben sind die Windungen mehr langgestreckt und weniger steil. Spärliches Wachstum bedeckt den verwitterten, von tiefen Schluchten durchfurchten Schiefer, weiter oben haben die alpinen Wiesen sehr niedriges Gras und auffallend wenig Blumen. Eine kleine Veronica bildet mit dem leuchtend roten zierlichen Astragalus falcatus, Lamium tomentosum, mit Alsinen und Campanulae hübsche kleine Gruppen. Neu war für mich eine Silene und eine Boraginee, deren Species ich aber nirgends ausfindig machen konnte. Die sonst so specifischen Alpenblumen, welche in solcher Höhe gewöhnlich das Auge erfreuen, fehlten ganz, von Rhododendron war auch nicht die Spur vorhanden. Um 12 Uhr mittags erreichten wir den Paſs, nachdem wir von der Stelle an, wo wir die Thalsohle verlassen hatten, gute drei Stunden gestiegen waren. Zwei Steinhäufchen, in welchen mit Bändern verzierte Stöcke eingesteckt sind, dienen als Marken. Solche Marken finden wir fast überall im ganzen Daghestan an den Grenzen der Aule und ihrer Markung. Was die Bänder bedeuten, konnte ich nicht erfahren, vielleicht bedeuten sie ein Gelübde oder stellen ein Opfer für glückliche Reise dar. Rückwärts und vorwärts gähnen vor uns tiefe Abgründe; nach Süden hin schweift der Blick über die breite Alasanebene hinweg bis hinauf zu den Spitzen des Kleinen Kaukasus, welche die uns benachbarten Berge des Hauptkammes teilweise an Höhe

übertreffen und mit Schnee bedeckt sind, während in unserer Nähe nur am Nordabhang noch schmale Streifen Schnees an der Mittagssonne tauen. In dieser Gegend des Hauptkammes ist der Thur und der Steinbock sehr häufig. In mehreren schneeweifsen Quellbächen (Ak-Bulagh = weifse Quelle, so auch der Name des Passes), nimmt hier der Ak-Ssamur (weifser Ssamur) seinen Anfang und eilt in enger Schlucht, von Fels zu Fels sich überstürzend und einen fast ununterbrochenen Wasserfall bildend, hinab ins Thal. An den steilen Halden hält der Schnee sich nicht, er stürzt ab und wird dem Wanderer gefährlich. „Und willst du die schlafende Löwin (Lawine) nicht wecken, so wandere still durch das Thal der Schrecken!" Nicht weit unterhalb des Passes sehen wir frische Gräber. Am 12. September 1897, als der erste Schnee fiel, wollten sieben Küriner noch den Übergang über den Pafs versuchen, aber sie wurden unter einer Lawine begraben, sechs Leichen hat man in diesem Sommer gefunden, des Siebenten Grab bildet Schutt, Eis und Schnee. Stellenweise bildet der Pfad hohe Stufen im Gestein, die senkrecht aufsteigenden Felsen nähern sich und bilden enge Spalten von kaum 10' Weite. Der Pfad ist künstlich an den Felsen angeklebt, mit kunstvollem Unterbau aus Schieferblöcken. Mit wahrer Todesverachtung haben die Bergbewohner ihn gebaut. Unten in der engen Klamm tost der Bach so geräuschvoll, als wär's ein gewaltiger Strom. Die Sonne scheint in diese Klause nur wenige Stunden am Tag hinein, sie kann mit den festen Schneemassen, welche die Lawinen dort aufgehäuft, nicht fertig werden, ihr hilft das Wasser, das immer noch einige Grad Wärme hat, von unten nagend. Aber beide vereint, können doch die schmutzigen Massen nicht bezwingen, welche bald von frischem Schnee bedeckt sein werden.

Diese Balagada-Schlucht in ihrer grofsartigen Wildheit ist auf starke Nerven berechnet. Nach mühevollem Abstieg gelangen wir zu dem malerisch auf steilem Felsen gelegenen Aul Kurdul, wo das Thal sich zur kleinen Ebene verbreitert. Hinter jenem Felsenvorsprung, zu dessen höchster Spitze die Häuser ansteigen, kommt ein zweiter Quellflufs des Ssamur, der Kurdul-Tschai, hervor und vereinigt sich mit dem aus der Balagadar-Schlucht kommenden zu einem wasserreichen reifsenden Flufs, mit welchem nicht zu spafsen ist. Als kurz nachher unser Weg am Felsen weggespült war, wollte unser Führer durch den Flufs reiten, das Pferd konnte aber dem Andrang der Wellen auf unsicherem Grunde des Gerölls nicht widerstehen und stürzte im Wasser. Es blieb nichts übrig, als über den zum Glück nicht hohen Felsen, der den Weg sperrte, hinüberzuklettern, das Gepäck hinüberzutragen und die Pferde längs dem Ufer irgendwie hinüberzuführen. Alles ging gut von statten, wir mufsten uns dabei über die Gewandtheit und Kraft unserer Führer wundern, welche da, wo wir mit Mühe auf allen Vieren hinüberkletterten, mit 6 Pud Gepäck auf dem Rücken mit gröfster Leichtigkeit herüberkamen. Unser heutiges Reiseziel war der Aul Gilmiz, wo der von Kurdul an nach Norden fliefsende Quellbach des Weifsen Ssamur sich mit dem eigentlichen Weifsen Ssamur, welcher vom Sari-Dagh (über 12 000′) kommt, vereinigt und die Richtung nach Osten einschlägt. Das Thal ist immer noch recht kahl, erst kurz vor Gilmiz bemerken wir an den Abhängen Felder mit Gerste und Roggen bestanden und weiter oben an der Halde kleine Wäldchen von Espen. Auch der Aul Gilmiz liegt, wie sehr viele Aule in dieser Gegend des Daghestans, auf steilem Felsen hoch über dem Zusammenflufs der beiden genannten Wasser. Was uns in diesem Aul, wo wir die

Nacht zubrachten, ganz besonders auffiel, war die ungemeine Reinlichkeit, im ganzen Dorf war von Mist keine Spur zu sehen, obgleich abends zahlreiche Viehherden von der Weide heimkehrten. Die Einwohner schaffen täglich diese „Seele der Landwirtschaft" auf die Felder hinaus. So ist's von der Obrigkeit befohlen. Während der Cholerazeit vor einigen Jahren durften sie nicht einmal das Vieh im Dorfe halten, es mufste draufsen auf der Weide bleiben. Das und die gute Gebirgsluft war dann auch der Grund, dafs die Krankheit fast keine Opfer forderte. In den kleinen und eng zusammengebauten Häusern hat das Vieh keinen Raum, auch scheint das Heu ziemlich rar zu sein, denn es wird von Frauen in kleinen Bündeln zum Dorf geschleppt. Auf meine Frage, wo das Vieh im langen Winter bleibe, erfuhr ich, dafs fast aus allen Aulen das Vieh während des langen Winters nach Kachetien getrieben werde und nur wenige Stücke zurückbleiben. Es giebt Aule, welche im Winter ganz leer stehen, da ihre Bewohner mit den Herden in die Steppen Schiraki und Padabar in Transkausasien hinabziehen, wo sie in Erdhütten wohnen. Ein gutes Zeugnis für die Gilmizer ist es, dafs sie bei ihren geringen Mitteln vor einigen Jahren eine Wasserleitung für 4000 Rubel anlegten. Sie waren aber einem Betrüger in die Hände gefallen; nach neun Monaten schon versagte dieselbe. Jetzt mufs das Wasser von einer entfernten Quelle oben am Berge oder tief unten im Thale vom Flufs geholt werden.

Hinter Gilmiz steigt der Pfad zuerst zum Salawatberg auf (nicht zu verwechseln mit dem weiter östlich gelegenen 11 948′ hohen Salawatberg mit dem Salawatpafs, 9283′, welcher ebenfalls zum Ssamur und nach Achti führt), dann senkt er sich hinab in das Thal des Ssamur, an dessen rechtseitigen Halden in mäfsiger Höhe sich hinziehend. Wie

weiter oben bei Zachur, sind auch hier die Abhänge mit Kiefern, Birken und Erlen bestanden, während in der von Zeit zu Zeit sich erweiternden Thalsohle gröfsere Getreidefelder zu sehen sind. Das Thal des Ssamur ist hier im Gegensatz zu den meisten Thälern des Daghestan, welche mit ihren kahlen, steil abfallenden Felsen einen ungemein wilden Eindruck machen, lieblich anzusehen. In Lutschek bemerken wir schon einen Nufsbaum und einige Aprikosenbäume. Nachdem wir den Weifsen Ssamur auf einer hohen Brücke überschritten, befinden wir uns auf einer Halbinsel, welche durch den vom südöstlichen Abhang des Ssari-Dagh kommenden Kara-Ssamur und den Ak-Ssamur gebildet wird. Beide Flüsse vereinigen sich hier bei Lutschek. Von hier führt eine gute Strafse im Thal des Ssamur nach Rutul und weiterhin nah Achti. Wir schlagen die entgegengesetzte Richtung ein, indem wir den Lauf des Kara-Ssamur (Schwarzen Ssamur) aufwärts verfolgen. Der ziemlich breite Weg führt in der weiten Thalsohle zwischen Fruchtfeldern hin. Diese sind wohlgepflegt, gut bewässert und durch hohe Steinmauern sorgfältig vor Vieh geschützt. Überall sehen wir Frauen in den Feldern mit dem Ausraufen des Unkrauts beschäftigt. Es ist das erste Mal, dafs ich solches im Kaukasus gesehen. Das Thal ist mäfsig bevölkert[1]. Auf einer Strecke von 25 Werst berühren wir drei Aule: Dschilichur, Ichrek und Katruch (= Chotrek). Von diesen ist Ichrek der gröfste, er liegt an mehreren

[1] Das Daghestan ist im Nordwesten und Norden ziemlich dicht bevölkert. Auf das ganze Daghestan-Gebiet mit 532,97 Quadratmeilen (= 29 346,9 Quadratkilometer) kamen anno 1896 604 012 Einwohner, also 20,6 auf den Quadratkilometer, während auf den ganzen Kaukasus nur 19 Einwohner auf den Quadratkilometer gezählt werden (Maximum im Gouvernement Kurtais mit ca. 40 Einwohnern auf den Quadratkilometer; Minimum: Schwarzes Meergebiet mit 2,7 Einwohnern auf den Quadratkilometer).

Abhängen hingestreckt und macht mit seinen hohen und schlanken Minareten einen imponierenden Eindruck. Wir wurden aufgefordert, auszuruhen und Thee zu trinken. Das Zimmer, in welchem wir abstiegen, war reich mit Teppichen belegt, auf Wandbrettern standen eine Menge Gefäfse der verschiedensten Art, darunter hingen Waffen und Festgewänder. Grofse hölzerne Truhen, mit Schnitzwerk reich versehen, bargen noch andere Schätze. Als man erfuhr, dafs wir deutsch sprechen, teilte man uns mit, dafs im Aul ein Mann sei, welcher deutsch verstehe. Wir liefsen ihn kommen. Er erschien bald und begrüfste uns mit recht gemütlichem Schwäbisch. Derselbe war aus seinem abgelegenen Thal in eine deutsche Kolonie bei Tiflis geraten und hatte dort acht Jahre als Knecht gedient. Natürlich machte uns diese Begegnung viel Spafs und wir waren umsomehr befriedigt, als der Mann unseren Landsleuten aus Schwaben das beste Zeugnis ausstellte. Bei Ichrek verlassen wir das Thal des Kara-Ssamur und gelangen nach wenigen Stunden in das liebliche Thal des Arachkul-Tschai zu dem Aul, der dem Flufs den Namen gegeben. Auf hohen, schroffen Schieferfelsen glänzt er weit hinaus über die Lande. Mit Mühe und beständig ausgleitend tragen uns die Pferde die steilen, glatten Stufen hinauf. Auf dem südlichen Vorsprung über jähem Abgrund steht das Haus des Dorfältesten („Üsbaschi"). Dort kehren wir ein. Wir befinden uns in herrlicher Gebirgslandschaft. Der Felsen, an welchem der Aul angeklebt ist, türmt sich auf über dem Zusammenflufs zweier grofser Bäche, in deren Thäler wir hinabblicken. Sie liegen tief eingebettet zwischen hohen Bergen, deren steile Abhänge mit leuchtend hellgrünen Matten bedeckt sind, aus denen da und dort einzelne verkümmerte Föhren hervorragen. Nach Westen hin glänzen

hinter den Vorbergen die schneeigen Gipfel des Djulti-Dagh, welcher in seiner Hauptspitze 12 435′ erreicht und dem zwei Quellflüsse des Kasikumuchschen Koissu entspringen. Es war wahrlich ein schöner Ausblick, den wir vom Altan des Hauses genossen. Dieser Altan war aber nichts anderes als das flache Dach des unteren Stockwerks, hinter welchem das obere Stockwerk um einige Faden zurücktritt. Die Höfe sind in allen Aulen dieser Gegend sehr klein und dunkel, eine steile Treppe führt von da in die Wohnräume des oberen Stockwerks, unten sind die Ställe und Wirtschaftsräume. Drüben auf einem flachen Dach sitzen eine Menge Erwachsener und Kinder um einen grofsen Kessel herum und essen mit hölzernen Löffeln eine Art Grütze. Alle Vorbeigehenden werden herangerufen und bewirtet. Es ist das Gedächtnismahl für einen vor vierzig Tagen Verstorbenen. Die Frauen, welche wir da bemerken, tragen weifse Beinkleider, eine blaue Kutte und auf dem Kopf ein Tuch, welches weit nach hinten über den Rücken herabfällt. Die Brust ist mit weifsen und roten Querstreifen geziert, darunter eine bunte Schürze. Die obere Hälfte der Stirne ist mit mehreren Reihen von Münzen geschmückt, welche an Schnüre angereiht sind. Männer und Frauen tragen gestricktes Schuhwerk oder, besser gesagt, dicke Socken mit Schnabelende und Filzsohlen. Die hauptsächlichste Beschäftigung der Bevölkerung ist Ackerbau und Viehzucht. Auch Bienenstöcke bemerkten wir, welche aus Lehm, mit Häcksel vermischt, zusammengeklebt schienen. Als grofse Merkwürdigkeit wurden uns die Flügel eines Flamingo gezeigt, welcher vor kurzem im Arachkul-Tschai erlegt worden war. Solch einen Vogel hatte man in dieser Gegend niemals gesehen. Es ist auch fürwahr sehr wunderbar, wie derselbe vom Kaspischen Meer sich hierher verirrt hatte.

Wir befinden uns jetzt im Ssamur-Kreis. Sein Hauptpunkt ist Achti, in dessen Nähe (d. i. in gerader Linie 15 bis 25 Werst) der Schalbus-Dagh (13 679′), der Schach-Dagh (13 951′) und der alle überragende Basar-Düsi (14 722′) zum Himmel emporragen, alle mehr durch ihre Höhe als durch die Mächtigkeit ihrer Massive bemerkenswert. Die Hauptbevölkerung des Kreises besteht aus den sogenannten Kürinern[1] (48 055), ein grofser Teil derselben (nämlich 55 233) wohnt im kürinischen Kreis im Unterlauf des Ssamur und seiner linksseitigen Zuflüsse. Die Sprache der Küriner ist noch wenig erforscht, ebensowenig wie die der anderen daghestanischen Völker. Aufserdem bilden im Ssamur-Kreis noch gröfsere Gesellschaften die Rutuler (11 985 Köpfe) und die Zachurer (5163 Köpfe), dazu kommen gegen 1500 Kasikumuchen und gegen 600 Awaren[2]. Welches Sprachgewirr gerade in diesem Teil des Daghestan herrscht, davon kann man sich schwer eine Vorstellung machen und ich gebe die Hoffnung gänzlich auf, dafs alle

[1] Man zählt in der sogenannten kürinischen Gruppe 173 328 Individuen, darunter reine Küriner 103 288.

[2] Bei dieser Gelegenheit teile ich die bunte Musterkarte der Bevölkerung des Daghestan nach der Zählung von 1896 mit. Man zählte:

Awaren	119 711	Köpfe	Nogaier	2 556	Köpfe
Karatiner	7 217	„	Chunsaler	793	„
Godoberier	887	„	Kaputschiner	2 330	„
Achwachen	3 585	„	Kasikumuchen	48 316	„
Botlicher	1 383	„	Artschiner	804	„
Bagulaler	1 474	„	Darginer	117 168	„
Tschamalaljer	3 889	„	Kaitager	14 356	„
Chwarschinier	3 262	„	Kubatscher	2 232	„
Didoier	1 406	„	Tabassaraner	117 667	„
Andier	4 844	„	Küriner	103 288	„
Tawliner	7 575	„	Oguler	6 830	„
Adjerbeischaner Tataren	13 697	„	Rutuler	11 985	„
Kumyken	60 836	„	Zachurer	5 165	„

Dazu kommen Russen mit Polen, Letten, Deutschen 5421, Perser 9024, Taten 3609, Armenier 1054, Juden 9210, Grusiner 94, Tschetschener 910.

diese Sprachen jemals wissenschaftlich erforscht und ihnen der gebührende Platz wird angewiesen werden können. Was ich in Gilmiz, Lutschek und Ichrek erfahren konnte, ist das, dafs hier aufser der kürinischen Sprache, deren sich dieBewohner weiter unten am Ssamur bedienen, noch rutulisch in 12 Dörfern, zachurisch in 14 Dörfern und noch drei andere Sprachen in drei resp. zwei und einem Dorf gesprochen werden. Die nächsten Nachbarn verstehen oftmals einander nicht, so können sich die Ichreker mit den Arachkulern, die Lutscheker mit den Gilmizern etc. in ihrer Sprache nicht verständigen. Dagegen kann ich hier konstatieren, dafs fast im ganzen Daghestan türkisch-tatarisch als internationale Sprache (wenn man sich so ausdrücken kann) mehr oder weniger verstanden wird. Russisch versteht fast kein Mensch. Am Ssamur half uns das Türkisch-Tatarisch meines Reisegefährten, des österreichisch-ungarischen Konsuls in Tiflis, Herrn von U., herrlich aus, im Kasikumuchischen ging's schon etwas schwerer, bei den Awaren aber fast gar nicht. Der geneigte Leser kann sich eine Vorstellung von dieser babylonischen Sprachverwirrung machen, wenn ich hier einige Wörter von gleicher Bedeutung aus drei Aulen aufzeige, deren äufserste keine Tagereise voneinander entfernt sind:

	in Gilmiz	Lutschek (rutul.)	Arachkul heifst:
Wasser	šian	jad (j = franz. j)	sšin(lak. cfr. Erckert)
Haus	chau	bogas (türk.-tatar.)	khatta (lak. cfr. E.)
Pferd	bolkhan	hejvau (tatar.)	pšu
Kuh	sjar	sar	öl
Brot	gnej	ch(j)u	dschet
Mensch	isan	adam (arab.-tatar.)	adam
Frau	ademnah	chedulde (hartes l)	chunascha
Mann	udamjer	adam	adam
Schaf	vooka*	cheb*	tä
Thüre	akka*	rak*	chulu (lak. E.)
Fenster	grul*	grul*	dčebasch (lak. E.)

	in Gilmiz	Lutschek (rutul.)	Arachkul heifst:
Berg	suia*	su*	sunto (lak. Erckert)
Feld	tscholl	tschir	kchol
Weg	jek, jechkar	ragh (tatar.)*	cholda (lak. E.)
Dach	dachà	chlada	maghé (lak. E.)
Vater	dakí	did*	otscha, otša
Mutter	jed	nin*	odscha, odša
Bruder	tšoš	šo*	usu (lak. E.)
Schwester	jitschi	reši	suba
Sohn	dech	duch*	arš (lak. E.)
Tochter	jisch	diš	diš
Sonne	virech	virech*	bargh (lak. E.)
Mond	uas	was*	bers (lak.-barz. E.)
Stern	chane	chadé*	durdi
Geld	manutar	samanud	erzo (lak.-arc. E.)
Gewehr	topang	tüfang (türk.-tatar.)	ttopang (lak. E.)
Stiefel	latschimbi	—	sangalia
Milch	njak	nek*	nikh (lak. E.)
Hand	chil	chlopi	chibill
Mund	gul, kaz*	—	kace (lak. E.)
Auge	ul*	ulopi	ulopi
eins	ssa	zawi	ssa
zwei	qod	iba	quat
drei	chebit	dschamba	chebit
vier	joqud*	mochba	joqud
fünf	chod	chod	choba (lak. E.)
zehn	jizet	jizet	atzba (lak. E.)
hundert	vas	vas	tursba (lak. E.)
tausend	azer	azer	azarba (lak. E.)

Auffallend ist, dafs nur die mit * bezeichneten mit den Angaben von „Erckert, Die Sprachen des Kaukasus“, stimmen; aus der letzten Kolonne ist zu ersehen, dafs die Arachkuler, welche doch durch einen hohen Kamm, den Tschulti-Dagh, von den Laken (Kasikumuchen) getrennt sind, sehr viele Wörter mit diesen gemein haben.

Während die Namen der Männer von den bei den Bekennern des Islams gebräuchlichen nicht abweichen, habe ich mir von Frauennamen neben Fatma und Mairam noch aufgeschrieben Sonká, Aisché, Pereschan, Thükas, Balachanin, Tütü, ohne aber deren Bedeutung erfahren zu können.

Einen einheitlichen Typus fand ich in den Aulen dieser Gegend nicht, Vermischung des Blutes ist auch hier bemerkbar. Die Mehrzahl der männlichen Individuen ist mittelgrofs von Wuchs, schlank und kräftig gebaut, das Gesicht ist länglich oval, die Nase stark und dick, etwas gebogen, das Haar schwarz, die Augen dunkel, die Behaarung des Gesichts gering, die Hautfarbe hellbraun. Im Benehmen der Leute liegt etwas selbstbewufstes und sicheres, ihr Auftreten ist ein männlich-kühnes, was durch den reichen Waffenschmuck noch erhöht wird. Man sieht es ihnen an, dafs sie sich frei fühlen und als gleichberechtigt untereinander. Dabei sind sie eifrige Anhänger ihres Glaubens, fast alle verstehen den Koran und mit viel Ausdruck zu lesen. Das ist aber auch die einzige Bildung und vielleicht ist das ein Glück, denn halbwegs gebildete Menschen würden in dieser wilden Natur kaum leben können. Jedenfalls wollen diese Leute zart und mit Verständnis behandelt sein, denn sie werden leicht gefährliche Fanatiker.

III.

Der Arachkul-Tschai entsteht aus zwei grofsen Quellbächen, von welchen der eine westliche und bedeutendere an dem zum Massiv des Djulti-Dagh (13 524′) gehörenden Babaku-Dagh, der andere auf einem mächtigen, dem Djulti-Dagh nach S.O. vorgelagerten Gebirgskamm, dem Tschulti-Dagh (höchste Spitze der Viralü mit 12 611′) entspringt. Um in das Bassin des kasikumuchischen Kaissu zu gelangen, müssen wir dieses hohe Gebirge im 10 444′ hohen Passe Guntuza übersteigen. Der Aufstieg ist nicht schwierig, nimmt aber viel Zeit in Anspruch, durch Fruchtfelder geht es im Thale langsam aufwärts, bei der Vereinigung der

beiden Quellbäche biegen wir rechts ab und steigen zuerst im steinigen Flufsbett, dann über Alpenwiesen mit spärlicher Vegetation höher und höher. Der Anstieg ist mäfsig steil, nirgends gähnen drohende Abgründe. Das hier seltene Veratrum nigrum sieht sehr kümmerlich aus, als wäre es vom Vieh angefressen. Näher zum Pafs hört die Vegetation fast ganz auf. Stücke und Splitter von verwittertem Schiefer bedecken in graugelber Farbe den Boden. Stellenweise liegt der Schnee noch mehrere Meter hoch und die Pferde sinken bis an den Bauch ein. Alles scheint hier ausgestorben, und doch entdecke ich, näher zuschauend, noch einige niedliche Repräsentanten der Pflanzenwelt, welche sich kaum aus dem kümmerlichen Erdreich hervorzuwagen scheinen, ein kleines weifses Lamium mit Rosaanflug, Lamium tomentosum, die winzige, niedliche, zartblaue Veronica minuta, das gelbe Alpenveilchen Viola biflora, Silene acaulis, Draba scabra, Teraxacum crepidiforme, Chaerophyllum humile, Chamaesciadium acaule, einige niedrige Gräser, wie Poa annua, Alopecurus vaginatus und andere. Neben dem Pafs ragt ein kleiner Hügel hervor, der uns die Aussicht verdeckt, in wenigen Minuten sind wir oben. Ein prächtiges Hochgebirgspanorama thut sich vor unsern Augen auf. Vor uns, nur durch eine tiefe Schlucht mit steilen Wänden von uns getrennt, dehnt sich das wohl 15 km lange, von W. nach S.O. sich erstreckende Massiv des Djulti-Dagh (Tankri) aus. Es sind das steile, fast senkrecht abfallende, mit wenig Schnee bedeckte Schieferwände, in stumpfen Pyramiden gipfelnd, die sich über 12000′ erheben. Nach N. hin ist der Fernblick durch Dunst und Nebel verdeckt. Nur in nächster Nähe erblicken wir einige kleine Seen, in eine Mulde zwischen hohen Bergwänden inmitten grüner Alpenmatten und ausgedehnter Schneeplatten eingebettet. Drüben

hinter den Seen, entspringt der Kokma-Tschai, dessen Lauf wir nun folgen, unter einer gewaltigen Schneewand und stürzt im hohen Wasserfall herab. Bald wird er, durch Seitenbäche verstärkt, zum wasserreichen, wilden Bergstrom, welchen wir mit der Gefahr, vom Strudel weggerissen zu werden, durchreiten müssen. Im einförmigen Thal desselben scheint uns der Weg zu der fruchtbaren Ebene, in welche das Thal ausmündet, eine ganze Ewigkeit zu sein. Weithin sichtbar liegt der grofse Aul Chosrek in der Ebene. Das ist das erste kasikumuchische Dorf. Der Üsbaschi ladet uns gastfreundlich ein, bei ihm zu bleiben. Er ist ein wohlhabender Mann, welcher seinem Typus nach eher mit einem Nachkommen des Kosakenatamans Taras Bulba als mit einem Daghestaner Bergbewohner Ähnlichkeit hat. Er ist ein jovialer Herr, der Mohammeds Satzungen, welche geistige Getränke verbieten, nicht allzu streng nimmt; sein Keller ist gut gefüllt, und die rote Nase verrät, dafs er auch ohne Gäste den Vorräten desselben häufig und gründlich zuspricht. Ein hohes, steinernes Portal mit maurischem Bogen führt uns in einen gepflasterten Hof, um welchen verschiedene Gebäude herumliegen. Unten sind die Ställe und Wirtschaftsräume. Die Wohnräume mit obligatem Gastzimmer liegen im oberen Stockwerk in einer Flucht entlang einem breiten Balkon, an dessen Geländer lange Sitzbänke hinlaufen. Eine der drei Frauen des Hausherrn kommt uns auf der Treppe freundlich entgegen und reicht uns die Hand, die beiden anderen machen sich vor unseren Augen in der Wirtschaft zu schaffen, die eine an dem in einer Ecke des Hofes stehenden grofsen Herd, die andere zerlegt auf dem flachen Dach des uns vorgelagerten Hauses ein eben geschlachtetes Lamm. Dort ist auch ein junger entrindeter Baum mit zur Hälfte abgestutzten Zweigen auf-

gerichtet, an welchem das Schaffleisch zum Wintergebrauch an der Sonne getrocknet wird. Das wird allenthalben in Daghestan und im Kaukasus da gemacht, wo die Herden für den Winter in tieferliegende und wärmere Gegenden hinabziehen und nur wenig Vieh zu Hause bleibt. Sehr appetitlich sieht dieses getrocknete Fleisch nicht aus und ist für Europäer selbst bei grofsem Hunger kaum zu essen. Auch Heizvorräte für den Winter sind hier, hohen Mauern vergleichbar, aufgestapelt, der nach Art von Ziegeln geformte Kisjak (mit Häcksel durchsetzter, getrockneter Mist). In dieser Gegend sind die Kasikumucher sehr wohlhabend, Besitzer von 3000—4000 Schafen und von Pferdeherden bis zu hundert und mehr Stück sind keine Seltenheit. Die Wolle der Schafe wird mit Vorteil nach auswärts verkauft (9 Rubel pro Pud), soweit sie nicht an Ort und Stelle zu Teppichen, Tuchen, Burken etc. verarbeitet wird. Das im Thal und in der Ebene wachsende Getreide reicht zum Unterhalt der zahlreichen Bevölkerung nicht aus, es mufs noch ein bedeutendes Quantum eingeführt werden. Der Flufs liefert mit seinen Fischen, namentlich Forellen, ein billiges und gutes Nahrungsmittel. Nach kurzer Rast zogen wir weiter; unser liebenswürdiger Wirt begleitete uns noch zu Pferde bis zum nahen Aul Kuli, dem Sitz eines Naibs, den wir aber nicht zu Hause trafen. Seine Frau nahm uns auf und bediente uns mit zuvorkommender Gastfreundschaft, eine Thatsache, die ich als charakteristisch für die dortige mohammedanische Bevölkerung konstatiere.

Andern Tags führte uns der Weg zunächst über eine fruchtbare Hochebene; von fern und nah winken uns gröfsere und kleinere Aule, an den Halden oder an vorspringenden Hügeln terrassenförmig aufgebaut und sich kaum voneinander unterscheidend. Der Flufs bleibt links

von uns und gräbt sich bald so tief zwischen hohen Felsen ein, dafs wir ihm nicht mehr folgen können und über einen hohen Gebirgskamm dem kasikumuchischen Koissu näherkommen müssen. Da in einem in der Nähe der ziemlich guten Fahrstrafse gelegenen Aul heute Bazar ist, so ist's auf derselben recht lebendig, namentlich sehen wir eine Menge Frauen, welche allerlei Waren zu Markte bringen. Die Weiber tragen in dieser Gegend ein hemdartiges Gewand von blauer Farbe, auf der Brust einen mit Münzen und mit blanken Knöpfen besetzten Latz, sehr eng anliegende blaue Beinkleider und grofse Männerstiefel. Der Kopf wird mit einem Tuche oder Shwal bedeckt. Einige Mädchen sangen zweistimmig ein russisch klingendes Motiv, ob einheimisch oder entlehnt? ich weifs es nicht. Aber es war im ganzen Daghestan der einzige Gesang, den ich diesmal zu hören bekam. Beim Aul Schar geht's steil hinab zum kasikumuchischen Koissu, welcher hier in den Felsen ein sehr schmales, aber tiefes Bett sich eingegraben, dann wieder hoch hinauf zum Aul, hinter welchem wir bald in weiter Ferne Kumuch erblicken. Noch geraume Zeit dauert es, bis wir die weite Ebene durchreiten, an deren Ende der grofse, einer Stadt ähnliche Aul Kumuch mit seinen 4000 Einwohnern liegt. Das Haus des Kreischefs, bei dem wir absteigen, steht etwas entfernt von dem Aul auf dem rechten Ufer des Koissu in der sogenannten Festung, d. h. einem von mäfsig hohen Mauern umgebenen Viereck. Hier wurden im Jahre 1877 während des türkischen Krieges, als das Volk sich in vielen Teilen des Daghestans erhob, der Kreischef mit allen seinen Beamten und ihren Familien, sowie ein Kommando Soldaten niedergemacht. Hoch auf steilem Felsen über dem Aul erhob sich einst die alte Burg der Chane, von der nur noch ein alter Turm und die

Moschee erhalten ist. Ein schöner Koran wird daselbst gezeigt, der 700 Jahre alt sein soll, aber freilich viel jünger aussieht. Im Aul sieht man neben den gewöhnlichen Häusern im einheimischen Typus nicht wenig europäische Häuser und neben den vielen engen und steilen Gäfschen auch einige breiter angelegte Strafsen. Viel Leben bringen in das Bild zwei künstlich angelegte Seen am Südende des Auls, wo sich der grofse Marktplatz befindet. Kumuch ist ein Haupthandelsplatz im Daghestan für die Produkte des Feldes und des menschlichen Gewerbe- und Kunstfleifses. Nicht zu verwundern ist es daher, dafs sich hier auch eine grofse Anzahl Juden seit langer Zeit niedergelassen hat, welche für den örtlichen Typus einen nicht unwesentlichen Faktor abgegeben haben mögen. Die Kasikumuchen sind gewandt im Umgang, verschmitzt und welterfahren, denn fast ein Viertel derselben wandert alljährlich auf Arbeit in die kaukasischen und russischen Städte aus, wo sie als Silberarbeiter, Verzinner und Waffenschmiede Arbeit finden. Es ist möglich, dafs infolge dieses Umstandes die Frauen hier mehr Freiheit geniefsen als bei den anderen kaukasischen mohammedanischen Völkern, da die Männer draufsen in der Welt sich davon überzeugen können, dafs die Frauen dort ein menschenwürdiges Dasein führen. Neben verschiedenem Handwerk und Viehzucht treiben die Kumuchen auch fleifsig Ackerbau, wie wir solches an den wohlgepflegten Feldern bemerken können; vielfach werden an Halden und Hügeln, um mehr Platz zu gewinnen, künstliche Terrassen angelegt, welche sich von weitem oftmals so ausnehmen, als hätten sie eine fortifikatorische Bedeutung. Im ganzen aber macht die Gegend einen kahlen Eindruck, da selten ein Baum und Strauch zu sehen ist. Holz ist unerschwinglich teuer, geheizt wird mit Kisjak. Das von Kumuch ca. 35 Werst

von Abich entdeckte Torflager könnte mit Erfolg abgebaut werden, wenn man sich bemühen wollte, eine ordentliche Strafse dahin zu bauen.

Die Kasikumuchen nahmen im Jahre 777 den Islam an und waren eifrige Anhänger und Verbreiter desselben, weshalb sie auch den Ehrennamen Kasi oder Gasi, d. i. „Streiter für den Glauben", erhielten. Der arabische Feldherr Abumuslim, welcher das Land eroberte, setzte dort einen Nachkommen des Propheten als Statthalter ein mit dem Titel Schamchal oder Wali. Diese Schamchale verlegten Ende des 16. Jahrhunderts ihre Winterresidenz nach Tarki bei Petrowsk. Ein halbes Jahrhundert später fielen die Kasikumuchen von den Schamchalen ab und wählten sich einen eigenen „Chachlawtschi", d. i. Anführer des streitbaren Volks. Die einzelnen Aule wurden von gewählten Ältesten regiert, in geistlichen Dingen war der kumuchische Kadi die höchste Instanz. Unter den Chachlawtschi oder Chanen von Lakralkana, wie die Kumuchen ihr Land nennen, wird im 18. Jahrhundert Surchai I. als siegreicher Gegner des eroberungssüchtigen persischen Herrschers Nadir Schach viel genannt, ebenso sein Sohn Mahomed, der sein Reich bis Kuba ausdehnte, auch sein Enkel Surchai II., welcher mit wechselndem Erfolg gegen die Russen kämpfte und, mehrmals geschlagen und vertrieben, immer wieder zurückkehrte. Der von Jermoloff eingesetzte Aslan Chan war äufserlich den Russen ergeben, hat aber heimlich die Verbreitung des Muridismus eifrig unterstützt. Seine ehrgeizigen Pläne gingen darauf aus, sich auch das awarische Chanat zu unterwerfen. So hatte er auch seine Hand im Spiel bei der Ermordung der awarischen Chanfamilie in Chunsach. Ende der 20er Jahre unseres Jahrhunderts waren Awarien und ein grofser Teil des hochgelegenen Daghestan

ihm unterthan. Im Jahre 1842 gelang es Schamyl, Lakralkana für sich zu gewinnen. Das ganze Land, welches den Russen seit lange treu ergeben schien, war im Aufruhr und Schamyl liefs sich eine Zeitlang in Kumuch nieder, wo er den Chan und seine Familie gefangen setzte. Später wurde er vom Fürsten Argutinsky verjagt. Der Aufstand von 1877 zeigte, dafs die Kasikumuchen immer noch kein zuverlässiges Element sind.

Sich selbst heifsen die Kasikumuchen „Lak", d. i. Volk, ihre Sprache heifst die lakische und wird fast allenthalben im Bassin des kasikumuchischen Koissu gesprochen, die im Kreise ansässigen Awaren (2538 Köpfe) und Darginer (3743) haben ihre Sprache beibehalten, die Aule Artschi (804) und Ogul (695) sprechen jeder seine eigene Sprache, die mit den anderen nichts Gemeinsames haben. Die lakische Sprache steht dem türkischen Dialekt der Nogaier, Karatschaier und der Bergtataren sehr nahe.

Die kasikumuchische Hochebene ist nach allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen. Die von Kumuch auslaufende Poststrafse führt dem Lauf des Koissu folgend in gerader Linie nordwärts nach Chodschalmachi und von da östlich nach Temirchanschura und Petrowsk, westlich dagegen im grofsen Umweg nach Gunib. Der nähere Reitweg dahin geht in langen und man kann wohl sagen langweiligen Linien über den im höchsten Punkt bis 7905′ ansteigenden Turtschi-Dagh und seine Ausläufer, welche hier das Bassin des kasikumuchischen Koissu von dem des awarischen Koissu trennen. Das Hochplateau des Turtschi-Dagh diente in den Kämpfen mit Schamyl der russischen Armee als Sommerlager und zugleich als Operationsbasis, von wo aus sie, selbst gegen plötzliche Überfälle geschützt, rasch nach allen Seiten hin operieren konnte. Zudem fanden

die Pferde der Kavalleristen hier gutes Futter. Von der Höhe des Turtschi-Dagh konnte der gegenüberliegende Gunib, welcher etwas niedriger ist, beobachtet werden. Nachdem wir den kaum 6000′ hohen Paſs überschritten, haben wir links von uns das tiefe Thal des Cheztschar-Tschai, welcher sich oberhalb Gunib in den Kara-Koissu ergieſst. Die Einförmigkeit des Thales wird durch zahlreiche Aule etwas belebt, von denen Sokratl der gröſste ist. Bald nach Mittag gelangen wir in den groſsen Aul Tschoch, wo uns ein alter Gardeoberst, der von dort stammt und sich hier angebaut hat, bei sich aufnimmt. Der Aul wurde 1845 von Schamyl stark befestigt, die Überreste der Mauern sind noch zu sehen. Der russischen Artillerie konnten aber die Befestigungen nicht widerstehen, nach mehr als einmonatlicher Belagerung waren Dorf und Mauern zusammengeschossen, doch wurde der Aul nicht im Sturm genommen, da solches zu viele Opfer gekostet hätte. Noch einmal im Jahre 1859 bildete Tschoch einen starken Rückhalt für Schamyl, ergab sich aber den Russen sogleich nach Übergabe des Gunib. Als im Jahre 1877 ein groſser Teil des Daghestan gegen die Russen aufständisch wurde, waren die Tschocher auch mit dabei, muſsten aber, ebenso wie die Kasikumucher, bald zu Kreuz kriechen.

Als wir in später Nachmittagstunde uns in Tschoch verabschiedeten, zogen schwere Gewitterwolken herauf, welche sich bald in heftigem Regen über uns entluden. Mehrmals schlug der Blitz über uns in die steilen Felsen des Turtschi-Dagh und in schauerlich schönem Echo hallten die Donnerschläge wieder an den unzähligen Felswänden und in den tiefen Thälern. Tag für Tag hatten wir nun eine Woche lang die schwersten Gewitter, eine in der zweiten Hälfte des Juli in jenen Gegenden ganz abnorme

Erscheinung. Die Pfade im Daghestan, welche an sich schon viel zu wünschen liefsen, wurden fast unpassierbar und legten unserm Weiterkommen manches Hindernis entgegen. Das lose Gestein wurde noch mehr gelockert, an den steilen Halden rutschten die Wege ganze Strecken weit ab oder wurden von oben verschüttet, die wilden Bergbäche wurden zu reifsenden Strömen, in den sonst trockenen Klingen stürzten Wildbäche nieder und rissen die Überbrückungen weg, auf den hohen Pässen, deren wir fast täglich einige in diesem von unzähligen Abgründen durchfurchten Lande zu übersteigen hatten, verdeckte der Nebel uns oftmals die Aussicht. Zu unserm Glück war das Wetter dabei verhältnismäfsig warm und fanden wir immer ein trockenes Nachtquartier. Mehr als einmal schien die Natur uns das Machtwort zuzurufen: „Bis hieher und nicht weiter!“ Aber im Vertrauen auf das Sprichwort „fortes fortuna juvat“ drangen wir vorwärts und führten die Reise glücklich zum Ziel.

In Gunib, welches diesmal mit seinem vielen Wasser und lieblichen Grün noch einen freundlicheren Eindruck machte als das erste Mal, machten wir einen Rasttag. Ich habe früher in den „Kaukasischen Reisen und Studien“, S. 153 u. ff., den so denk- und merkwürdigen Gebirgsstock, die Festung und den „oberen“ Gunib mit dem Dorf Schamyls und das Denkmal beschrieben, welches an der Stelle errichtet ist, wo der tapfere Imam dem Fürsten Bariatinsky am 25. August 1859 seinen Säbel überreichte. Bei unserer weiteren Wanderung hatten wir im Laufe mehrerer Stunden Gelegenheit, die gewaltigen, steil abstürzenden Felsen von der langgestreckten Süd- und der kürzeren Westseite zu betrachten. Von dort aus leuchtete uns auch noch in weiter Ferne der sogenannte „Majak“,

d. i. Leuchtturm, entgegen, ein Denkmal, welches den tapferen Freiwilligen gesetzt wurde, die am verhängnisvollen Tage die unersteiglich geltenden Felsen erklommen, eine Heldenthat, welche schliefslich den Imam bewog, sich zu ergeben.

Vom Gunib ging's auf steilen und beschwerlichen Pfaden quer über die verschiedenen hohen Gebirgskämme, welche den Karakoissu und seine linksseitigen Zuflüsse vom awarischen Koissu scheiden. Auf diese Weise verkürzten wir unsern Weg bedeutend; für mich speciell bot diese Tour Neues, da ich die längere Poststrafse von Gunib nach Karadach am genannten Flufs vom Jahre 1896 her kannte. Beim Aul Rugscha überschritten wir einen langgestreckten Gebirgskamm, welcher uns auf seiner Höhe einen weiten Ausblick erlaubte in das Labyrinth der daghestanischen Gebirgswelt bis hinauf nach Kunsach im W. und dem Tschulti-Dagh mit den ihm vorgelagerten Ketten im S.O. In nächster Nähe steigt der mächtige, 8057′ hohe Tlili-Mëer, d. h. „Kofferberg“, auf, welcher mit seinem charakteristischen Aufsatz weithin sichtbar ist. An seinem Südfufs liegt der grofse Aul Teletl. Da und dort thut sich schon auch ein liebliches Thälchen auf, wo Obstbäume und kleine Wäldchen von Birken unser Auge erfreuen, das so lange dieses Anblicks entbehrt hat. Bei uns oben freilich bedeckt nur niedriges Gras die Abhänge zu beiden Seiten des Pfades, welcher sich in unabsehbarer einförmiger Länge hinzieht. Hier, wie auch anderwärts im Daghestan, fiel es mir auf, dafs in diesen basalpinen Regionen so gar kümmerliche Weideplätze vorhanden sind. Eine plausible Erklärung dafür kann ich nicht finden. Endlich leuchtet uns von weitem das rote Dach eines viereckigen Turmes entgegen, welcher die grofse Moschee von Teletl überragt, aber eher

zu einer protestantischen Dorfkirche passen würde, und eine halbe Stunde nachher reiten wir in den grofsen Aul ein, der sich mit seinen 560 „Höfen“ an die Berghalde anlehnt. Die hier übliche Bezeichnung „Hof“ für Familie oder Hauswesen ist um so eigentümlicher, als die Höfe ungemein klein, ja bei manchen Häusern gar nicht vorhanden sind. Das a parte potiori fit denominatio läfst sich also hier schon gar nicht anwenden. Der sonst in Rufsland gebräuchliche Ausdruck dym, d. i. Rauch, Rauchfang, Herd scheint eher zutreffend zu sein. In Teletl — das Wort wird Teletlch mit sehr hartem l und ch ausgesprochen — machten wir, wie in allen daghestanischen, namentlich awarischen Aulen, wieder die Wahrnehmung, dafs die Gäfschen unglaublich steil und eng, die Höfe winzig und die Häuser so dicht aufeinander gebaut sind, wie man es sich dichter nicht vorstellen kann. Und doch hatten die Leute Platz genug, denn der steinige Grund wäre in keinem Fall zu Anlage von Feldern tauglich gewesen. Mangel an Licht und Luft und grofse Unsauberkeit ist die Folge dieser Bauart, für welche ein rationeller Grund nicht gefunden werden kann, als allenfalls der, dafs in kriegerischen Zeiten ein solcher Aul mit seinen engen Gassen und dichtbevölkerten Häusermassen gegen den Ansturm der Feinde leicht zu verteidigen war; da mufste Haus für Haus gestürmt werden. Jetzt in Friedenszeiten blieb alles beim alten und die Leute wissen's und wollen's nicht besser. Solche Aule machen, zum erstenmal gesehen, namentlich in der Ferne durch das Ungewöhnliche einen interessanten Eindruck; diese eigentümlichen Steinwürfel mit den kleinen Fenster- und Thüröffnungen und kleinen Balkonen im oberen Stock, deren Frontseiten oftmals weifs getüncht sind und grell abstechen gegen das sonstige Grau und Schwarz der Mauern, erregen

unsere Neugier, wir glauben Ruinen vor uns zu haben, ausgebrannte oder zerstörte Dörfer ohne jegliches Grün, und erst wenn wir näher kommen, bemerken wir mit Staunen, dafs in diesen „öden Fensterhöhlen nicht das Grauen“, sondern Menschen wohnen, ebensolche Menschen wie wir, aber freilich mit viel geringeren Ansprüchen an das Leben und an Komfort. Die Aule sind tot, wie es gewöhnlich auch die umgebende Landschaft ist. Mit der Zeit verlieren diese eigentümlichen Wohnstätten der Menschen den Reiz für das Auge des Reisenden.

Die Entfernung vom Aul Teletl bis zum awarischen Koissu beträgt kaum 20 km. Der Leser kann sich so recht eine Vorstellung von der Coupiertheit des Terrains machen, wenn ich ihm sage, dafs auf dieser Strecke nicht weniger als drei hohe Gebirgsgrate, immer einer höher als der andere, zu übersteigen sind, welche natürlich auf so engem Raum bei einander liegend und fast parallel von S.O. nach N.W. ziehend, auch nicht anders als sehr steil sein können. Aus der Vogelperspektive müfste sich das System der daghestanischen Berge ausnehmen wie ein grofses Netz mit einer Unzahl von Knoten und unregelmäfsigen Maschen, von welchen keine einzige der anderen auch nur halbwegs ähnlich ist. — Auf der Höhe des einen Bergzugs (bis 6981′) liegt der Aul Ssiuri, der zweite gipfelt im Berg Rzota (8036′), der dritte erreicht in den Spitzen des Schumchusul (8610′) und Nicobestl (7718′) seine gröfste Höhe. Bei Regenwetter boten das schlüpfrige Erdreich und die glatten zu Tage tretenden Schieferfelsen dem Auf- und Abstieg die gröfsten Schwierigkeiten. — Dem Auge bietet sich hier schon gröfsere Mannigfaltigkeit der Natur dar. Schon zeigen die Abhänge üppigeres Wachstum. Ja, sogar ein Kiefernwald erfreut uns mit seinem köstlichen Duft. Diese Kiefern sind

allerdings nicht sehr hoch, sie haben das Ansehen stumpfer Pyramiden, weiter oben gleichen sie Zwergen und Krüppeln. In ihrem Schatten wächst der Adlerfarren in niederen Exemplaren, an lichteren Stellen ragen hohe Stengel des giftigen Akonits mit weifslich-grünen, gipfelständigen Traubenblüten empor. Im Aul Tidi machen wir die Bekanntschaft eines jungen Awaren, welcher durch seine Bildung als Unikum im Kreis von Gunib dasteht. Er ist der Sohn eines verstorbenen Naibs, hat in diesem Jahre die Realschule von Temirchanschura absolviert und will nun das Polytechnikum in Kiew besuchen, um sich weiter auszubilden. Er ist „unter Larven die einzige fühlende Brust", und es duldet ihn nicht in dieser finsteren, ungebildeten Mitte, die ihn nicht verstehen kann. Auf 53138 Awaren ein einziger junger Mann mit mittlerer Schulbildung, eine vielsagende Thatsache[1]! Vor dem Aul fallen am Wege merkwürdige Grabdenkmäler auf, es sind das aus Stein aufgebaute Kegel von 1—2 m Höhe, von einer steinernen Kugel gekrönt. Sie scheinen älteren Ursprungs zu sein. Die neueren Grabdenkmäler stellen Steinplatten dar, welche an einer Mauer in Nischen eingelassen sind und neben Arabesken Inschriften aus dem Koran tragen. Im nächsten Aul Uroda, durch dessen Mitte der Weg führt, mufsten wir in dunkeln, niedrigen Gängen unter den Häusern durchreiten und am anderen Ende des Dorfes ging der Weg gar in die steilen Stufen einer ziemlich hohen, in den Felsen

[1] Eine der hauptsächlichsten Ursachen, dafs die mohammedanische Bevölkerung des Kaukasus, speciell des Daghestans, so ungebildet ist, ist der Mangel an Schulen und die Abgelegenheit der Aule. Ein weiterer Grund ist der, dafs die Leute nicht zum Kriegsdienst beigezogen werden. Übrigens steht die Bildung bei den Mohammedanern des Kaukasus nirgends so tief, wie im Daghestan.

gehauenen Treppe über. Ein kleiner Wald von Nufsbäumen und einige klare Brunnen, über welchen hübsche maurische Steinbauten errichtet sind, bilden einen belebenden Vordergrund zu den kahlen und starren Steinmassen des Dorfes, in dessen Nähe, durch kleine Thäler getrennt, noch zwei andere Aule, Gedota und Matschada, an Berghalden Platz gefunden haben. Dann geht's langsam hinab zur Gedatlinischen Brücke, wo wir den awarischen Koissu erreicht haben. In dem wunderschönen Thal dieses Flusses und eines seiner gröfsten Quellbäche verweilen wir nun vier volle Tage und dürfen uns an den herrlichsten Landschaften erfreuen; freilich wurden uns Freude und Genufs vielfach durch schlechte und verdorbene Wege vergällt. Nur am ersten Tag, so lange wir uns auf dem fertigen Abschnitt der im Bau begriffenen Strafse befanden, ging alles glatt und gut von statten.

Der awarische Koissu gilt für den gröfsten Flufs des Daghestans, er hat eine Länge von beiläufig 170 Werst; im Unterlauf wird er bedeutend verstärkt durch die Wasser des kasikumuchischen und Kara-Koissu, welche sich bei Gergebil vereinigen. Später bildet er mit dem ca. 180 Werst langen andischen Koissu den Ssulak. Der Wasserreichtum des awarischen Koissu schon im Oberlauf erklärt sich dadurch, dafs seine Quell- und Zuflüsse in einem fächerartig ausgespannten Netz auf dem Nordabhang des grofsen Kaukasus vom Saridagh bis Nicosziche entspringen und dafs dieser ihm auf einer Strecke von wenigstens 150 Werst alle seine Gewässer zuführt; auch erhält der Flufs drei grofse Zuflüsse von der Bogoskette und von dem hohen Gebirgskamm, welche sein Bassin von dem des kasikumuchischen Koissu trennen. Es ist eigentlich schwer zu bestimmen, welcher von den zahlreichen Quellflüssen der Hauptflufs

sein soll. In der Regel gilt als solcher der vom Gudur-Dagh (11 075′) herabkommende Bergstrom, dessen Quellen am weitesten nach Süden liegen. Die örtlichen Benennungen wechseln beständig und entsprechen denen der Karte keineswegs. Ich bezweifle, dafs es überhaupt jemals gelingen wird, im Kaukasus eine einheitliche Benennung der Berge, Flüsse, ja selbst der Ortschaften einzuführen. Die Berge haben von jeder Seite, die Flüsse fast bei jedem Ort, an welchem sie vorbeifliefsen, einen anderen Namen. Jedenfalls kann ich hier konstatieren, dafs noch nirgends im Kaukasus mich die fünfwerstige Karte so sehr im Stich gelassen hat wie in diesen Gegenden.

IV.

Der erste Eindruck, welchen wir vom Thal des awarischen Koissu, seinem linken Ufer aufwärts folgend, erhielten, war ungemein lieblich. Seit dem fruchtbaren Kachetien hatten wir solche üppige Gärten mit herrlichen Obstbäumen und traubenbehängten Weinstöcken nicht gesehen. Bald aber wird das Thal so eng, dafs die Gärten keinen Platz mehr finden. Und nun bildet plötzlich das Thal des Flusses eine ungemein enge Schlucht mit hoch zum Himmel hinanstrebenden Felsen, die aber mit Kiefern und Birken bewachsen sind, soweit sie nicht überhängen oder senkrecht abfallen. Eine ungemeine Mannigfaltigkeit herrscht in den Formen dieser Felsenwände und Grate, welche sich coulissenartig von rechts und links in das Thal hereinschieben und dasselbe immer wieder von Zeit zu Zeit gänzlich abzusperren scheinen. Doch finden Weg und Flufs in ihren unzähligen Mäanderlinien immer wieder einen Ausgang. An mehreren Stellen ist der Weg durch Tunnels geführt, an anderen in und aus dem Felsen gehauen. Bald

ist der Schiefer verwittert und bildet steile Böschungen, die leicht abrutschen und in beständiger Bewegung sind, bald baut er sich in riesigen Schichten und mächtigen Blöcken auf, die vielfach drohend über den Köpfen hängen. Wir haben eine Darialschlucht, aber nicht so kurz und grausig wie auf der grusinischen Heerstraſse, sondern zwanzig- und dreiſsigmal länger, groſsartig im mächtigen Aufbau der Felsengebilde, aber dabei lieblich durch die Fülle des Wachstums. Nicht so wild freilich wie der Terek wälzt der awarische Koissu seine Fluten dahin, aber er ist wasserreicher als der Terek, und das Getose seiner Wellen und seiner Brandung an den Ufern charakterisiert auch ihn als den wilden, ungebändigten Sohn des Hochgebirges. Die Straſse führt fast beständig in einer Höhe von 80 bis 150′ über dem Fluſs hin, sie ist ziemlich schmal und noch sind am Rand derselben keine Pfähle noch Mauern angebracht, welche vor Abstürzen schützten. In der Dunkelheit wird darum die Sache etwas unheimlich. Auf einer Strecke von 30 bis 40 Werst ist hier kein einziger Aul anzutreffen, sie liegen weit auf der Seite; nur einige Viehhöfe und die weit auseinander liegenden Stationshäuser der Wegaufseher sind von wenigen Menschen bewohnt. In einem solchen fanden wir Unterkommen für die Nacht und kamen gerade noch zu rechter Zeit an, ehe ein schweres Gewitter niederging und sich dicke Finsternis über das Thal legte.

Auf dieser Strecke des awarischen Koissu machte ich eine Wahrnehmung, welche meine schon in Kachetien fast bestimmt gefaſste Meinung bestätigte, nämlich daſs der Nuſsbaum (Juglans regia) im Kaukasus wild vorkommt. Konnte darüber in Kachetien, wo groſse Wälder des Nuſsbaums in der Nähe der einst hier sehr dichten Ansiedelungen

vorkommen [1], noch einiger Zweifel walten, so steht hier die Sache über jedem Zweifeln erhaben. In verschiedenen Klingen des engen Thals finden sich zahlreiche Nufsbäume vor, in Gegenden, wo niemals menschliche Wohnstätten waren und nicht sein konnten und in grofser Entfernung von solchen. Die Früchte sind nicht grofs und sehr hartschalig. Weiter oben im Thal stofsen wir auf ganze Wälder von Juniperus excelsa, dessen ungemein regelmäfsige, pyramidal belaubte Stämme eine Höhe bis zu 60′ bei 1—2′ Dicke erreichen. Das Holz wird von den Eingeborenen, ähnlich wie in Deutschland in alter Zeit die Kienspäne, als Beleuchtungsmittel verwendet. Hier nimmt der Wald überhaupt einen mehr bunten Charakter an, und zu den genannten Bäumen gesellen sich noch Eichen, Eschen, Ahorn und als sonst seltener Baum Cotoneaster integerrimum, aus dessen gelblichem Holz hier Löffel und Schüsseln geschnitzt werden; das Buschwerk besteht vorzugsweise aus Berberis, Spiraea, Lonicera tatarica und verschiedenen Arten wilder Rosen.

Mit dem guten Wege hat es jetzt ein Ende und wir mufsten bis zum nächsten Stationshause schon öfters die am Wege arbeitenden Leute in Anspruch nehmen, um weiter zu kommen. An manchen Stellen wurden wir eine Stunde und mehr aufgehalten, aber die Aussicht, doch weiter zu kommen, liefs uns geduldig warten. Hier tauchten auch dann und wann Ruinen von alten Burgen auf, eine in Daghestan seltene Erscheinung; welchem Volke dieselben zuzuschreiben sind, darüber konnte niemand Auskunft geben.

---

[1] Man kann übrigens schwer begreifen, wozu die Menschen ganze Wälder von Nufsbäumen angepflanzt hätten, da sie ja doch einen verhältnismäfsig geringen Ertrag geben und dem Menschen wenig Nutzen bringen.

Mit den Bauten der jetzigen Bewohner haben sie auch nicht die Spur von Ähnlichkeit. An diesem Tage bekamen wir eine eigentümliche hydrographische Erscheinung zu sehen. Die beiden Flüsse Chwan-Or und Tscherel-Or (auch Quellflüsse des awarischen Koissu) kommen einander in gerader Richtung entgegen, so dafs die Wasser beider aufeinanderprallen und dann gemeinsam unter einem rechten Winkel zum alten Lauf weiterfliefsen[1]. In der Nähe dieses Zusammenflusses ist wieder eine „Karaulka“ oder Stationshaus und einige Werst davon sogar ein sogenanntes Comptoir, d. h. einige Holzhäuser mit Kaufladen und Zeughaus, auch ein Mehlmagazin für die Arbeiter. Zu unserer grofsen Freude fanden wir hier einige Russen, welche uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit aufnahmen. Sie haben ein schweres Leben in dieser Wildnis. Einer der jungen Leute ist sogar verheiratet und hat sich mit seiner jungen Frau, einer St. Petersburgerin, hier niedergelassen. Sie hat aus Liebe dieses Opfer gebracht, acht Monate wenigstens im Jahr von der gebildeten Welt ausgeschlossen in der wilden Natur und unter den rohen Arbeitern als einziges weibliches Wesen zu leben. . . .

Wir sind jetzt im Gebiet der awarischen Gesellschaft Anzuch, welche aus mehreren Aulen besteht. Das hoch oben auf einem nahen Berg gelegene Tschodo-Kalo (= mittleres Dorf) ist der gröfste von ihnen. Anderen Tags suchten wir zu demselben aufzusteigen. In der Nacht hatte es wieder stark gewittert und am Morgen regnete es noch in Strömen, weshalb wir später als gewöhnlich aufbrachen. Im breiten Thal eines kleinen Zuflusses des Chwan-Or reiten wir unter hübschen Erlen, die hier einen ganzen Wald bilden und

[1] Eine ähnliche Erscheinung bemerken wir beim Agri-Tschai, einem linksseitigen Zuflufs des kachetischen Alasan.

steigen dann an der rechtsseitigen Halde langsam empor. Es war ein recht guter Weg, der in sanfter Steigung durch einen grofsen Kiefernwald hinführte[1], ein geradezu idealer Reitpfad. Eben sprach ich mein Entzücken über den herrlichen Weg aus, da war es mit der Herrlichkeit auch schon zu Ende. Auf mehrere hundert Schritte war der Weg mit den oberhalb und unterhalb desselben befindlichen Bäumen abgerutscht. Steine, Geröll, aufgeweichte Erde und mächtige Baumstämme, alles lag in wildem Chaos durcheinander. An ein Weiterkommen, namentlich mit den Pferden, war an dieser Stelle schon gar nicht zu denken. In gedrückter Stimmung ging's zurück zur „Karaulka". Nach einigen Stunden kam ein Mann, welchen wir als „Pfadfinder" ausgesandt hatten, mit der Nachricht, dafs er einen anderen, allerdings sehr steilen und weiten Weg nach Tschodo-Kalo gefunden. Wir folgten ihm und kamen abends in dem Aul an, der auch einfach Anzuch heifst. In der sogenannten „Kanzlei", einem sauber gehaltenen Holzhaus, stiegen wir ab. Den Anzuchern schien unsere Ankunft nicht gerade grofses Vergnügen zu machen, und als wir auf Grund unserer Papiere den Üsbaschi verlangten, um ihm durch den Molla unser arabisch geschriebenes Begleitschreiben vorlesen zu lassen, hiefs es, derselbe sei abwesend; sein Gehülfe liefs sich durch Krankheit entschuldigen. Und doch hatten wir unserer Pferde wegen, für welche zur Nacht eine Wache bestellt werden mufste, jemand von der Obrigkeit nötig. Als ich endlich unangenehm wurde und kategorisch einen Vertreter der Behörde verlangte, spielte sich irgend ein Halunke als Stellvertreter auf und versprach, für alles zu sorgen. Wenigstens wurde für teueres Geld

[1] Hier wächst im Moos ein sehr niedliches Thalictrum, welches ich von weitem für Adianthum capilli Veneris hielt.

die Wache für die Pferde beschafft. Überhaupt wurden wir hier gehörig gerupft, für zwei kleine Hühnchen, die in Tiflis für 20—25 Kopeken zu haben sind, verlangte man von uns 1 Rubel, für ein kleines Glas Milch 10 Kopeken. Der Mann, welcher uns als Führer dienen sollte, verlangte für zwei Tage 5 Rubel für sich und sein Pferd, kam aber dann ohne Pferd und beharrte auf seinem Preise. Hier und weiterhin haben sich uns diese Awaren im schlechtesten Licht gezeigt. Der Respekt vor den höchsten Behörden und die Sympathie für die Russen scheinen hier sehr gering zu sein. . . . Die Frauen von Anzuch haben ein eigentümliches Kostüm: es besteht in einer blauen Mönchskutte, die mit einer breiten Schärpe gegürtet wird. Den Kopf bedeckt ein Tuch, die Stirne ist mit Münzen, auf eine Schnur angereiht, geschmückt, ebensolche Münzen sind auf der Brust angenäht. Die drahtartigen Ohrringe haben einen Durchmesser von gut 3—4″. Die Schuhe sind gestrickt und haben Filzsohlen. Die Weiber machten sich abends viel zu schaffen, namentlich schleppten sie Wasser in eigentümlichen hölzernen Cylindern von 1′ Durchmesser und 2′ Höhe herbei. Die Gefäfse werden merkwürdigerweise auf dem Rücken im Kreuz aufgestützt und mit Stricken über die Schultern festgehalten. Andere schleppten Holz- und Grasbündel auf dem Rücken herbei, molken die Kühe, spalteten Holz etc., kurz alle waren fix bei der Arbeit und schienen dabei sehr guter Dinge zu sein. Es sah nicht so aus, als ob die Frauen sich als Sklaven fühlten, als ob sie die Arbeit gezwungen verrichteten. Sie kennen und wissen es nicht anders. Ihr Arbeitsgebiet ist durch die „Adaten“ ein für allemal festgestellt, ebenso wie die Beschäftigungen der Männer. Mit unseren europäischen Anschauungen verträgt sich das freilich nicht immer, aber manche arme Bäuerin

in Deutschland verrichtet wohl auch nicht leichtere Arbeit als diese awarischen Weiber. Die Männer scheinen ihre Frauen auch mit einer gewissen Achtung zu behandeln. Diese meine flüchtigen Beobachtungen werden durch die Aussagen eines höheren Offiziers bestätigt, welcher aus den Awaren hervorgegangen ist.

Durch unseren Aufstieg nach Anzuch hatten wir einen großen Bogen des Flusses abgeschnitten, in dessen Thal wir nun wieder hinabsteigen mußten. Lange Zeit führt der Pfad hoch oben an den Abhängen und über tief eingeschnittene Klingen hin. Drunten ist der Fluß in enge Ufer gebettet. Der Wald senkt sich bis zu denselben hinab. Auf dem rechten Ufer herrschen Fichten und Birken vor, während auf dem linken Ufer gemischter Laubwald die Halden bedeckt. Zu mehreren Malen war der Weg abgestürzt oder verschüttet. Für Geld und gute Worte wurde er von nahen Arbeitern, welche wir requirierten, immer so weit in Stand gesetzt, daß wir weiter konnten. Ohne jene Arbeiter hätten wir mehr als einmal umkehren müssen und konnten auch in die verzweifelte Lage kommen, weder rückwärts noch vorwärts zu können. Gegen Mittag waren wir in Tljadal(ch) oder Kalaki. Die hier zusammenfließenden Bergwasser bergen eine Menge der köstlichsten Forellen, an denen wir uns labten. Merkwürdigerweise ist die Forelle des Hauptflusses weiß mit roten Flecken, während der Zufluß ganz schwarze Forellen, ebenfalls mit roten Punkten, enthält. Die Häuser sind hier aus Holz gebaut und mit kleinen Balkonen versehen, an denen wir primitive Schnitzereien bemerken. Trotzdem daß ein reißender Bach mitten durch den am Bergabhang liegenden Aul hindurchfließt und alle Abfälle und Schmutz abführen könnte, zieht man es vor, alle die Herrlichkeiten auf die engen Gäßchen hinaus-

zuwerfen, so dafs diese von Unreinlichkeiten strotzen; nicht besser ist es in den Wohnungen selbst. Man geniert sich geradezu, sich irgendwo hinzusetzen. Ein Nachtlager auf diesen schmutzigen Teppichen und Fellen, welche von Ungeziefer wimmeln, müfste dem Wanderer Höllenqualen bereiten. Bei all dem Schmutz aber scheinen die Einwohner eines gewissen Kunstsinns nicht zu entbehren, denn die teppichartig gewobenen Strümpfe zeigen in ihrer Zeichnung und Farbe entschiedenen Geschmack. Weiterhin wird das Thal sehr lieblich, prächtiger Birkenwald bedeckt die Berge; viele der Birken haben ganz ausgesprochen den Charakter von Trauerbirken, indem sie ihre zarten Äste weit, fast bis zur Erde, herabhängen lassen; zwischen denselben stehen Gruppen grofsblätteriger Ulmen. Wo sich das Thal erweitert, erscheinen herrliche Wiesengründe. Auf einmal aber gehen die sanft ansteigenden Halden auf kurze Strecken wieder in kahle steile Felsen über, die sich auf 15—20 Schritt nähern. Hier hat der Flufs bei seiner tausendjährigen Erosionsarbeit stärkeren Widerstand gefunden als anderwärts. Noch einmal geht's hoch und steil hinauf und dann wieder hinunter zu einem Nebenflufs. Schon dämmert es, als wir zu einem unbewohnten Haus oder vielmehr Stall mit einem balkonartigen Vorbau gelangen. Für alle Fälle war das ein Unterschlupf, doch zogen wir es vor, beim Schein eines Scheiterhaufens im Freien zu übernachten. Es war für dieses Mal das letzte, aber auch schlechteste Nachtlager im Daghestan.

Die Entfernung zum Hauptkamm konnte nicht mehr grofs sein. Auf sehr bösen Wegen, die oftmals unterbrochen waren und wo einige Stellen mit Gefahr umgangen werden mufsten, kamen wir am nächsten Morgen endlich zu einer Stelle, wo uns der Flufs den Weg verlegte. Wir müssen

ihn durchreiten, obgleich er tief und reifsend ist. Dann beginnt der Aufstieg zum Pafs, immer im Wald, im Anfang recht steil, später mäfsig ansteigend. Im Laubwald ist die Vegetation eine sehr üppige. Die Blumen fallen durch ihren hochstrebenden Wuchs auf, dunkelrosa Scabiosen, Lactuca, Farren, Matricaria, Anthemis, Delphinium, Valeriana, Campanula, Calendula, Astrantia etc. wuchern üppig im hohen Gras zwischen Ahorn, Buchen, Birken und Vogelbeere. Stellenweise kommt Vaccinium myrtillus, sehr selten Rhododendron caucasicum vor. Dieses habe ich auf meiner diesmaligen Reise ganz allein nur an diesem Ort gefunden. Acer Trautvetteri mit seinen schönen roten Samen geht sehr hoch hinauf und verläfst uns erst einige hundert Fufs unterhalb des Passes, den wir morgens um 10 Uhr erreichen. Über die grünen Alpenmatten mit auffallend niedrigem Gras und geradezu erstaunlicher Armut an Blumen zieht kalter Nebel hin, der sich manchmal zerreifst und einige kurze Blicke thun läfst in die vor uns liegende Landschaft. Später, als die Sonne den Nebel verscheucht, scheint die Alasan-Ebene so nahe zu sein. Wir ahnen nicht, dafs der Abstieg noch wenigstens sieben Stunden in Anspruch nehmen wird, allerdings in prächtigem Wald, welcher uns bald einige hundert Fufs unter dem Pafs in seinen Schatten aufnimmt. Wiederum ist es gemischter, vielfach noch jungfräulicher Wald, den die awarisch-kachetinische Strafse durchschneiden wird. Auch hier ist der Pfad einstweilen noch sehr schwierig und führt an schauerlichen Abgründen hin. Längs des Weges sind überall Laubhütten, häufiger höhlenartige Wohnungen zu schauen, in welchen die Arbeiter ihr ärmliches Unterkommen suchen. In mancher Klinge liegt noch Schnee, so schwarz und schmutzig wie das angrenzende feuchte Erdreich. Erst

wenn wir darin einsinken, merken wir, dafs hier noch Überreste vom letzten Winter sich erhalten haben. Grofse Feuchtigkeit herrscht hier im Walde, üppig gedeiht das Farrenkraut (Filix mas) im Schatten der altehrwürdigen, mit grauen Flechten behangenen Bäume. Kaum merklich geht es abwärts, erst der letzte Abschnitt des Weges, wo wir abkürzen können, ist sehr steil. Endlich um 7 Uhr sind wir am Fufs des Kammes in Sazchenisi und bald darauf im grofsen grusinischen Dorf Gawasi, wo ein leidliches Nachtlager unser wartet.

V.

Ehe wir aber weiter nach Telaw, dem Endziel unserer Reise, uns aufmachen, will ich noch einmal auf die Awaren zurückkommen, durch deren Gebiet wir eine ganze Woche gereist sind. Aus einigen eingestreuten Episoden kann der Leser erraten, dafs ich auf dieselben nicht gerade gut zu sprechen bin. Damit aber meine Schilderung an Objektivität gewinne, will ich auch Andere sprechen lassen, welche das Volk kennen. Was das Äufsere anbelangt, so ist es schwer, einen bestimmten Typus aufzustellen. Im Alter, wo ja das Gesicht sich überhaupt mehr prononciert, scheinen die Männer durch die Art, wie sie den Bart tragen und das Haupthaar wachsen lassen, viel Ähnlichkeit miteinander zu haben. Nach unten verjüngt sich das Gesicht sehr stark, die Stirn ist ziemlich hoch und breit, die Nase grofs und stumpf, die Augen klein, der Wuchs mittelgrofs, der Körperbau proportioniert. Die hervorragenden Charakterzüge sind Energie, Ausdauer, Tapferkeit. Schamyl hat bei jeder Gelegenheit seine Awaren den anderen Bergbewohnern als Muster der Tapferkeit dargestellt. Der Aware ist zwar neugierig und geschwätzig und verliert viel Zeit im Gespräch,

aber er erfüllt die ihm durch die „Adate“ (Herkommen) zukommenden Arbeiten, ohne sich in die Beschäftigungen der Weiber zu mischen.

Was die Stellung der Weiber anbelangt, so giebt uns der Aware — Oberst Alichanow von Chunsach, dessen Namen durch die Eroberung Merws berühmt geworden —, in seinen Aufsätzen unter dem Titel „In den Bergen Daghestans“ einige interessante Notizen darüber. Nach ihm sind die Weiber sehr selbständig gestellt; schon bei der Wahl des Mannes wird das junge Mädchen in keinerlei Weise gezwungen und dient dieser Schritt gewissermafsen als Prüfstein des Charakters. Die Werbung geschieht in der Regel durch Freunde und wird in erster Linie der Vater um seine Einwilligung gefragt. Dieser weist die Werbung entweder kurzweg ab, oder aber er giebt zur Antwort: „Wenn es Allah so will“, d. h. wenn sich keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg stellen und das Mädchen einverstanden ist. Das Schariat giebt dem Mädchen völlige Freiheit der Wahl, und das „Adat“ erweitert diese Freiheit bis zu einem Grad, wie solches sonst nirgends bei den kaukasischen Völkern erhört ist. Denn das Mädchen kann sogar einen solchen Mann wählen, welcher gar nicht an sie gedacht hat. Sie begiebt sich einfach in sein Haus und derselbe ist verpflichtet, sie als Frau aufzunehmen und wenn er auch andere Frauen mehr als genug hätte. Zum Glück machen die jungen Mädchen selten von diesem ihrem Rechte Gebrauch. Aber vor nicht langer Zeit, noch unter Schamyl, war es so gang und gäbe. Denn der Imam verlangte, dafs verwitwete oder geschiedene Frauen nicht länger als drei Monate unverheiratet bleiben dürfen .... In den meisten Fällen freilich gelingt es den Eltern, die Tochter zu überreden, dafs sie mit ihrer Einwilligung einen Mann

wähle. Davon, dafs die Mädchen verkauft werden, ist bei den Awaren keine Rede. Denn auch der durch das Schariat festgesetzte „Kalym“ ist nur eine Garantie für die Frau für den Fall, dafs der Mann ohne ihre Einwilligung die Ehe auflöst, und auch in diesem Fall eine reine Formalität, da er von 25 Kopeken bis höchstens 50 Rubel beträgt. Die Hochzeit wird in der Regel mit grofsem Lärm und üppigem Schmaus gefeiert; wenn sie ohne Einwilligung der Eltern stattfindet, so wird die Schmauserei bis zur Versöhnung mit den Eltern verschoben. Während die Hochzeitsbräuche der Bergvölker in denjenigen Gegenden, welche schon von der Kultur etwas beleckt sind, kein besonderes Interesse bieten, sind sie bei den noch halbwilden Gesellschaften in der Nähe des Hauptkammes aufserordentlich originell, so z. B. in Unkratl und Dido. Dort kommen am Tage der Hochzeit abends zwei Freunde des Bräutigams zu der aufgeputzten Braut, werfen ihr einen für diesen Zweck extra bestimmten Schafpelz über den Kopf und ziehen sie an den Enden desselben auf die Strafse, wo sich die Bewohner des Auls aufgestellt haben. Die „Begrüfsung“ der Braut durch dieselben ist eine sehr wilde. Das Volk wirft sich mit grofsem Geschrei auf die Braut, von allen Seiten fliegt Mist und allerlei Schmutz auf dieselbe, und so wird sie durch den ganzen Aul ins Haus des Bräutigams gejagt. Hier erwartet sie ein spartanisches Lager: eine Strohmatte auf dem Boden und als Decke jener Pelz, welcher fürs ganze Leben ausreichen mufs.

In Tindal herrscht ein noch eigentümlicherer Brauch. Den Hochzeitszug eröffnen zwei Männer mit Fackeln auf hohen Stangen. Ihnen folgen Bewaffnete und zwanzig Weiber, ebenfalls Fackeln tragend. In ihrer Mitte reitet die Braut. Einer der Männer führt das Pferd am Zügel, rechts und

links gehen zwei Burschen mit brennenden Spänen, welche sie der Braut sehr nahe an die Wange halten, damit die Wangen rot werden. Zu gleicher Zeit kommt eine ähnliche Prozession aus dem Hause des Bräutigams. Wo man sich begegnet, übergeben die Freundinnen der Braut diese den Frauen, welche mit dem Bräutigam kommen, während die Männer beider Parteien ein Scheingefecht eröffnen, wobei sie sich hauptsächlich bemühen, durch Schüsse die Fackeln der Gegenpartei auszulöschen oder möglichst viele der Gegner zu Gefangenen zu machen. Die Gefangenen müssen sich später durch Bewirtung loskaufen. Die Frauen bringen die Braut in das Haus des Bräutigams. Dieser erscheint bald darauf mit zwei Freunden, welche an der Thür stehen bleiben und Wache halten, damit niemand horche. Kaum haben sich die Leute verlaufen, so beginnt zwischen den Neuvermählten ein wilder Kampf, welcher manchmal mehrere Tage fortdauert, was der jungen Frau zur Ehre gereicht. Denn das Herkommen erfordert, dafs sie sich nur nach schwerem Kampfe hingebe.

Die junge Frau wird gewöhnlich die Gehülfin der Schwiegermutter; stirbt diese, so ist sie die Hausfrau — aber durchaus nicht Sklavin. Denn das Daghestan, welches man oft als „das Land des Dolches und des Korans“ zu bezeichnen pflegt, ist in noch viel höherem Grade das Land der „Adate“ (des Herkommens). Die althergebrachte Sitte wird streng und heilig gehalten, und zwar bis in die kleinsten Einzelheiten. So sind die Arbeiten zwischen Männern und Weibern streng geteilt. Den ersteren fällt zu der Bau des Hauses, die Wartung des Pferdes und des Grofsviehes, Fällen des Holzes und Herbeischaffen desselben ins Haus, das Sägen und Spalten desselben, die Pflege des Gartens, das Scheren und Schlachten der Schafe und anderer Tiere;

ihre Pflicht ist es, das Feld zu bestellen, das Heu zu mähen, das Getreide zu dreschen und zur Mühle zu bringen und das Mehl von dort zu holen. Die Frau dagegen muſs das Haus in Ordnung halten, Wasser tragen, Brot backen, das Mahl kochen, die Kleider nähen, den Kisjak bereiten, Unkraut im Acker ausziehen, das Korn schneiden, Kühe und Schafe melken, die Wolle waschen und kämmen u. s. f. So sieht man also, daſs die schwerste Arbeit immerhin auf den Schultern der Männer liegt und daſs die Frauen durchaus nicht solches „Arbeitsvieh“ sind, wie man gewöhnlich annimmt. Bei der strengen Teilung der Arbeit würde die Frau sogar ihren Mann hassen, wollte er eine der ihr zukommenden Arbeiten übernehmen, denn ein Mann, der Weiberarbeit verrichtete, würde im ganzen Dorf verachtet. Aus diesem Grunde mischen sich die Männer niemals in die Wirtschaft, und die Frau ist unumschränkte Wirtin im Hause. Die Bergbewohner wissen den Wert der Eintracht im Hause zu schätzen, und oft hört man den Spruch aus dem Koran wiederholen, der also lautet: „Einer von den Beweisen der Allmacht Gottes ist für Denkende der, daſs den Männern Gattinnen gegeben sind dazu, damit sie mit ihnen in Liebe und Zärtlichkeit leben.“ Grobe Behandlung der Frau ist unter der Würde des Mannes und ziemt nicht dem Freien. Friede und Eintracht herrschen daher fast allenthalben am daghestanischen Herde. Selten ist das Gegenteil der Fall. Ernstliche Miſsstimmung zwischen den Gatten dauert nicht lange. Wenn die Frau der schuldige Teil ist, so macht der Mann mit dem Kinschal (Dolch) oder mit Scheidung ein schnelles Ende. Die letztere besteht einfach in der Erklärung des Mannes vor Zeugen, daſs er seine Frau nach „allen vier Windrichtungen“ entlasse. Trägt der Mann die Schuld, so kann die Frau sehr leicht

geschieden werden oder aber sie flüchtet sich zu den Eltern und wartet, bis die Versöhnung zu stande kommt. Mit Gewalt eine solche Frau zurückzuführen, ist im Daghestan nicht üblich. Um den verhaſsten Mann los zu werden, giebt es aber auch noch ein anderes Mittel, nämlich die Flucht zu einem anderen Mann oder die Entführung durch denselben. Das gilt aber als schwere Beleidigung und wird dem Morde gleich gerechnet. Doch kommt auch in solchen Fällen oftmals ein Kompromiſs, d. h. Abtreten der Frau an den neuen Besitzer, zu stande.

Wir sehen also, daſs die Frauen z. B. in Persien oder in der Türkei jedenfalls viel schlimmer daran sind als im Daghestan. Dort leben sie gänzlich abgeschlossen von der Welt und den Menschen, was übrigens den Lehren Mohammeds durchaus nicht entspricht. Der stolze und heitere Sinn der daghestanischen Frauen, welcher sich bei jeder Gelegenheit in ihren Gesängen, Tänzen und der Aufnahme von Gästen auch in Abwesenheit der Männer ausdrückt, würde sich niemals solch strengen Gesetzen unterordnen. Sie machen sich auch lustig über die untergeordnete Stellung der Perserinnen, dieser „herumirrenden Säcke“, und wundern sich über deren sklavische Unterwürfigkeit. „Wenn wir“, sagen die daghestanischen Weiber, „solche schwächliche Kadscharen zu Männern hätten wie die Perserinnen, so würden wir ihnen eher die Dschadi, d. i. ein Laken oder Shwal, welcher die ganze Figur bedeckt, umwerfen, als sie uns.“

Schamyl hatte sich alle Mühe gegeben, den Frauen ihre Freiheiten zu nehmen und scheute selbst vor der Todesstrafe nicht zurück, um seinen Willen durchzusetzen. Tanz, Gesang und jegliche Vergnügung sollte den Frauen verboten sein, und sie sollten gezwungen werden, das Ge-

sicht zu verhüllen. Aber der Geist des Volkes und das Herkommen waren stärker als der despotische Wille des Imams. Durch die täglichen Predigten der „Dibir“ (Derwische), zu welchen die Weiber in die Moscheen getrieben wurden, erreichte er, dafs die alten Weiber wenigstens ihr Gesicht mit Läppchen verhängten, was aber nur das Gelächter ihrer Umgebung hervorrief. Die jungen Mädchen und Frauen schlugen die Läppchen über den Kopf zurück und bedeckten das Gesicht nur bei der Begegnung mit dem Dibir, dem Naib oder der Sittenpolizei Schamyls. Und wenn auch damals alle Vergnügungen aufhörten, so war der Grund dafür nicht das Verbot Schamyls, sondern die schwere und ernste Zeit des mörderischen Krieges. Die ganze männliche Bevölkerung stand unter Waffen, und fast täglich forderte der Krieg grofse Opfer; es gab keine Familie im Daghestan, wo nicht Trauer herrschte um den Verlust des Vaters, Mannes, Sohnes oder Bruders. Mit der Unterdrückung des Muridismus hörte das alles auf, und das Leben lenkte wieder ein in die alten Geleise. Es war, als ob ein schwerer Alpdruck von der Brust eines jeden genommen worden wäre.

Religiosität und fast krankhafte Eigenliebe sind den awarischen Frauen eigen. Oft genügt der einfache Verdacht der Untreue, damit die Frau ihren Mann töte. Nicht selten kommt es vor, dafs die Tochter sich erhenkt, weil die Mutter tüchtig ausgescholten worden. Was die Moralität der Frauen in Daghestan überhaupt anbelangt, so stellt sie mein oben genannter Gewährsmann in direkten Zusammenhang mit den geographischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Gegenden. Er glaubt die Wahrnehmung gemacht zu haben, dafs die Frauen derjenigen Gesellschaften, welche die offenen und hochgelegenen Plateaus bewohnen (Awarien,

Andien, Ratluch, einige Teile von Kumuch und Andalal), ein ruhigeres und kälteres Temperament haben und moralischer sind, während umgekehrt die sogenannten Chundalal, d. i. Bewohnerinnen der tiefen Schluchten, wo ein warmes Klima und ein üppiges Wachstum herrscht (Botlich, Tloch, Gimri, Golotl, Arakani, Chodschalmachi), lebhafter und feuriger veranlagt und im Umgang mit dem anderen Geschlecht ausgelassener sind und nicht den besten Ruf genieſsen. Eine Stelle in einem awarischen Liede spielt auf diesen Unterschied an mit den Worten: „Der Rücken der Frauen auf den Bergen wird nicht müde, die Lasten des Maulesels zu tragen, aber der Rücken der Frauen, so in der Schlucht wohnen, liegt im Garten unter den Bäumen."

Wenn die Frau dem Mann untreu wird, so giebt es keinen Kompromiſs, nur der Tod kann die Schuld sühnen; aber Untreue ist selbst in den Schluchten, deren Frauen nicht den besten Ruf genieſsen, äuſserst selten.

Die Anhänglichkeit der Mutter an die Kinder ist sehr groſs, ebenso achten und verehren die Kinder ihre Eltern, namentlich im Alter. Ehrung der Älteren ist allgemeiner Brauch, man nimmt auf der Straſse die Mütze vor ihnen ab, weist ihnen überall den Ehrenplatz an, begleitet sie aus dem Hause bis zum Thorweg. Der Wille der Eltern ist den Kindern so heilig, daſs sie sich eher zum Selbstmord entschlieſsen, als daſs sie ihn nicht erfüllen. Wenn der Sohn sich mit dem Vater in der Leidenschaft überwirft und dieser ihm auf sein Bitten nicht verzeiht, so bringt er sich um. In solchem Fall legt der Vater beim Anblick der Leiche des Sohns die Hand an sich selbst. Solcher Fälle könnte man Hunderte aufzählen. Sie zeichnen klar die Beziehungen von Eltern und Kindern zu einander.

Mit diesen Bemerkungen aus dem Munde eines so

zuverlässigen Gewährsmanns wollte ich meinen früheren Bericht über die Awaren vervollständigen. Es bleiben mir noch wenige Worte zu sagen über das obere Kachetien, d. i. die Strecke von Gawasi bis Telaw (ca. 50 Werst), den letzten Abschnitt unserer Reise. Die breite Ebene des Alasan ist hier ziemlich stark bevölkert, aber nur am Fuſs des Hauptkamms und des gegenüberliegenden, wohl 20 bis 25 Werst entfernten Gombori-Zirvi-Gebirgszugs, an dessen Abhang auch das auffallend quellenreiche Telaw liegt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr groſs, doch treffen wir auch hier Wein- und Obstgärten, sowie Fruchtfelder nur in der Nähe der menschlichen Ansiedelungen; weiter abgelegen finden wir gutes Weideland oder ausgedehnte Wälder, in denen die Eiche vorherrscht. In allen Dörfern, welche am Austritt der vom Hauptkamm herabkommenden Thäler in die Ebene liegen, haben sich ausgedehnte Festungswerke erhalten, zum Schutz gegen die Raubzüge der Lesghier, so in Sazchenisi, Gawasi, Kwareli, Eniseli u. a. Die Bergvölker haben dieselben zwar nie belagert, öfters aber unbemerkt umgangen und gelangten auf die andere Seite des Alasanthals, wo die mehr offen daliegenden Ortschaften ihnen mehr Beute von ihren Raubzügen versprachen. In klimatischer Hinsicht ist bemerkenswert, daſs die Luft sich am Fuſs des Hauptkamms im Sommer viel mehr erwärmt, als am Fuſs der genannten Kette, z. B. in Telaw, welches bei nur 2420′ über dem Meer, den ganzen Sommer über kühle Luft und herrliches Quellwasser hat, so daſs viele Tifliser dorthin aufs Land ziehen.

Von Gunib bis Telaw hatten wir bei groſsen Tagmärschen und einem halben Tag Rast sechs Tage gebraucht. Wenn einmal die awaro-katechinische Straſse (290 Werst lang) dem Verkehr übergeben wird, so kann man sie in

zwei bis drei Tagen mit Postpferden bequem znrücklegen. Es wird das eine der schönsten, wenn nicht die schönste Strafse im Kaukasus werden. Die weite Ebene des Alasan mit ihren herrlichen Gärten und schönen Dörfern, die fast jungfräulichen Wälder am Südabhang des Hauptkamms und drüben im Thal des awarischen Koissu und seiner Zuflüsse, weite und mannigfaltige Fernsichten, wilde Bergbäche mit reizenden Wasserfällen, grausige Schluchten, schwindelnde Abgründe, mächtige, zum Himmel aufstrebende Felspartien in ungemein grotesken Formen, die verschiedenen Völkerschaften in ihren charakteristischen Dörfern und Aulen, in ihrer eigentümlichen Tracht, in ihrem originellen Leben und Treiben — alles das wird dem Reisenden eine solche Fülle von Eindrücken aufdrängen, wie er sie auf solch verhältnismäfsig kurzer Strecke nicht leicht irgendwo anders finden wird. Aber gefährlich wird diese Strafse immer bleiben infolge des im Daghestan beständig verwitternden und sich ablösenden Gesteins, der rutschenden Böschungen und der wilden Gewässer.

IV.

Gewohnheitsrecht und Rechtspflege bei den Chewsuren.

Bei der Abgeschlossenheit der Chewsuren kann es nicht wunder nehmen, dafs sich bei diesem Volk eine Menge uralter Anschauungen und Gebräuche erhalten hat. So auch auf dem Gebiet des Rechts und der Rechtspflege. Der Unterschied zwischen kriminellen und civilen Vergehen hat sich bei ihnen verwischt; das kriminelle Vergehen wird gerichtlich verfolgt als eine Handlung, welche dem leidenden Teil und seinen Verwandten materiellen Schaden gebracht hat; die Strafe wird demgemäfs als private und bürgerliche Entschädigung des Beschädigten angesehen. Das Gewohnheitsrecht betrachtet das Vergehen von seiner rein äufserlichen Seite, ohne den bösen Willen des Verbrechers in Betracht zu ziehen. Wenn trotzdem die Chewsuren in einzelnen Fällen den Mord strenger ahnden, so geschieht das nicht deswegen, weil sich dabei die verbrecherische Absicht gezeigt hat, sondern weil der Ermordete eine angesehene Person, der Vater, Bruder oder ein Chewis-Beri (Ältester) war. Das Gewohnheitsrecht unterscheidet drei Stufen von Verbrechen: Mord, Verstümmelung und Verwundung und

fordert dafür bürgerliche Entschädigung des Beschädigten oder seiner Angehörigen.

Der Mord wird natürlich als ein schweres Verbrechen angesehen, und die Blutrache droht dem Schuldigen überall; aber der Mord gilt für besonders schwer, wenn er an einem Verwandten oder Angehörigen derselben Gemeinde vollbracht wird. Andere Umstände spielen dabei keinerlei Rolle. Für das Blut einer ermordeten Frau, welche mit dem Mörder nicht verwandt war, beträgt die Strafe 60 Kühe, auch in dem Fall, wenn sie „doppelt“, d. i. schwanger, war. Für eine männliche Person, gleichviel ob erwachsen oder Kind, müssen als Sühne 80 Kühe bezahlt werden. Dazu erhalten die Schwestern des Verstorbenen, die Töchter und Tanten desselben 9 Schafe, die Onkel und Tanten von väterlicher und mütterlicher Seite 5 Kühe. Sind solche Verwandte nicht vorhanden, so fällt alles der Familie des Getöteten zu.

Nur die Anverwandten, nicht aber die Gemeinde oder Gesellschaft, erhalten also eine Sühne für den Mord. Die Gesellschaft ist auch nicht der Bluträcher. Denn sonst lägen die einzelnen Gemeinden in ewiger Fehde miteinander. Auch ist die Blutrache bei den Chewsuren weit nicht so schrecklich und streng wie bei anderen kaukasischen Völkern, z. B. den benachbarten Kisten. Wenn bei diesen die Versöhnung nicht innerhalb eines Jahres erfolgt ist, so mufs Blut „mit Blut abgewaschen werden“. In Chewsurien dagegen kann der Mörder 20 und mehr Jahre ungestraft bleiben, wenn er auf seiner Hut ist und jegliche Begegnung mit den Verwandten des Ermordeten vermeidet. Man hofft stets auf endliche Versöhnung, und mit der Zeit mindert sich die Feindschaft, die Aufregung und der Durst nach dem Blute des Mörders.

Dennoch ist die Blutrache bei den Chewsuren Brauch,

und Gesetz und niemand darf sie aufheben. Es gab Fälle, wo grusinische Könige die Blutrache direkt befahlen mit den Worten: „Gehe hin und vernichte deinen Todfeind, haue ihn in Stücke!"

Sehr eigentümlich ist es, daſs die Ermordung der Frau oder der leiblichen Kinder nicht verfolgt wird. Der Mörder seiner Frau hat den Verwandten 5 Kühe zu zahlen, und damit ist die Sache abgemacht.

Sehr oft tritt bei den Chewsuren an die Stelle der Blutrache die Versöhnung. Sache der Richter (bttscheni) ist es, diese Aussöhnung zu stande zu bringen. Für diesen Zweck ist es unumgänglich notwendig, daſs der Schuldige in das Bethaus (chati) im Dorfe des Getöteten sich begebe mit einem kupfernen Kessel und einer silbernen Schale und ein Schaf oder Kalb als Opfertier mit sich bringe. In dem chati erhält er Vergebung der Sünden. Dieses freiwillige Sichstellen heiſst dschwarschi-schedschdoma, d. i. „Sitzen in dem chati", d. h. soviel, als bei dem chati Zuflucht suchen; dort wagt ihm niemand etwas zu Leide zu thun. Der Kessel und die Schale bleiben dem Heiligtum, das mitgebrachte Schaf oder Kalb wird geschlachtet und beim Versöhnungsmahl aufgegessen. Aber ohne „braga", d. i. Bier, kann beim Chewsuren kein einziger Schmaus stattfinden, deswegen muſs auch für dessen Zubereitung im voraus gesorgt werden, wozu der Mörder die Gerste, die Angehörigen des Ermordeten dagegen den Hopfen liefern. Das Bier wird in dem Dorfe des Ermordeten gebraut.

Ebenso wie die Versöhnung der feindlichen Parteien, ebenso ist das Ansetzen des Strafmaſses Sache der Richter. Bei der Fällung des Urteils sind die Verwandten der feindlichen Parteien zugegen, und diese müssen dabei Schnaps (arak) oder Bier oder in Ermangelung dieser Milch, in

welche man Silber geschabt hat, trinken. Ohne dieses wäre der Friede nicht gültig, und das alleinige Sitzen in dem chati, selbst wenn es ein ganzes Jahr dauern sollte, bringt die Aussöhnung nicht zu stande. Das „Silbertrinken“ allein macht dieselbe gültig. Doch auch dieser Brauch versöhnt die Angehörigen des Ermordeten nicht immer, und der Mörder mufs gegen dieselben sehr auf seiner Hut sein. Zum Behuf endgültiger Aussöhnung ist er verpflichtet, alljährlich während des Festes beim Heiligtum des Heimatsortes des Verstorbenen oder zu der Zeit, wo das Pflügen beginnt, im Hause desselben ein Stück Vieh zu schlachten. Die Unterlassung dieser Verpflichtung kann neue Feindschaft erzeugen und den Schuldigen der Gefahr der Verwundung oder des Todes aussetzen. Die Chewsuren selbst finden diese Verpflichtung sehr schwer, aber sie kommen derselben nach eingedenk des Sprichworts: „Die Gewohnheit ist stärker als das Gesetz.“

Das Gewohnheitsrecht der Chewsuren legt der sogenannten „kettschnaoba“, d. i. leichten Verwundungen, eine grofse Bedeutung bei. Diese kommen so häufig bei Trinkgelagen, Streitigkeiten, Schlägereien und beim Fechten vor, dafs man kaum einen Chewsuren ohne Narben sehen kann. Diese Narben rühren von den geraden Schwertern (daschna) oder von den gezackten Streitringen (sazeruli) her; nicht selten finden auch Verwundungen bei Fechtübungen statt, welche von Kind auf betrieben werden. Die „kettschnaoba“ hat die Eigentümlichkeit (im Gegensatz zum Mord, wo das Blut auf den Mörder allein fällt), dafs für das dabei vergossene Blut das ganze Geschlecht und die Gesellschaft des Thäters aufkommen und die Gesellschaft des Beschädigten solches rächen mufs. Deswegen ist es für eine Gesellschaft eine Schande, wenn eine Verwundung ungestraft bleibt.

Die Strafe ist eine genau bestimmte und richtet sich nach der Gröfse der Wunde, nach der Stelle der Verwundung und nach dem Grade der Verstümmelung oder der Entstellung des Gesichts. Die Wunde wird stets von dem einheimischen Doktor, der in jedem Dorfe vorhanden ist, untersucht.

Bei solchen Gelegenheiten gilt es für eine Schande, dem Gegner eine schwere Wunde beizubringen oder ihn zu töten. Es handelt sich nur darum, demselben einen leichten Schmifs beizubringen. Wer sich dagegen verfehlt, wird angeklagt, „dafs er seiner Aufregung nicht Herr werden und seine rechte Hand nicht in der Gewalt haben konnte und den Gegner schwer verwundete."

Schwere Verwundungen und Verstümmelungen stehen im Strafcodex der Chewsuren unmittelbar hinter dem Mord. Hier spielt nun die Stelle der Wunde eine grofse Rolle. Für die schwersten gelten die Wunden in der „Herzgegend" (sagule), d. i. vom Hals bis zum Gürtel. Der Doktor hat mit einer Sonde zu untersuchen, ob die Wunde mit der Spitze oder der Schneide des Schwertes beigebracht worden, wie tief und wie weit sie gefährlich sei. Eine solche Wunde kommt dem Thäter auf 5—16 Kühe zu stehen.

Zu den schweren Wunden werden auch die im Gesicht gerechnet, wobei man den Teil des Gesichts „unterhalb der drei natürlichen Linien der Stirne" in Betracht zieht. Ausgeschlossen sind dabei die mit Haaren bedeckten Teile. Obgleich der Chewsure sonst wenig auf sein Äufseres hält, so müssen solche „Entstellungen" des Gesichts teuer bezahlt werden. Sehr originell ist das Ausmessen der Wunde mit Hülfe von Weizen- oder Gerstenkörnern, welche abwechselungsweise gelegt werden, d. h. man legt zuerst ein Gerstenkorn, dann ein Weizenkorn, dann wieder ein Gerstenkorn auf den Faden, mit dem man die Wunde gemessen

hat, und zwar das erste Korn der Länge nach, das zweite der Breite nach u. s. f. Dann wird ein Drittel dieser Körner auf die Seite gelegt, und der Rest bezeichnet die Anzahl der Kühe, welche der Beschädigte zu erhalten hat. Verwundungen an anderen Teilen des Körpers kosten nur ein Schaf; eine Wunde am Kopf oberhalb „der drei natürlichen Linien auf der Stirn“ verlangt gar keine Sühne, doch wird auch eine solche in der Regel durch eine Einladung zu einem Schmaus von seiten des Thäters gebüſst.

Etwas anderes ist es, wenn der Schädel angehauen ist; in solchem Fall ist das Strafmaſs ein sehr hohes. Ist der Schädel bis aufs Gehirn durchgehauen, so kostet das den Thäter 16 Kühe, wenn fast bis zum Gehirn — 8 Kühe; ein kleiner Riſs im Schädel kostet 3—5 Kühe.

Als sehr schweres Verbrechen gelten überhaupt Verstümmelungen; schwere Verstümmelungen werden mit einer Strafe bis zu 30 und 35 Kühen belegt. Eine eingehende Taxation derselben findet der Leser in meinem Büchlein „Aus dem Kaukasus“, S. 289. Verwundung von Frauen zieht unter Umständen noch schwerere Strafen nach sich.

Die verschiedenen Strafen werden von den aus dem Volke gewählten Richtern diktiert, welche auf Grund des Herkommens Recht sprechen. Zu diesen Richtern hat der Chewsure mehr Vertrauen als zu den vom Staat eingesetzten Gerichten, weil der Volksrichter dem Kläger wie dem Angeklagten näher steht und auch mit den Umständen mehr vertraut ist. Diese Volksrichter halten es für ihre Pflicht, die streitenden Parteien auszusöhnen, was ihnen auch in der Regel gelingt. Diese Richter sind nach der Vorstellung des Volks Richter von „Gottes Gnaden“, „sie müssen klug sein, Brauch und Herkommen genau kennen, Erfahrung im Untersuchen haben, Ruhe bewahren und die Fähigkeit besitzen,

rasch in die Sache, um die es sich handelt, einzudringen". Solche Personen finden sich in jeder Gesellschaft, sie können aber auch aus einer andern Gemeinde berufen werden. Die Parteien wählen sich nicht selbst ihre Richter, sondern das ist die Sache des „Vermittlers". Dieser letztere soll ein „mitleidiges Herz" haben und darf mit keiner der beiden Parteien verwandt sein, um „das Gericht nicht zu schänden".

Das Gleiche wird von den Richtern verlangt, deren Zahl 10—15, in weniger wichtigen Fällen (Diebstahl, Schulden etc.) 3—6 beträgt. Die Zahl wird vom „Vermittler" bestimmt, die Parteien haben aber das Recht, die Zahl derselben zu vermindern, wenn sie grofse Ausgaben vermeiden wollen. Denn während des Prozesses müssen die Parteien die Richter und den Vermittler bewirten; aufserdem erhalten die Richter von demjenigen, welcher den Prozefs gewinnt, für jede zugesprochene Kuh 80 Kopeken und für jedes zugesprochene Schaf 20 Kopeken. Von den Armen nehmen die Richter wenig oder gar nichts. Auch der Vermittler erhält eine bestimmte Entschädigung. Weder die Bewirtung noch das Honorar hat irgend welchen Einflufs auf die Entscheidung der Richter.

Die Gerichtssitzung findet an einem Ort statt, welcher in der Mitte zwischen den Wohnorten der Parteien liegt; gehören solche einer und derselben Gemeinde an, so ist der „chati" das Gerichtslokal. Im Orte selbst darf keine Gerichtssitzung stattfinden, damit die streitenden Parteien nicht aneinander geraten. Gewöhnlich dient ein Berg, ein Hügel, ein Hain oder das Ufer eines Flusses als Gerichtsstätte. Sobald es dunkel wird, wird die Sitzung abgebrochen, damit die Streitenden sich voreinander verbergen können und es nicht zum Blutvergiefsen komme. Die Entscheidung mufs möglichst rasch getroffen werden, und selbst in

schwierigen Fällen mufs das Urteil spätestens am dritten Tag gefällt werden. Pflicht eines jeden ist es, sich vor Gericht anständig zu benehmen und demselben Ehrfurcht zu erweisen.

Ehe das Gericht beginnt, wird von den Richtern das Los darüber geworfen, wer zuerst reden darf, der Kläger oder der Angeklagte. Derjenige, welcher das erste Wort hat, bringt nun in Abwesenheit der andern Partei den Richtern seine Sache vor und wird dann von den Richtern hinausbegleitet, damit kein Zusammenstofs mit dem Gegner erfolge. Darauf wird die andere Partei aufgerufen, die Aussage des Gegners wörtlich wiederholt und die Verteidigung angehört. Man liebt dabei nicht, wenn viele Worte gemacht werden, legt aber einen grofsen Wert darauf, dafs gut gesprochen wird. Alles wird mündlich abgemacht. Aussage der Parteien und ihrer Zeugen, der Eid und das „Aufsichnehmen der Schuld“ sind die Beweise des chewsurischen Gerichts, bei denen wir einige Augenblicke verweilen wollen.

Nach der Meinung des Chewsuren mufs der Zeuge klug, gottesfürchtig sein, „an sein Seelenheil denken“ und das allgemeine Zutrauen geniefsen. Die Richter fragen denjenigen Zeugen nicht, der im Rufe steht, dafs er nicht unparteiisch sein kann. Wenn aber beide Parteien sich auf einen und denselben Zeugen berufen, so wird dieser verhört, aber seine Aussagen unterliegen einer strengen Kritik. Obgleich die Zeugen meist einzeln aufgerufen werden, ist ein Kreuzverhör gestattet.

Wenn ein Zeuge solche Angaben macht, welche für die Entscheidung einen Ausschlag geben, so wird er vereidigt, doch werden „zuverlässige“ Leute auch in solchem Falle des Eides entbunden. Gar nicht gefragt werden die Zeugen, wenn es sich um Mord oder Verwundung handelt, da der Chewsure in solchem Falle, treu den Überlieferungen seiner

Väter, niemals seine Schuld leugnet, nie sein alibi nachzuweisen oder sonst sich auszureden versucht. Überhaupt leistet der ehrliche Chewsure den Eid sehr ungern, da er denselben als schwere Verpflichtung ansieht; er ist bereit, um des Eides willen sich mit der Person zu verzanken, die ihn als Zeugen aufruft; es ist vorgekommen, dafs sich Leute, die als Zeugen aufgerufen wurden, mit 5 Kühen loskauften, um nur den Eid nicht leisten zu müssen. Wenn aber die Richter den Eid absolut verlangen, so mufs er geleistet werden. Wenn nicht alle Zeugen erscheinen, so kann das Gerichtsverfahren verschoben werden, aber ja nicht länger als auf zwei Monate.

Bei der Ablegung des Eides von seiten der Zeugen dürfen weder die Richter noch die Parteien zugegen sein, sondern es wird zu diesem Zweck ein besonderer „Kundschafter des Eides“ ernannt. Der Eid wird in dem „chati“ (Heiligtum) des Dorfes geleistet, in welchem der Zeuge zu Hause ist, oder aber in dem „chati“ derjenigen Partei, welche die Zeugen aufruft. Der „Kundschafter“ teilt den Parteien die Leistung des Eides mit und zwar in Gegenwart seines Zeugen. Dieser Zeuge ist notwendig, da der „Kundschafter“ ein Verwandter einer der beiden Parteien sein mufs und weil das Aufsichnehmen des Eides als unumstöfslicher Beweis gilt und gleichbedeutend ist mit dem Gewinnen des Prozesses.

Eigentümlich ist auch der Eid, wenn es sich um einen Eigentumsstreit handelt. Bei der Ernennung der Zeugen spielt der Wert und die Gröfse des Objekts eine Rolle. Für besonders wertvoll gelten Mühlen, Gemüsegärten u. dgl. Je weniger Wert das umstrittene Gut hat, desto weniger Zeugen werden verlangt; manchmal genügt ein Zeuge, der nicht einmal vereidigt zu werden braucht. In diesem Fall

mufs der Akt des „Aufsichnehmens der Schuld“ vollzogen werden. Der Hergang dabei ist dieser: Wenn der Kläger fest behauptet, dafs das streitige Gut ihm gehöre, so nimmt er von demselben eine Handvoll Erde, streut die Erde in Gegenwart der Richter sich auf den Hals und spricht dabei folgendes: „Möge die Sünde der Erde mir zur Last fallen, wenn ich die Unwahrheit sage; das streitige Land gehört mir!“ Nach diesem Ausspruch wird das Land sein unanfechtbares Eigentum.

Dieser Akt wird selten vollzogen, da der Chewsure überzeugt ist, dafs er dadurch eine ungeheuer schwere Verantwortung auf sich zieht. Der Landbesitz spielt bei dem Volk eine sehr grofse Rolle, da sie sehr wenig desselben haben, und deshalb wird der Eid bei einem Streit um solchen Besitz mit besonderer Feierlichkeit abgelegt und zwar vor der „droscha“, d. i. der heiligen Fahne. Die Ablegung eines solchen Eides verlangt ernste Vorbereitung. Der, welcher den Eid zu leisten beabsichtigt, ist verpflichtet, den Gürtel und die Kleider abzunehmen und sich frühmorgens nüchtern dreimal im Flufs zu baden. Bei Leistung des Eides mufs er barfufs sein, in Beinkleidern und aufgeknöpftem Hemd, ohne Rock. In solchem Aufzug nimmt er die heilige Fahne in die Hand und umschreitet in Gegenwart der Richter, der Vermittler und Zeugen das umstrittene Stück Land. Ihm zur Seite geht sein nächster Verwandter. Auch er mufs sich vorher durch ein Bad reinigen und die Worte des Schwörenden: „Die Klage ist gerecht, wenn dem nicht so ist, so falle der Zorn des chati und der droscha auf mich!“ wiederholen. Vor diesem schweren Eid legen glaubwürdige Zeugen ihre eidlichen Aussagen nieder. Dann wird das streitige Land dem Kläger zugesprochen, und die Richter stellen selbständig die Merkzeichen auf.

Der beim „chati“ (Heiligtum) geleistete Eid ist ganz anderer Art. Dieser Eid dient zur Rechtfertigung gegenüber schweren Anklagen und wird in Gegenwart eines Eideshelfers geleistet. Von beiden wird vorausgehende Reinigung verlangt. Dann schlachtet der chuzi (Priester) ein Stück Vieh und hält einen Gottesdienst ab. Hierauf legt der Schwörende die Hand an die Mauer des „chati“ und spricht: „Möge mich der Zorn des Heiligtums treffen, wenn ich lüge!“ Der „Chuzi“ hält sich dabei die Ohren zu, um den Eid nicht zu hören.

Am teuersten kommen die Prozesse, bei denen es sich um Land handelt, zu stehen. Kläger und Angeklagter haben jedem Richter 9 Schafe und jedem Zeugen 20 Kopeken pro Tag zu bezahlen. Die vereidigten Zeugen und ihre Eideshelfer erhalten dagegen je drei Schafe. Wenn der Kläger schwört, so kommen auch ihm drei Schafe zu. Aufserdem haben die Parteien die Richter und deren Leute, sowie alle Anwesenden anständig zu bewirten.

Die verurteilte Partei ist verpflichtet, den Gegnern alle Auslagen des Prozesses und überhaupt alle Verluste zu bezahlen, soweit solche nachweisbar sind. Wenn der verlierenden Partei zur Deckung der Kosten Geld und Vieh nicht ausreichen, so werden an ihrer Stelle kupferne Gefäfse, Waffen etc. angenommen, welche von den Richtern und Vermittlern abgeschätzt werden. Die Vollstreckung des Urteils trägt ebenso, wie das Gericht selbst, einen privaten Charakter. Amtspersonen, die darüber wachen, giebt es nicht, dagegen existiert bei ihnen die sogenannte „msewloba“, eine ganz eigentümliche Einrichtung, die ich sogleich erklären will.

Wenn die verurteilte Partei oder Person den Beschlufs des Gerichtes nicht erfüllen will, so wählt der Teil, welcher

den Prozeſs gewonnen hat, sich einen wohlhabenden Mann als „msewali“. Dieser muſs die vom Gericht zuerkannte Summe bezahlen. Die Wahl geschieht ohne Wissen des „msewali“, er wird überhaupt um seine Einwilligung nicht befragt. Man wählt denselben nicht anders als in Gegenwart der Richter, wobei der Wählende jeden Richter am Ohr faſst und zu ihm spricht: „Sei mein Zeuge! Du hast gehört, wie ich N. N. zum ‚msewali‘ erwählt habe.“ Die Richter bestimmen nun dem Erwählten den Termin, einen oder mehrere Monate, auch ein Jahr, binnen welcher Frist der Beschluſs des Gerichts erfüllt sein muſs und zwar muſs dann der „msewali“ für den Verurteilten eintreten, wenn dieser nicht bezahlen kann. Nichterfüllung seiner Pflicht von seiten des „msewali“ bringt diesem Schmach und Schande.

Sehr oft kommt es vor, daſs einem solchen pflichtvergessenen „msewali“ ein „Fluchdenkmal“ errichtet wird oder aber wird ihm „eine Katze oder ein Hund aufgehängt“. Das „Fluchdenkmal“ wird in der Nähe seines Wohnsitzes aufgestellt, es besteht aus turmartig zusammengelegten Steinen, auf welche oben Menschenkot aufgetragen wird. Noch häufiger ist das Aufhängen einer Katze oder eines Hundes in der Nähe des Dorfes eines solchen „msewali“. In beiden Fällen werden folgende Worte gesprochen: „Das soll für deine Seele und für die Seelen deiner entschlafenen Angehörigen sein!“ Eine solche Schmach, solch schändlichen Fluch erträgt der freie, stolze Chewsure nicht, um so weniger, als die Schmach auf das ganze Dorf fällt. Deswegen hat eine solche Maſsregel sehr oft Mord oder wenigstens Verwundungen zur Folge. Der Fluch lastet auf dem „msewali“, der seine Pflicht nicht erfüllt, schwer; er ist ausgestoſsen aus der Welt. Er darf den „chati“ (Heiligtum) nicht besuchen, keinen Toten nach dem gewöhnlichen

Brauch begraben und für die Verstorbenen keine Gedächtnisfeier veranstalten. Mit einem Worte, er ist „nicht frei."

Jedoch kann er durch Bezahlung der Schuld sich aus seiner schlimmen Lage befreien und dadurch die Versöhnung herbeiführen. Für diesen Fall hat derjenige, der das „Fluchdenkmal" aufgestellt oder „die Katze und den Hund" aufgehängt hat, an demselben Orte, wo solches stattgefunden hat, ein Stück Vieh zu schlachten und einen Schmaus zu geben, zu welchem auch fremde Personen eingeladen werden. Auf diese Weise werden „die Seelen frei" und die Feindschaft hört auf.

Der „msewali" erhält für seine Dienste ein Schaf; hat er aber erst, gezwungen durch obige beschimpfende Maſsregeln, seine Schuldigkeit gethan, so erhält er von seinem Wähler 7 Schafe; in früherer Zeit erhielt er zwanzigmal mehr. Wenn der „msewali" bezahlt hat und er von dem Verurteilten sein Geld nicht bekommen kann, so wählt er einen neuen „msewali"; dieser bezahlt und wählt einen dritten. Weiter kann die Schuld nicht übertragen werden. Dagegen hat der Verurteilte dem ersten „msewali" das Doppelte der von diesem bezahlten Summe zu entrichten, wenn er es nicht zur Wahl eines zweiten „msewali" kommen läſst; jeder „msewali" fordert von seinem Nachfolger das Siebenfache der von ihm ausgelegten Summe. Natürlich fällt schlieſslich die ganze Summe auf den unglücklichen Verlierer des Prozesses.

Unsere Skizze würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht noch ein Wort über den „Reinigungseid" sagen würden. Die Umstände, welche einen solchen bedingen, sind folgende: Wie wir früher gesehen haben, gelten schwere Verwundungen und Verstümmelungen nicht nur als beschimpfende, sondern auch als sehr schwere Vergehen. Der Tod fordert Blut-

rache. Zur Vermeidung dieser mufs der Thäter durch einen „Reinigungseid“ darthun, dafs der Gestorbene nicht infolge der Wunden gestorben oder, wie man sagt, „kalt geworden“ ist, sondern aus anderen Gründen, oder dafs er eines natürlichen Todes gestorben ist. Der „Reinigungseid“ wird von Richtern anbefohlen, welche für diesen Fall in grofser Zahl gewählt werden und eine wichtige Rolle spielen. Dieser Eid, welcher die Versöhnung der feindlichen Parteien herbeiführt, wird mit besonderer Feierlichkeit geleistet. Zunächst hat der nächste Verwandte des Verstorbenen auf das Grab des Verstorbenen eine reichliche Menge verschiedener Kuchen und Stücke gebratenen und geräucherten Fleisches zu bringen; ein Schlachten von Vieh findet nicht statt. Auch Bier mufs in genügender Menge gebraut werden, nur nicht „arac“, dieses „Teufelsgetränk“. Dann verlangen die Richter, dafs sowohl der Angeklagte als auch seine Verwandten den Eid leisten. Die Richter müssen den Eid abnehmen. Da aber diese Pflicht eine zu „schwere“ ist, so werfen die Richter das Los. Der Angeklagte stellt sich hierauf auf das Grab des Verstorbenen, neben ihm stehen acht seiner nächsten Verwandten, die ebenfalls mitschwören sollen. Während nun die übrigen Richter auf die Seite gehen, nimmt der durchs Los erwählte Richter einen spitzen Dorn in die Hand und sticht den Angeklagten und seinen Verwandten so stark ins Ohr, dafs sich Blut zeigt und die Tropfen auf das Grab fallen. Zu gleicher Zeit spricht der nächste Verwandte des Verstorbenen zu dem Angeklagten gewendet: „Du sollst sein Untergebener sein, sollst ihm die Schuhe flicken!, ihm Wasser tragen und ihm dienen! Ja, sein Schuldner sollst du werden und jeglicher Kummer soll fern bleiben von dem Verstorbenen!“ Der Sinn dieser Worte ist der, dafs der Schwörende im Falle eines falschen

Eides in der künftigen Welt der Sklave des Verstorbenen werden soll. Hierauf segnen die „chuzi“ (Priester) die Speisen ein, der Verwandte des Verstorbenen und alle, welche den Eid geleistet, nehmen mit Bier gefüllte Schalen, in welche Silber hineingeschabt worden, in die Hand und trinken der Reihe nach dreimal daraus, worauf man sich zum Schmause setzt. Damit ist die Versöhnung zu stande gekommen. Der Brauch des „Ohrenstechens“ hat eine sehr grofse Bedeutung, denn der freie Chewsure, welcher keinen Herrn über sich anerkennt, entschliefst sich in keinem Falle dazu, in der andern Welt irgend jemands Sklave zu werden. Wenn er also einen solchen Eid schwört, so mufs er seiner Unschuld gewifs sein. Von den zu diesem Akte eingeladenen Richtern erhält nur derjenige eine Bezahlung, welcher die Ohren durchsticht; er bekommt 6 Schafe mehr, als die Richter für gewöhnlich erhalten.

Um die Aussöhnung noch fester zu machen, müssen sich die Parteien noch „Gesicht gegen Gesicht“ stellen. Denn ohne dieses Ceremoniell könnten sie einander noch schief ansehen, nicht mit „herzlicher Neigung“ zu einander, wodurch eine Erneuerung der Feindschaft möglich wäre. Dieses Ceremoniell mufs daher entweder sogleich oder binnen monatlicher Frist stattfinden. Der Angeklagte wendet sich an die Richter mit der Bitte, ihm zu dieser Ceremonie zu verhelfen, wobei er Bier, Arak (Schnaps) und ein Stück Vieh zum Schlachten bereit halten mufs. Dann nehmen die Richter den Angeklagten unter dem Arm und führen ihn in das Haus des nächsten Angehörigen des Verstorbenen. Hier wird beiden eine Schale Bier angeboten, in welches Silber geschabt oder eine Silbermünze gelegt ist, und beide trinken der Reihe nach dreimal aus der Schale. Ist kein Bier vorhanden, so kann es durch frisches Öl oder Honig

ersetzt werden. Dann folgt das „Brudermahl“, auf welches dann auch noch eine Bewirtung von seiten der Angehörigen des Verstorbenen folgt.

Obgleich sich in dem Rechtsverfahren der Chewsuren Spuren der grusinischen Gesetzgebung aus dem 14. Jahrhundert erkennen lassen, so tragen die meisten Bräuche einen rein lokalen und volkstümlichen Charakter und erregt das Originelle und Systematische in denselben bei einem so wilden und ungebildeten Volke unsere Bewunderung.

V.

Die alte Hierarchie bei den Chewsuren, ihre Bethäuser und religiösen Gebräuche.

Über diese Themata ist von dem Direktor des kaukasischen Museums, Dr. Gustav Radde, von mir und anderen schon Verschiedenes veröffentlicht worden. Ich füge hier zu dem schon Veröffentlichten auf Grund grusinischer und russischer Quellen viele neue Details hinzu, welche das Interesse für das kleine kaukasische Bergvolk noch erhöhen können.

I. Der Chewis-Beri. — Zichis-Tawi. Die Bedeutung, Gewalt und die Verpflichtungen des Chewis-Beri. Die heilige Fahne.

Das Amt des Chewis-Beri bei den Chewsuren ist etwas ganz Eigenartiges und stellt sich in alter Zeit unter den grusinischen Königen ganz anders dar, als in der Jetztzeit.

Der Chewis-Beri (das Haupt der Schlucht) war ursprünglich ein weltlicher Beamter mit grofsem Einflufs und bedeutender Macht. Die Verordnungen des Königs Georgius, welche einen Teil des Gesetzbuchs des Königs Wachtang ausmachen, weisen dem Chewis-Beri in der

Hierarchie der Beamten eine bestimmte Stellung, seine Pflichten und Machtbefugnisse an. Der Chewis-Beri war in seiner Schlucht unumschränkter Gebieter, aber die Schlucht stellte eine kleine administrative Einheit dar, und der Chewis-Beri war dem „Eristawen“, d. i. Statthalter, und dem „Darbas“, d. i. dem königlichen Rat, untergeordnet.

Die Bedeutung dieses Beamten geht unter anderem auch daraus hervor, dafs der Preis seines Blutes dem des Statthalters gleichkam. Das Blut des Statthalters galt 6000 Silberstücke und aufserdem mufste jede Familie jährlich je ein Pferd stellen, nämlich in dem Gebiete, wo der Statthalter getötet wurde. Dasselbe wurde bei Ermordung eines Chewis-Beri verlangt.

Das Amt desselben wurde nicht nur einem angesehenen Mann übertragen, sondern es war erblich in der Familie. Ein gleiches Recht der Vererbung hatten alle höheren Beamten. Amt und Würde gingen nach dem Tod des Vaters auf den ältesten Sohn über. Das Gesetz machte einen Unterschied zwischen den „abgeteilten“ (was das Vermögen anbelangt) und den „nichtabgeteilten“ Gliedern in der Familie des Chewis-Beri. Wenn ein „nichtabgeteiltes“ Glied aus der Familie des Chewis-Beri ein ebenfalls „nichtabgeteiltes“ Glied derselben Familie tötete, so wurde des letzteren Blut auf 6000 Silberstücke berechnet, der Mörder auf zwei Jahre von seinem Gut verbannt und sein Haus von dem Eristawen verbrannt. Für die Tötung eines „abgeteilten“ Gliedes einer solchen Familie betrug die Bufse nur die Hälfte der genannten Summe. Die Mitglieder der Familie beider Kategorien sind dem Chewis-Beri in gleicher Weise unterthan und zum Dienst verpflichtet. So war dieser nicht nur das Haupt seiner Schlucht, sondern auch seiner Familie. Wenn nun die männliche Linie einer solchen Familie ausstarb, so

wählte der Statthalter einen dem König ergebenen und dem Lande nützlichen Mann und ernannte ihn im Einvernehmen mit dem königlichen Rat zum Chewis-Beri.

Worin aber bestanden ursprünglich dessen Pflichten? Er war der Anführer der kriegstauglichen Mannschaft in der Schlucht. Ihm wird die Festung und das Feldzeichen anvertraut. Auf den Ruf des Königs war der Chewis-Beri verpflichtet, die „Droscha“, d. h. die heilige Fahne, zu erheben und dem Heere voranzugehen; will er dem Aufruf nicht Folge leisten, so „soll er seiner Würde verlustig gehen und ihm Hab und Gut auf ein Jahr abgenommen werden“. Im Falle der Erkrankung des Chewis-Beri war sein Bruder oder sein nächster Verwandter verpflichtet, in den Krieg zu ziehen.

Neben dem Chewis-Beri stand der Zichis-Tawi, d. i. Kommandant der Festung. Er wohnte im Dorfe Chado. „Wenn jemand diesen tötete, sei es der Chewis-Beri oder ein Anderer, so soll er auf drei Jahre von seinem Eigentum vertrieben und solches für die Krone konfisciert werden; auch soll er 1500 Silberlinge bezahlen.“ Das Blut des Zichis-Tawi galt die Hälfte von dem des Chewis-Beri, woraus seine untergeordnete Stellung erhellt. Diese Würde war ebenfalls erblich in der Familie, aber der Wirkungskreis war enger.

Der Chewis-Beri und Zichis-Tawi waren also ursprünglich Militärbeamte und nahmen an den religiösen Angelegenheiten keinen Anteil. Diese lagen anfangs ganz in den Händen der Katholikose und Bischöfe. Erst später wurde ihr Amt ein religiöses und sie wurden zur Ausübung religiöser Gebräuche berufen. Mehr und mehr verlor sich die weltliche Gewalt und zuletzt wurde der Chewis-Beri ausschliefslich ein Diener der Religion.

Bei der verhältnismäfsig grofsen Macht, welche dem Chewis-Beri zukam und bei seinem mächtigen Einflufs liegt die Frage nahe, welchem Stand derselbe eigentlich angehörte. Die Gesetze des Königs Georgius geben darauf keine direkte Antwort. Nur an einer Stelle des Gesetzbuchs finden wir eine beiläufige Andeutung. Da, wo von dem Raub einer verheirateten Frau und einem fahrlässigen Mord die Rede ist, werden 150 Silberstücke als Bufse verlangt und dazu bemerkt, dafs für Beleidigung eines Chewis-Beri und eines Edelmannes die gleiche Strafe angesetzt sei. Daraus erhellt, dafs der Chewis-Beri dem Edelmann gleich war.

Nicht immer waren übrigens die Chewis-Beri treue Unterthanen ihrer Könige. Es kam vor, dafs sie, auf ihre grofse Macht und ihren Einflufs pochend, sich gegen die königliche Gewalt auflehnten, und zum öfteren wurden dieselben „im Interesse der Festigkeit des Thrones und des Scepters“ gemafsregelt.

In der Gegenwart ist der Chewis-Beri der „Fürst der Ortsheiligtümer (Chati)“, der „Hirte des Volks“. Dafs das so kam, hängt zusammen mit der abgeschlossenen Lage des chewsurischen Landes. Obgleich das Christentum dort sehr früh (342—364) Eingang gefunden hatte, so fafste es doch keine tiefen Wurzeln, denn die Entfernung von den christlichen Klöstern war zu grofs. Auch hatte die Kirche oftmals nicht Geistliche genug, um sie in die Berge zu schicken. Dort waren vor allem solche Männer nötig, welche wenigstens die äufseren Gebräuche des Gottesdienstes zu beobachten verstanden. Als solche erwiesen sich die Chewis-Beri mit ihrem grofsen Einflufs auf das Volk. In dieser Beziehung haben sie entschieden der christlichen Kirche einen Dienst geleistet; es war von grofser Wichtigkeit, dafs sie bei dem von allen Seiten von Mohammedanern

umgebenen Volk wenigstens äufserlich die christliche Religion bewahrten. Dafs sie mit den Lehren derselben wenig bekannt waren, ist ihnen nicht zum Vorwurf zu machen; infolge dessen aber wurden auch die mit der Lehre vielfach eng zusammenhängenden Bräuche entstellt und verloren ihre ursprüngliche Bedeutung. Leider aber haben sie in dieser entstellten Form sich fest beim Volke eingebürgert, und der Chewis-Beri verdankt sein ganzes Ansehen eben dem Umstande, dafs er gewissenhaft über die Erhaltung dieser Bräuche wacht. Eine mächtige Stütze bildet die Kaste der Diener an den Heiligtümern, welche mit der Zeit sehr zahlreich geworden sind, so die Chuzesen, Dekanosen, Dasturen etc. Diese scheuen sich nicht, in eigensüchtiger Absicht zum Betrug ihre Zuflucht zu nehmen und die Wahl eines Chewis-Beri dem Willen eines Heiligen zuzuschreiben.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls steht derselbe durch die Reinheit seiner Sitten höher als alle anderen. Sein Prestige erhält sich durch die glänzende Vergangenheit seiner Amtswürde und durch die heilige Fahne, welche bei ihm verwahrt wird und welche ihm niemals jemand geraubt hat. Bei jedem Gemeindeheiligtum existiert ein solches heiliges Zeichen, welches der Chewis-Beri nur zur Zeit der Feste hervorholt. Früher zog hinter der Fahne ein wohlbewaffneter Heerhaufe einher, jetzt ist an dessen Stelle eine festlich gekleidete Volksschar getreten, welche mit Andacht zu der Fahne aufschaut. Mit der Droscha in der Hand ist der Chewis-Beri unumschränkter Gebieter, ein Wort desselben genügt, damit das Volk in schwerer und in freudiger Zeit ihm folge; eine solche gewaltige Anziehungskraft hat die Droscha; ihr Anblick begeistert das Volk. Der Kampf der christlichen Geistlichkeit hat bis jetzt die Bedeutung

des Chewis-Beri nicht zu verringern vermocht; nur die Verbreitung von Bildung im Volk und reifere Anschauung in religiösen Dingen kann das Ansehen desselben untergraben.

II. Die Chati. — Die Darbasi. — Die den Chati gehörigen Güter. — Der Schulta. — Die Dasturi.

Das gesellschaftliche Leben der Chewsuren hat hauptsächlich religiösen Charakter. Jede Gemeinde hat ihr Heiligtum, „Chati“. Wenn das Glied einer Gemeinde in eine andere übersiedelt, so wird es das Heiligtum des neuen Ortes allerdings auch verehren, aber es sagt sich von dem heimischen Chati nicht los. Denn damit würde es sich auch von seiner Familie und seinem Geschlecht lossagen. Das Band aber, welches alle Mitglieder einer Gemeinde umschlingt, ist das, dafs jeder zu derselben Gehörige sich unter dem Schutz der ganzen Gesellschaft befindet. Die Gesellschaft aber ist die „Kma“, d. i. Sklavin und Leibeigene des Chati. Dieses Band hat auch eine juristische Unterlage. Denn in Chewsurien gehört fast alles Land einem der Heiligtümer und den dieselben in sich bergenden Gemeinden, während der Privatbesitz ziemlich gering ist. Die Chewsuren geben, wenn sie das Land unter sich teilen, den Eltern keinen Anteil, aber der Vater hat als Haupt der Familie das Recht, den schönsten und besten Teil des Gutes dem Chati zu opfern. So hat also der Chati überall und in allem den Vorzug und er leitet durch den Chewis-Beri das Volk. Die Blutrache ist ebenfalls dem Einflufs des Chati unterworfen. Wenn der von den Bluträchern verfolgte Chewsure sich mit diesen aussöhnen will, so mufs er zu dem Heiligtum der Bluträcher gehen und dort einen Kessel, eine silberne Schale und ein Schaf als Opfer darbringen, dann erst kann die Versöhnung stattfinden.

Beschreiben wir den Chati etwas näher. Das ist eigentlich eine „Betstätte". Auf „heiliger Erde" ist eine einfache Umfassungsmauer ohne Bindemittel errichtet; innerhalb derselben liegt oftmals ein steinernes Bethaus; gewöhnlich fehlen die Heiligenbilder; nur die Geweihe von Hirschen und Steinböcken und ähnliche Trophäen zeigen an, dafs das kein gewöhnlicher Ort ist. Oftmals ist die Umfassungsmauer halb verfallen. Der Chati liegt immer auf einem weithin sichtbaren, etwas erhöhten Platz, ist in der Regel von Bäumen umgeben und trägt den Namen irgend eines Heiligen, zu dessen Ehren auch das örtliche Fest stattfindet.

Der „Darbasi", d. i. eine steinerne Hütte, befindet sich in der Regel in der Nähe des Chati. Dort versammeln sich die Diener am Heiligtum. Daneben steht eine primitive Bierbrauerei mit den nötigen Utensilien. Der Zutritt zu den Darbasi ist nur den „Dienern des Chati" gestattet.

Der Chati hat sein Eigentum, bestehend in Ländereien und Wäldern. Diese dem Heiligtum gehörenden Liegenschaften werden von bestimmten Personen bewacht, welche von Zeit zu Zeit neu gewählt werden. Verpflichtet zu diesem Dienste sind alle, welche das 15. Lebensjahr erreicht haben. Von den Einnahmen aus den heiligen Gütern werden die Ausgaben für das beim Heiligtum stattfindende Fest (eine Art Kirchweihe) bestritten. Die Verwaltung der Einnahmen und die Verfügung über die Ausgaben liegt in den Händen der „Schulta" und der „Dasturi".

Die Schulta nehmen unter den Dienern des Chati den letzten Platz ein. In jedem Dorfe giebt es ihrer zwei. Sie sind verpflichtet, das dem Chati gehörende Feld zu besäen, die Garben zu dreschen (mittelst der im Kaukasus üblichen Schlitten), und das gewonnene Korn zu reinigen. Auch

messen sie den Dasturi die zum Bierbrauen nötige Gerste aus der Vorratskammer des Chati ab. Zu verköstigen haben sie sich selbst, zum Lohn für ihre Mühe erhalten sie das Stroh von der Gerste.

Gepflügt wird das heilige Land von der ganzen Bevölkerung, und zwar an einem Sonnabend. Ebenso nehmen alle Teil an dem Schneiden des Getreides und an dem Transport der Garben zu dem Chati.

Da die Diener am Heiligtum nach der Vorstellung der Chewsuren auch selbst „heilig" sind, so mufs der Schulta einen reinen Lebenswandel führen. So lange er im Dienste steht und vor dem Feste des Ortsheiligtums darf er kein Weib berühren, ja er mufs vor allem das Zusammensein mit Weibern vermeiden, welche sich im Zustand der Menstruation befinden. Während des Festes darf der Schulta nicht in die Darbasi eintreten, sondern hat beim übrigen Volk zu stehen.

Die Dasturi sind die Bierbrauer und Köche des Heiligtums; jeder, der zu diesem Amt für eine gewisse Zeit gewählt wird, mufs dasselbe annehmen. Sobald der Schulta dem Dasturi die Gerste aus der Vorratskammer abläfst, tritt der letztere sein Amt an. Er bringt die Gerste in die Brauerei und beginnt das Bier zu brauen. Seine Pflicht ist es auch, aus dem „heiligen Walde", dessen Obhut ihm anvertraut ist, das Brennholz zum Brauen zu bereiten und auf eigene Kosten den Hopfen zu beschaffen. Das nötige Wasser schafft das ganze Dorf herbei. Während der ganzen Festzeit haben die Dasturi die Speisen für die Chuzi und Dekanosen, die Priester am Heiligtum, zu bereiten und dieselben bei der Tafel zu bedienen. Auch bewirten sie das zum Fest kommende Volk mit Bier und Speisen.

Die Schulta sind einander gleichgestellt; unter den

Dasturi unterscheidet man „grofse“ und „kleine“. Die „grofsen“ werden für die grofse Festzeit ernannt, zu welcher das Volk von allen Seiten zusammenströmt, die „kleinen“ zu den kleinen Festen, an welchen nur das betreffende Volk teilnimmt.

An „Heiligkeit“ steht der Dasturi höher, als der Schulta; er verbringt die Zeit mit den Chuzi und Dekanosen in dem Darbasi. Wenn ein Opfertier geschlachtet wird, so halten die Dasturi dessen Füfse, während der Chuzi es schlachtet, und besprengen mit seinem Blut denjenigen, der das Opfertier gebracht hat, und dessen Familie. Die Dasturi dürfen nicht einmal an den Häuschen oder Hütten der in Menstruation befindlichen Weiber vorbeigehen und müssen einen ganzen Monat vor dem Fest jeglichen Umgang mit den Frauen meiden.

Der Schulta und die Dasturi verwalten das ganze Eigentum des Chati, so lange sie im Dienste stehen.

Die Priester am Heiligtum sind die Chuzi und der Dekanos, welche die religiösen Bräuche ausüben. Sie werden nicht vom Volk gewählt, sondern von dem Chati durch den Mund der „Kadagi“, d. i. Wahrsager. An Heiligkeit stehen sie höher, als alle anderen Diener des Heiligtums.

Jedes Dorf hat seinen Chuzi. Krankheit giebt die Veranlassung zu seiner Wahl. Die Kadagi erklären dem Betreffenden: „Die Krankheit hat dich deshalb befallen, weil der Chati dich als Chuzi zu haben wünscht.“ Damit ist die Sache abgemacht. Der Chuzi mufs dabei im Chati ein Opfer in Gestalt eines Stückes Vieh darbringen. Niemand darf an die Stelle des Chuzi treten, so lange er seinen Dienst nicht verläfst.

Der Chuzi verrichtet die religiösen Gebräuche, welche

denen der christlichen Kirche gleichkommen, welche aber bei jeglichem Mangel an Bildung des Chuzi und da er nicht zu lesen versteht, gänzlich verstümmelt sind. Der Chuzi hält das Gebet, vollbringt die heiligen Handlungen, schlachtet die Opfertiere, segnet die Festmahlzeiten, verrichtet die beim Begräbnis und bei der Gedenkfeier[1] für die Abgeschiedenen üblichen Gebräuche, segnet das Volk etc. Aufserdem weissagt er über das Schicksal der Menschen, sagt Erkrankungen von Menschen und Tieren vorher. Die Art und Weise der Weissagung ist bemerkenswert. Vor dem Schlaf legt der Chuzi die Mütze des ihn Befragenden unter seinen Kopf und sieht dann im Traume

---

[1] Die Gedenkfeier an die Abgeschiedenen zerfällt in 7 Kategorien:

1. Sult-Amoslwa, d. i. das Herauslassen des Geistes. So wird der Brauch genannt, nach welchem der Sterbende aus dem Haus herausgetragen wird, um dasselbe nicht zu verunreinigen.

2. Rigi-Samarchi, d. i. das eigentliche Begräbnis und Ansingen der Leiche.

3. Die Nennung des Namens des Verstorbenen bei der einige Tage nach dem Tode stattfindenden Gedächtnisfeier.

4. Samteli, d. i. „Licht“, besteht in der Austeilung von Lichten bei der zweiten Gedächtnisfeier. Die Lichte werden an die erwachsenen Kinder und an schwangere Frauen ausgeteilt. Erstere erhalten ein Licht, die letzteren deren zwei. Nach der üblichen Ceremonie und nach der Klage über den Toten werden alle Besucher bewirtet.

5. Sulta-Greba = die Versammlung der Geister. Der Chewsure glaubt, dafs die Seelen der verstorbenen Verwandten ein ganzes Jahr lang ihr Haus aufsuchen, und deshalb werden die Seelen am Samstag in der zweiten Fastenwoche mit einem eigens für sie hergerichteten Mahl bewirtet, wobei die Anwesenden die aufgegebenen Speisen aufessen.

6. Tzel-Taweba, d. i. die Gedenkfeier nach Ablauf eines Jahres.

7. Sogleich nach dieser Feier beginnt das Taw-Mosaparsav, d. i. das Rasieren des Gesichts und Scheren des Bartes und Haupthaares. Nach dem Tode eines nahen Verwandten läfst man nämlich ein Jahr lang das Haar wachsen. An das Scheren des Haares schliefst sich eine Schmauserei an. Bei allen Gedenkfeiern überhaupt wird Vieh geschlachtet, alle Verwandte des Verstorbenen müssen der Feier anwohnen, aber sie sind verpflichtet, Schnaps mitzubringen.

das künftige Schicksal desselben. Während des Festes am Heiligtum sorgt der Chuzi durch sein moralisches Ansehen dafür, daſs alles im Frieden und in Ordnung verlaufe, und bestraft die Streitenden, welche je nachdem ein Schaf oder eine Summe Geld bezahlen müssen.

Dem Chuzi und dem Dekanos sind anvertraut der Chati, die Droscha und verschiedene Schätze des Heiligtums, wie silberne Schalen und andere Trinkgefäſse. Die Chuzi und der Dekanos haben diese Dinge in dasjenige Heiligtum zu verbringen, wo das Fest stattfindet. Der Chuzi trägt die etwaigen Heiligenbilder, der Dekanos die Droscha und die silbernen Gefäſse. Am Vorabend des Festes werden die heiligen Gegenstände ins Heiligtum verbracht. Das Volk verneigt sich andächtig, fällt vor der Droscha auf die Knie und ruft mit einer Stimme aus: „Sieg dem Herrn (d. i. dem Heiligtum) und seinem Knecht (d. i. dem Volk)!" Dieser Ausruf wird Salmis-Mitana, d. i. „Willkomm", genannt. Die Droscha wird im Heiligtum aufgestellt; der Chuzi schlachtet die Opfertiere und der Dasturi besprengt das Volk mit deren Blut. Vier Tage nach Beendigung des Festes werden die heiligen Gegenstände in eine unzugängliche Höhle übertragen, damit niemand sie rauben könne. Ehe diese Prozession beginnt, erheben Chuzi und Dekanos die mit Bier gefüllten Schalen. Es herrscht allgemeine Stille. Der Chuzi spricht den Fluch; er verflucht die Verräter des Dorfes, die Diebe und alle, die dem Dorfe Schaden bringen wollen, dabei gieſst er das Bier auf die Erde und ruft: „So wie diese Schale geleert wird, so möge das Haus und die Familie dessen veröden, der ein Verräter wird am Dorf, der nicht treu bleibt und ergeben dem Volke!" Das Volk spricht dazu „Amen! Amen!" Bei dieser Ceremonie müssen auch die Frauen und Kinder zugegen sein, denn

mit der Verfluchung ist zugleich der Eid der Treue vor dem Heiligtum und vor der Droscha verbunden.

Der Chuzi ist eine sehr einflufsreiche Person und steht beim Volk in grofsen Ehren. Niemand darf ihn weder mit Wort noch That beleidigen. Er ist materiell ziemlich gut gestellt und erhält für seinen Dienst eine bestimmte Belohnung in Geld. Die Häute und die Hälfte der Opfertiere gehören ihm und dem Dekanosen, und zwar erhält der Chuzi mehr als der letztere. Wenn das Vieh von einer Krankheit befallen wird, so werden die erkrankten Tiere dem Heiligtum zum Opfer dargebracht, damit das gesunde Vieh erhalten bleibe. Dem Chuzi gehören von diesen Tieren die linken Füfse und Oberschenkel. Nach der Meinung des Chewsuren taugt ein fünfzehnjähriger Stier nichts mehr zur Arbeit und wird geschlachtet, und der Chuzi erhält wieder seinen Anteil.

Der Chuzi mufs sich durch Reinheit der Sitten auszeichnen, er ist verpflichtet, sechs Wochen vor dem Fest das Ehebett zu meiden. Wenn er im Traume ein Weib sieht, so mufs er sich, selbst im strengsten Winter, im Flusse baden und hat dennoch kein Recht, die heiligen Handlungen zu verrichten. Ein solcher Traum gilt für eine grofse Sünde. Eine Frau, bei welcher die Menstruation zu Ende ist, gilt immer noch für unrein; sie darf den Chuzi nicht ansprechen, darf nicht auf dem Wege gehen, wo alle gehen, sondern auf Seitenpfaden, wo der Mist abgelagert wird. Betritt aber eine solche Frau aus Versehen den allgemeinen Weg, so hält es der Chuzi für eine Sünde, auf diesem Wege zu gehen. Die gröfste Sünde aber ist es, wenn er den Fufs auf das Land setzt, wo die Menstruationshütten stehen. Er darf nicht einmal dahin schauen, wo diese sich befinden. Er mufs aufserdem die Fasten streng

beobachten, täglich Gesicht und Hände waschen und während der Feste sich baden.

Den Chuzi am nächsten stehen die Dekanosen. Auch sie werden von den Kadagen erwählt. Die Veranlassung zur Wahl giebt ebenfalls Krankheit. Bei ihrer Wahl werden Opfertiere geschlachtet, und wenn der Kranke nicht gesund wird, so glaubt man daraus zu ersehen, dafs er für den Chati nicht taugt und dafs der Grund seiner Krankheit ein anderer ist.

Die Dekanosen sind den Chuzi untergeordnet, sie sind ihre Gehülfen. Der Chuzi schlachtet die Opfertiere, wenn er das Amt des Dekanosen übernimmt. Der Dekanos steht neben dem Chuzi, wenn dieser die heiligen Handlungen verrichtet, er hält dem Opfertier die Füfse, wenn es geschlachtet wird, und segnet das Volk. Eine Woche vor dem Fest am Heiligtum mufs der Dekanos die häuslichen Arbeiten aufgeben, sich baden und rein halten. Den Frauen gegenüber hat er dieselben Vorsichtsmafsregeln zu treffen, wie der Chuzi.

Wenn der Chuzi und der Dekanos die heiligen Handlungen vollbringen, so besteht ihr Gebet darin, dafs sie den Chati anflehen, er möge von dem Dorf und der Gemeinde alles Unheil abwenden und ihr Glück verleihen. Vor allem wird irdisches Glück erfleht. Auch bei den Festen ist die Hauptsache Essen und Trinken.

Jedoch glauben die Chewsuren an einen Zusammenhang zwischen dieser und jener Welt. Es giebt bei ihnen Vermittler zwischen dem allgebietenden Heiligtum und seinen Knechten. Diese Vermittler sind die Kadagi, die dem Volke die Befehle des Gebieters offenbaren. Sie spielen eine grofse Rolle; ebenso die Mesultane, d. i. diejenigen Personen, welche die Beziehungen zu den Geistern der

Verstorbenen unterhalten. Es lohnt sich, über dieselben ausführlicher zu sprechen.

Der Kadagi (vielleicht vom griechischen ἅγιος) ist eine geheiligte Person und Diener des Chati. Das Heiligtum selbst erwählt ihn während des Festes, hauptsächlich am Morgen des Neujahrs. Das Neujahr ist nämlich ein sehr hoher Festtag.

Die von dem Heiligtum bezeichnete Person zittert, verliert die Besinnung, schreit und phantasiert; das ist eben das Zeichen, daſs der Chati sie zum Diener haben will. Der Hauptzweck der Kadagi ist, dem Volk Furcht einzujagen. Im Dorf Ardoti z. B. lief ein Kadagi in Gestalt eines jungen Mädchens im strengsten Winter in den Fluſs und verkündete, im eiskalten Wasser sitzend, den Willen des Heiligtums. Um die Würde des Kadagi zu erlangen, ist viel Gewandtheit und Schlauheit nötig, da das Volk sich nicht so leicht betrügen läſst. Nach der Meinung des Volkes giebt es Frauen, welche „den Verstand verlieren" und in sinnlosen Phrasen weissagen. Solche Weiber werden verlacht, und kein anständiger Mensch heiratet ein solches. Bei den jungen Mädchen zeigt sich sehr oft die Lust, Kadagi zu werden, aber das Volk traut ihnen selten, da sie „unvernünftig" sind. Von solchen Mädchen sagt man, „der Chati quält sie". „Alte Männer und Frauen passen besser zu Kadagi und geben gute Antworten."

Die Pflichten der Kadagi bestehen in folgendem: Sie sagen alle Krankheiten und alles Unglück vorher, welche der Chati verhängt, sie erklären die Ursachen der Krankheit, sie verkündigen, wen der Chati als Chuzi oder Dekanosen haben will, welche Opfer der Chati vom Volke wünscht, Vieh oder Lichte, wer mit seinen Abgaben an das Heiligtum im Rückstand ist etc. Das Volk ist überzeugt, daſs

alles Unglück, welches das Dorf oder eine einzelne Person trifft, von dem Chati ausgeht, und deswegen wird der Kadagi immer befragt, warum der Chati zürne. Der Kadagi übt seine Thätigkeit nur aus, wenn er von dem Dorf oder einer einzelnen Person befragt wird. Sehr oft haben die Kadagi auch eine andere Verpflichtung. So ist z. B. in Chachabo der Kadagi der Träger der Droscha, der heiligen Fahne, welche ein gewöhnlicher Sterblicher nicht einmal mit dem Finger berühren darf. Ist ein Frauenzimmer Kadagi, so gilt sie dennoch für unrein in der Zeit der Menstruation und darf in dieser Periode sein Amt nicht ausüben.

Die Mesultane haben viele Ähnlichkeit mit den Kadagi. Mesultane sind immer Frauen oder Mädchen nicht unter acht bis neun Jahren. Sie unterhalten sich mit den Geistern der Abgeschiedenen und begeben sich deshalb zu denselben. Die Mesultane erfahren von denselben, welches Unheil dem Dorfe und einzelnen Personen bevorsteht, dabei nennen sie aber niemals die Personen mit Namen. Sie werden natürlich am meisten von denjenigen Familien in Anspruch genommen, in welchen im vergangenen Jahr jemand gestorben ist, und zwar um die Zeit, wo „die Kleider des Verstorbenen beweint werden“.

Wenn der Mesultane zu den Geistern gehen will, so legt er sich in seinem Hause auf die Erde, wird blafs, schläft ein und stellt sich tot, wobei er eigentümliche Laute ausstöfst, d. h. „mit den Geistern Zwiesprach hält“. Der Übergang ins Reich der Geister erfolgt im eigenen Hause, jedenfalls nicht im Chati, da die Mesultane meist Weiber sind, welche dem Chati ferner stehen.

Wenn in einer Chewsurenfamilie ein ein- oder zweijähriges Kind erkrankt, so wird der Mesultane befragt. Dieser meldet, dafs die Krankheit von der oder jener Seele

eines Abgeschiedenen ausgehe und dafs man dem Kranken den Namen des Abgeschiedenen geben müsse, auch wenn er schon einen Namen hat. Ist ein Kind drei Jahre alt, so wird der Name nicht mehr verändert. Bei solchen Kindern kann der Mesultane die Ursache der Krankheit schon nicht mehr erraten, und deshalb wendet man sich an den Kadagi. Eine andere Pflicht des Mesultane besteht darin, dafs er die Speisen nennen mufs, welche die Seele des Abgeschiedenen wünscht. Diese werden auch sogleich von der Familie des Verstorbenen zubereitet.

Die Mesultane müssen sich beständig rein halten und zwei- bis dreimal im Jahre dem Chati Opfertiere darbringen. Die Mesultane gelten im Volk für sehr klug und ihre Reden für verständig. Deswegen suchen die Leute sich denselben geneigt zu machen.

Obgleich die Mesultane für die Wanderungen zu den Geistern keine Belohnung nehmen, zahlt ihnen das Volk mit seiner Hochachtung; alle sind höflich gegen sie, und niemand wagt unfreundlich gegen sie zu sein. Bei den Gedenkfeiern nehmen sie unter den Frauen den ersten Platz ein und sitzen oben am Tisch; sie erhalten sehr viel Speisen, und man schickt ihnen Schnaps etc. ins Haus.

Den Kadagen und Dekanosen werden bei solchen Gelegenheiten die gleichen Ehren erwiesen, auch erhalten sie stets mehr Bier als die anderen.

VI.

Religiöse Anschauungen und Totengedächtnisfeiern der Chewsuren.

Schon öfter hatte ich Gelegenheit, über Leben, Sitten und Bräuche des Chewsurenvolkes Mitteilung zu machen. Als ich mich im vorigen Jahre auf meine Reise nach Chewsurien vorbereitete und die einschlägige Litteratur studierte, stiefs ich auf manches Neue, was zur Ergänzung meiner früheren Kenntnisse dienen und dieselben teilweise berichtigen konnte. Einiges davon einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Artikels. Als Hauptgewährsmänner gelten mir Urbneli und Fürst Rafael Eristow.

Es ist wohl sehr auffallend, dafs gerade die Chewsuren, welche so oft für das Christentum im Kampfe mit den Mohammedanern ihr Blut vergossen, den christlichen Glauben und die christlichen Anschauungen so sehr entstellt oder an Stelle der christlichen ihre eigenen originellen Anschauungen und Lehren gesetzt haben.

Die himmlischen Mächte heifsen bei den Chewsuren „Morigi". Die oberste Macht ist der allmächtige Gott —

Vater, der im siebenten Himmel thront, er ist der Herrscher über die Lebenden; Christus, dessen überhaupt selten Erwähnung gethan wird, ist der Gott der Toten. Obgleich ferner in den Gebeten manchmal der heilige Geist genannt wird, so wird er doch vorgestellt in Gestalt von Engeln, an welche man sich wendet als an die höchsten Thürhüter des Himmels. Die Gottesmutter wird zwar auch verehrt, aber nur als „Heilige“ und nicht als Mutter Christi. Von der Wiederkunft Christi herrschen sehr dunkle Vorstellungen. Von den Aposteln werden nur Petrus und Paulus verehrt, und man betet zu ihnen als zu den Engeln des Überflusses.

Gott ist vor allen Dingen der Ordner der Welt. Nachdem einmal die Ordnung hergestellt, übt er seine Herrschaft über die himmlischen Mächte aus, ohne sich aber in die Regierung der irdischen Welt zu mischen. Die himmlischen Mächte haben ihre Untergebenen und Diener, die Chati. (Chati ist auch der Name der chewsurischen Heiligtümer.) Die Chati sind geflügelte Engel, die „Thürhüter Gottes“. Jeder Chati hat seine besonderen Pflichten; sie schaffen Gutes, manchmal auch Böses. Zu ihrer Verfügung stehen die „Esauli“, d. i. Boten, welche aus den guten und bösen Engeln ausgewählt sind. Wenn der Chati jemanden bestrafen will, so schickt er einen bösen Esaul zu ihm; will er jemand Gnade erweisen, so sendet er einen guten Esaul. Jeder Chati befiehlt über eine gröfsere Anzahl solcher Esauli, welche alle zusammen das himmlische Heer bilden. Dieses himmlische Heer beschützt das Volk. Im himmlischen Heere dienen auch Weiber, die sogenannten „Schwestern“ der Chati. Im Dorfe Chachmati ist sogar ein Bethaus, den „Schwestern der Chati“ geweiht. Es wird „Nischi“ (Zeichen) oder „Cheli“ (Hand) genannt. Beide Ausdrücke bezeichnen einen Ort, wo ein Heiliger ein Wunder gethan, gewisser-

mafsen seine Hand gezeigt hat. Nach dem Glauben des Volkes hat der chachmatische Chati, welcher den Namen des heiligen Georg trägt, aus dem Lande der Dämonen drei Jungfrauen gebracht: Asche, Simen und Samdsimara. Diese Schwestern haben das Aussehen von Kindern. Wenn jemand sich versündigt, so schickt der Chati die „Schwestern“ zu ihm, und die Kinder im Hause erkranken. Das Volk mifst den Nischi oder Cheli grofse Bedeutung bei, wie folgender Vorfall zeigt. Die arabulische Gesellschaft, welche fast den dritten Teil von Chewsurien bildet, bedrückte die anderen Gesellschaften. Da schlossen die anderen Gesellschaften bei dem Cheli ein Schutz- und Trutzbündnis; aus Furcht, den Zorn des Cheli auf sich zu laden, hörte die arabulische Gesellschaft auf, die anderen zu bedrücken.

Nicht alle Chati haben gleiche Kraft und Macht. Es giebt unter ihnen „kleine“ und „grofse“, „starke“ und „sehr starke“. Ihre Zahl ist überhaupt sehr grofs. Alle Naturerscheinungen, mögen sie nützlich oder schädlich sein, werden durch die Chati veranlafst; alle menschlichen Handlungen, ob gut oder schlecht, gehen von dem Willen der Chati aus. Die hauptsächlichsten Chati sind folgende:

Der stärkste Chati ist der von Gudani. Er ist dem heiligen Georg geweiht und heifst „göttlicher Führer der Kriegerschaft“. In früheren Zeiten trugen die Chewsuren, wenn sie zur Schlacht zogen, die Fahne des gudanischen Chati vor sich her; obgleich auch andere Chati andere als kriegerische Geltung haben, so ist ein Sieg ohne das Zeichen von Gudani nicht denkbar. Der Vorzug dieses Chati zeigt sich auch darin, dafs ihm allein der grofse Weideplatz Andaki gehört, welcher jährlich eine Einnahme von 40 Stück Kleinvieh bringt. Bei diesem Chati werden Gebete um Heilung der Krankheiten von Menschen und Vieh ver-

richtet. Ihm müssen sogar die Feinde des Volks, Diebe und reifsende Tiere, gehorchen. Die Chewsuren sind überzeugt, dafs gegen den Willen des Chati kein Feind ihnen etwas anhaben kann. Grofse Kraft hat auch der Chati im Dorfe Chachmati. Wer eine gröfsere Reise unternehmen will, verrichtet zuerst dort sein Gebet. Auch der Dieb hat, ohne dort gebetet zu haben, nicht auf Erfolg zu rechnen. Selbst die mohammedanischen und räuberischen Kisten verrichten vor ihren Raubzügen Gebete bei diesem Chati. Dort beten die Frauen, dafs der „Matschila", einer der Teufel, sie nicht heimsuche und ihre Kinder nicht töte; derselbe Chati hat die Macht, Verrückten den Verstand wieder zu geben und die Herden fruchtbar zu machen. Deswegen treiben die Pschawen und Tuschen ihre Pferdeherden auf die dem chachmatischen Chati gehörenden Weiden und flehen um reichliche Vermehrung ihrer Tabune. Ein anderer Chati, von Saneba, ist der Schutzgott der Jäger und der auf Raubzüge ausgehenden Partien. Die Jäger bringen ihre Opfer dar, die Räuber einen Teil ihrer Beute. Mozigi (Gott) selbst hat den Chati von Saneba „mit einem blutigen Säbel" umgürtet; dieser Chati ist im stande, den Feind zu „binden", d. h. ihn unschädlich zu machen und „seine Waffen zu verderben". Saneba kann den Kinderlosen Nachkommenschaft schenken, es liegt in seiner Macht, zwei Tage nacheinander reichlichen Regen zu senden.

Aber die himmlischen und atmosphärischen Erscheinungen hängen in höherem Grade ab von dem heiligen Georg, dessen „Antlitz leuchtet wie die Sonne", der auf einem hohen Berge thront. Sein Heiligtum steht im Dorfe Tschodili. Sein Sklave ist ein „Div". Wenn das Volk sich etwas zu schulden kommen läfst, begiebt sich Georg zum Meer, beladet dort seinen Div mit Körben voll Hagel und

läfst die eisigen Nüsse auf das Land herabfallen, um die Schuldigen zu bestrafen. Die Chewsuren fürchten den Hagel sehr, da er bei der geringen Anzahl von Fruchtfeldern ihnen Hungersnot bringt, und daher steht der heilige Georg mit dem sonnengleichen Angesicht bei ihnen in grofsen Ehren. Um sich den Gott gnädig zu erhalten, haben die Chewsuren beschlossen, sobald die Arbeit des Pflügens und Säens vorbei ist, d. h. vom Juni bis zur Ernte, an Montagen, Freitagen und Sonnabenden nicht zu arbeiten, und besonders dazu erwählte Leute haben darüber zu wachen, dafs dies Gebot eingehalten werde. Der Übertreter hat schwere Strafe zu zahlen. Epidemien an Vieh hängen ebenfalls von dem heiligen Georg ab, er kann den ganzen Viehstand zerstören.

Auffallend ist, dafs die Bewohner von Chachmati, welche doch selbst einen so mächtigen Chati haben, zu dem kistinischen Heiligtum des Dorfes Maisti beten, wobei sie Opfertiere schlachten. Dieser kistinische Chati ist in den Felsen gehauen und hat die Gestalt eines Menschen, er heifst „Silbergesicht". Man behauptet, dafs Nebel und Wolken immer von Maisti kommen und Hagel bringen.

Dem Heiligtum im Dorfe Likoki sind unterthan: Waldteufel, Nixen, allerlei Gespenster und unsaubere Geister, welche der Chewsure sich als Schweine, Eidechsen, auch als kleine Kinder vorstellt. Wenn der Chewsure in einen Abgrund stürzt, im Flusse ertrinkt, durch einen Erdrutsch zu Grunde geht, alles das ist das Werk des Teufels und der bösen Geister, und deshalb betet er beim Heiligtum von Likoki, es möge ihn vor der Heimsuchung des Teufels bewahren. Ist aber ein Chewsure zu Grunde gegangen, so ist die Auslösung der Seele notwendig. Die Angehörigen schlachten für den unsauberen Geist, welcher den Tod her-

beigeführt hat, ein Zicklein und lassen es am Orte, wo es geschlachtet worden, liegen, wobei sie sprechen: „Das ist für dich, unreiner Geist, gieb uns die Seele des Verstorbenen zurück!“ Wenn jemand verschüttet wird, so kann er nicht anders aufgefunden werden, als mit Hülfe der heiligen Fahne, des Heiligtums von Likoki. Da, wo dasselbe von den Dienern des Chati in die Erde gesteckt wird, mufs der Verschüttete aufgefunden werden. Dieser Chati steht auch in Tuschetien in grofsem Ansehen, und seine Diener begeben sich alljährlich dahin mit der Fahne, segnen das Volk und sammeln milde Gaben. Früher sollen die Tuschen sogar diesem Chati Abgaben bezahlt haben.

Alles, was auf dem Lande (im Unterschiede vom Meere) geschieht, ist dem Chmelt-Mouraw (d. i. Leiter des trockenen Landes) unterstellt; ihm gehorchen auch die Engel, sein Zelt ist das nächste bei Morigi, d. i. Gott.

Was das Leben nach dem Tode anbelangt, so glaubt der Chewsure, dafs die Verstorbenen im „Lande der Seelen“ weiter leben. Alle Kenntnisse über dieses Reich der Geister hat das Volk von den Mesultane, welche in beständiger Gemeinschaft mit den Seelen der Abgeschiedenen leben und mit denselben Zwiesprache pflegen. Der Übergang in jenes Leben erfolgt über eine sehr schwer zu begehende „Brücke aus Haaren“, an deren jenseitigem Ende die Richter sitzen, welche den die Brücke überschreitenden Seelen das Urteil sprechen.

Die sündigen Seelen vermögen nicht über die „Haarbrücke“ zu gehen; sie fallen in einen „Teerflufs“, welcher kein Ufer hat; wer da hineinfällt, mufs ewig darin schwimmen und Teer schlucken. Lügner und Verleumder werden mit heifsem Wasser begossen; der Bruder, welcher seinen Bruder verrät, mufs mit einem Fufse in siedendem

Wasser stehen; Müttern, welche ihre Kinder verlassen, wird eine Schlange auf die Brust gelegt; wer die Feldmarke verrückt hat, dem wird ein Berg auf den Rücken geladen und er wird in Begleitung eines rasenden Teufels in die Hölle befördert. Überhaupt werden alle zur Hölle Verdammten von Teufeln eskortiert. Die Hölle selbst stellt ein geschlossenes dunkles Viereck dar.

Dagegen ist das Paradies eine ungeheuere, mit vielen Stockwerken versehene weifse Festung, die bis zum Himmel reicht; die Strahlen der Sonne beleuchten dieses Gebäude, daneben besteht eine pyramidenförmige Pappel, welche mit ihrem Gipfel den Himmel erreicht; auf einer anderen Seite der Festung entspringt der Erde ein wasserreicher klarer Quell. Die Gerechten wohnen in den verschiedenen Stockwerken des Gebäudes. Unter ihnen herrschen Unterschiede. Die Gerechtesten oder „Hauptpersonen“ wohnen im obersten Stockwerk und geniefsen das herrlichste Licht, die weniger Gerechten wohnen weiter unten. Ganz oben springen die unschuldigen Kinder, bis ans Knie in Watte gewickelt. Im Lande der Seligen lebt man herrlich und in Freuden und verbringt die Zeit mit Spiel und Tanz und trinkt kühles, krystallklares Wasser. Was die Speise anbelangt, so schickt Gott am Sonntage den Gerechten himmlische Speise; vom Anschauen derselben allein werden sie satt. Das ist auch der Grund, warum die Chewsuren am Sonntag niemals Gedächtnismähler für die Dahingeschiedenen veranstalten.

Solche Gedächtnismähler finden sonst allenthalben statt. Zu einem solchen Mahl mufs die beste Speise vorbereitet und dem Namen des Verstorbenen geweiht werden. Auch braucht der Verstorbene im anderen Leben Tabak und Feuer, deshalb werden auch sie geweiht. Die Abgeschiedenen haben Speise auf den Weg nötig, daher werden neben

dem Kopf der Leiche drei kleine Brote gelegt, welche sie entweder selbst verzehrt oder womit sie einen Hungernden sättigt. Auch glauben die Chewsuren, dafs die Verstorbenen im Laufe eines Jahres Beziehungen zu ihrem Hause haben, dasselbe besuchen und beschützen.

Hierauf beruht auch der Brauch „des Ausschüttelns der Kleider des Verstorbenen". Vom Todestage an müssen die Kleider, Waffen und anderes Zubehör in einem Winkel des Hauses liegen. Sie werden geweiht, mit dem Namen des Verstorbenen angesprochen und Wachslichte vor denselben aufgestellt. Sie werden ein ganzes Jahr beweint bis zu dem Tage, wo das „Ausschütteln der Kleider" vor sich geht. Nach dieser Ceremonie werden die Kleider an nahe Verwandte (zuerst an die Brüder der Mutter) und an die Freunde des Verstorbenen verteilt. In einigen Gegenden legt man vorher Brot und Käse auf die Kleider. Nach dieser Ceremonie besuchen die Abgeschiedenen das Haus nicht mehr.

Die Gedächtnismahle sind etwas ganz unumgänglich Notwendiges; ja der Chewsure veranstaltet manchmal solche schon bei Lebzeiten. Wenn er einzeln dasteht oder nicht überzeugt ist, dafs die Verwandten ihm ein solches Mahl ausrichten, wenn er sterben sollte, so richtet er sich bei Lebzeiten selbst ein solches Mahl ein. Zu diesem Zwecke bereitet er Speise und Trank, ladet die Geistlichkeit, die Verwandten und Bekannten ein, und dabei findet das gleiche Ceremoniell statt, wie bei dem Begräbnis. Der Wirt selbst stellt sich hinter die Thür, macht die Augen zu und horcht, wie man sein Gedächtnismahl feiert. Nach diesem Vorgange ist er überzeugt, dafs seine Seele in jener Welt die Speisen und Getränke erhalten wird, welche bei diesem Probegedächtnismahl aufgetischt wurden.

Aber nicht blofs Speise und Trank braucht der Chewsure in jener Welt, er hat auch ein Pferd nötig, namentlich wenn er zu den Angesehenen gehörte. Zu Pferde begegnet er denjenigen, welche nach ihm ins „Land der Seelen“ kommen und fragt sie nach den Neuigkeiten dieser Welt. Deshalb ist es Sitte, neben die Leiche das Pferd des Verstorbenen zu stellen; auf dem Pferde ruht ein Doppelsack mit einem mit Arak gefüllten Schlauch auf der einen Seite, während die andere Seite mit Broten gefüllt wird, die aus Mehl, Eiern und Milch bereitet sind. Auf die Leiche wird die Rüstung, Säbel, Dolch, Gewehr und Patronentasche mit Riemen gelegt, d. h. der Tote mufs ausgerüstet sein, als ginge es zu einer langen Reise. Die überflüssige Kleidung wird über den Sattel gelegt.

Wenn die Leiche auf den Kirchhof getragen wird, so führt die Frau das Pferd, welches aber bald zurückgebracht wird. Dabei mufs die Frau das Pferd dreimal mit der Knute schlagen und laut ausrufen: „Möge dir das Pferd dienen, möge es dein Ruheschemel sein; mögest du die Kleider gebrauchen; möge kein Feind dir nachjagen!“ Wenn ein angesehener Mann kein Pferd hinterlassen hat, so mufs für seine Seele ein solches angeschafft werden, sonst erscheint der Verstorbene seiner Witwe und den Verwandten im Schlaf und klagt, dafs er in jener Welt seinen Kameraden nicht nachkommen und die neuangekommenen Seelen nicht empfangen kann.

Das Pferd fällt dem Freunde oder einem der nächsten Anverwandten des Verstorbenen zu. Manchmal bestimmt der Sterbende noch bei Lebzeiten, wem das Pferd gehören soll. Gewöhnlich wird es einem der Brüder der Mutter vermacht. Es kann übrigens auch an denjenigen übergehen, welcher mit dem Verstorbenen „Bruderschaft“ geschlossen

hat. Wenn das Pferd infolge einer „Erscheinung im Traume“ erworben worden, so fällt es demjenigen Freunde des Verstorbenen zu, welcher für den besten Reiter gilt. „Das Pferd der Seele“ mufs mit Sattel und vollständigem Reitzeug ausgerüstet sein. Es mufs sorgfältig gepflegt und darf nur zum Reiten verwendet werden. Wenn es infolge schlechter Pflege abmagert, so ist das dem Toten unangenehm, und die nächsten Verwandten nehmen es zu sich. Das Pferd darf auch, wenn es alt wird, mit Einwilligung der Angehörigen verkauft werden. Wer ein solches Tier kauft, braucht nur die Hälfte des Preises zu zahlen, da es ja in der anderen Welt nicht ihm, sondern dem früheren Besitzer gehören wird. Der Verkäufer mufs für die Ruhe der Seele des Verstorbenen dem Chati eine silberne Schale schenken. Wenn das Pferd verkauft wird, ehe es alt geworden, so mufs der Verkäufer ein anderes junges Pferd kaufen, sonst gilt der Verkauf als unehrlich und beleidigend für den Verstorbenen.

Wie wir schon gesehen haben, hat der Chewsure in seiner Einbildungskraft die zukünftige Welt nach Art des Diesseits sich ausgemalt. Die Dahingeschiedenen brauchen fast alles, was den Lebenden nötig ist: reines Quellwasser, Feuer, Tabak, Zehrung auf die Reise, ein gesatteltes Pferd. Ja, „das Land der Seelen“ selbst ist ja nur ein Spiegelbild dieser Welt. Dennoch aber messen sie jener Welt viel mehr Bedeutung bei als dieser, und deshalb gilt der Tod als ein Übergang aus der „unreinen Gesellschaft“ in die reinen hellen Wohnungen. Die Seele ist rein, der Leib, der Leichnam „übelriechend und unrein“. Deshalb läfst der Chewsure es nicht zu, dafs ein Sterbender sein Haus verunreinige. Was auch für Wetter, Sturm und Frost sein mag, der Sterbende wird auf den Hof getragen, wo er seine

Seele aushaucht. Stirbt ein Kranker im Hause, so mufs das Haus geweiht und mit heiligem Wasser besprengt werden. Da die Leiche „unrein“ ist, so nähern sich die Diener des Chati dem Hause nicht, sondern beweinen den Toten aus der Ferne und drücken den Angehörigen ihr Beileid aus. Sie dürfen auch die Kleider des Verstorbenen bis zur Ceremonie des „Ausschüttelns der Kleider“ nicht berühren. Wie sehr sich die Chewsuren vor Berührung mit der Leiche und seinen Kleidern hüten, sieht man aus den Verpflichtungen der „Narewebi“. Das sind junge, ledige Leute, welche verpflichtet sind, die Leiche abzuwaschen, den Kopf derselben zu rasieren, ebenso auch den Schamhügel (für weibliche Leichen bestehen weibliche „Narewebi“; bei Frauen wird der Kopf nicht rasiert). Dann wird der Leiche zuerst ein weifses Hemd, darüber ein blaues oder buntes und obenauf ein rotes angezogen. Darüber kommt noch die „Tschocha“ (Tscherkeska) aus rotem Tuch. Die Narewebi gehen oft sechs Tage lang und mehr nicht nach Haus als „Befleckte“, sondern bleiben in dem Raume, wo sie den Toten abgewaschen haben. Sie müssen zu ihrer Reinigung täglich ein Bad nehmen. Speise wird ihnen von den Angehörigen zugestellt.

Obgleich sich aber der Chewsure das Jenseits mit den schönsten Farben malt, hält er doch den Tod für ein grofses Unglück. Der Verstorbene wird vom ganzen Dorfe beweint. Jedermann ist verpflichtet, den Trauernden sein Beileid auszudrücken und dabei die Tugenden des Verstorbenen zu preisen, und bezieht sich diese Verpflichtung auf Alt und Jung, auf Männer und Weiber in gleicher Weise; von allen Seiten strömt die Menge herbei, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Die durch Jahrhunderte geheiligten Bräuche werden mit grofser Wichtig-

thuerei und Feierlichkeit ausgeübt. Schon bei der gewöhnlichen Begegnung begrüfsen sich die Chewsuren ernst und würdig, dann beginnt der eine den anderen über seine Gesundheit, seine Familie, sein Vieh, über den Stand der Felder, über sein Eigentum, seine Dorfgenossen etc. auszufragen. Darauf fragt der zweite mit der gleichen Höflichkeit und Ausführlichkeit. Um so höflicher und mit um so mehr Würde mufs er sich ausdrücken, wenn er sein Beileid ausdrückt. Die, welche ihr Beileid auszudrücken wünschen nähern sich im Gänsemarsch den Angehörigen des Verstorbenen, bedecken das Gesicht mit den Rockzipfeln und beginnen zu weinen; die Männer leise, da lautes Weinen ihnen zur Schande gereicht; jeder Einzelne spricht in der gleichen auswendig gelernten Formel (vergl. Radde, Die Chewsuren und ihr Land) sein Beileid aus. In einigen Teilen Chewsuriens machen die Leidtragenden dem Verstorbenen einen Vorwurf mit den Worten: „Pfui! Schämst du dich nicht, dafs du gestorben bist?“

Die Frauen setzen sich im Kreise um die Kleider und die Waffen des Toten und beweinen ihn, indem sie laut seine Thaten preisen. Die Hauptrolle spielen dabei die Klageweiber, oft zwanzig an der Zahl. Sie zählen die Tugenden des Dahingegangenen auf, und der Chor wiederholt. Für ihre Mühe erhalten sie jede ein Brot, $1^1/_4$ bis $2^1/_2$ Pfund Butter und ein Stück Käse. Früher gab man ihnen noch Salz und ein Schaffell dazu. In uralter Zeit erhielten alle, die sich zur Totenklage einfanden, eine entsprechende Belohnung.

Im südlichen Chewsurien begräbt man die Toten in der Regel am Todestage, die Klage aber und das Gedächtnismahl finden später statt; im nördlichen Chewsurien erfolgt das Begräbnis am zweiten oder dritten Tage und mit ihm

zugleich die Klage und die Gedächtnisfeier. Am Ende des Dorfes machen die Leidtragenden und der Leichenzug Halt und stimmen hier die Totenklage an. Die obengenannten „Narewebi" allein begleiten den Leichnam zum Grabe.

Im südlichen Chewsurien bringt jede Frau am Begräbnistage ins Trauerhaus drei Brote und ein Stück Käse; diese dienen den Angereisten und den Narewebi als Speise; am „Tage der Thränen" aber mufs jede Haushaltung 10 Pfund Gerste liefern. Zwei Männer werden mit der Entgegennahme beauftragt. Wer nicht freiwillig diese Gabe bringt, von dem nimmt man sie mit Gewalt. Dagegen haben die Angehörigen und Verwandten des Verstorbenen von jeder Haushaltung einen Kessel Arak oder Bier zu stellen.

Bei dem Brauche der Totenklage spielt die sogenannte „Sabbaterei" (vom hebräischen Worte für „sieben") eine grofse Rolle. Alle Verwandte bis ins siebente Glied gelten als „Sabbater". Wer von ihnen nicht zum Begräbnis kommt, keinen Schnaps brennt und kein Bier braut zur Bewirtung der Trauerversammlung, der verliert das Recht, Sabbater zu sein, d. h. er wird aus der Liste der Verwandten gestrichen, was nicht nur als Schande gilt, sondern auch materiellen Verlust bringt. Die ganze Verwandtschaft mufs in Tagen der Freude wie des Kummers treulich zusammenstehen. Die Sabbater zahlen bis auf den heutigen Tag für das Blut eines Erschlagenen den Verwandten fünf Kühe, sonst haben sie keinen Zutritt in das Dorf des Erschlagenen, auch werden sie von den Verwandten desselben verfolgt. Die Sabbaterei hatte in alten Zeiten eine noch gröfsere Bedeutung. Das geht aus den Gesetzen des Zaren Wachtang hervor. Nach denselben wurde die Strafe für Mord oder Todschlag in drei Teile geteilt, von welchen

zwei Drittel der Familie und ein Drittel den nächsten Verwandten zufiel. Jeder Sabbater erhielt aus jenen zwei Dritteln noch ein Schaf. Aufserdem bekamen sie bei gewöhnlichen Strafen mehr als die nächsten Verwandten. Zu diesen gehörte unter anderem auch die originelle „Zungenstrafe", d. h. Strafe für Verleumdung. Diese letztere besteht jetzt nicht mehr.

Bei der Leichenfeier existieren noch zwei eigentümliche Bräuche, das sogenannte „Aufmachen des Mundes", d. i. die Erlaubnis zu essen, und das „Zurückhalten des Mundes", d. i. das Schweigen.

Wenn der Leichnam begraben ist und die Narewebi schon zurückgekehrt sind, so schlachten die nächsten Verwandten ein Stück Vieh und braten die Leber, worauf jeder der Verwandten und der Narewebi dreimal ein Stückchen Leber abbeifst und es ausspuckt. Das ist eben das „Aufmachen des Mundes", da am Tage des Begräbnisses die Anverwandten bis zu dieser Ceremonie fasten müssen. Das übrige Fleisch wird von den Kindern aufgegessen oder bis zum nächsten Tage aufbewahrt, wo es dann von den Frauen, Verwandten und Narewebi verzehrt wird; das Volk ifst kein Fleisch, für dasselbe wird Käse und Brot bereitet. Der Begräbnistag heifst auch „Tag der Thränen".

Eine andere Bewandtnis hat es mit dem „Schweigen". Am Begräbnistage wählt der nächste Verwandte des Entschlafenen zwei Männer und eine Frau aus der Verwandtschaft und setzt sie in ein Zimmer im unteren Stock in der Nähe der Steinplatte, auf welcher in der Mitte des Zimmers ein beständiges Feuer unterhalten wird, und giebt ihnen ein aus Mehl, Eiern und Milch gebackenes Brot. Sie dürfen mit niemandem sprechen und heifsen darum „die den Mund Zurückhaltenden". Dann tritt zu ihnen der

Chuzi, d. i. „Priester der Seelen“, segnet die Brote, wobei die betreffenden Personen die Brote dreimal um sich herumdrehen und sie schweigend nach Hause tragen. Bald kommen sie zurück und legen je ein Brett vor das Fenster des Zimmers, wo der Tote liegt. Jetzt dürfen sie sprechen und am allgemeinen Mahl teilnehmen.

Die Ausgaben für die Bewirtung der Trauerversammlung wären eine schwere Last für die Verwandten, wenn nicht andere Glieder der Gemeinde und Nachbarn dabei helfen würden.

Auf die erste Gedächtnisfeier folgt eine zweite, wozu wieder Vieh geschlachtet wird, da bei dieser Feier Fastenspeisen verboten sind. Dabei erhält jeder Anwesende ein Licht in die Hand, schwangere Frauen bekommen deren zwei. Dann folgt die „Beweinung“ ebenso wie am „Tage der Thränen“, darauf weiht der Chuzi die Speisen, wobei er den Namen des Entschlafenen ausruft und ein längeres Gebet spricht, dessen Ende also lautet: „Mutter der grofsen Herren, Himmel der Cherubim und des Lichtes, Gestalt und Gericht Gottes mögen deine Seele selig machen!“ Nach dem Gebet setzt sich das Volk zum Schmause nieder.

Die äufseren Zeichen der Trauer sind bei den Männern Wachsenlassen des Bartes und Tragen des Oberrockes auf der verkehrten Seite. Auch die Frauen tragen den Oberrock verkehrt. Das geschieht, damit die bunten Stickereien nicht zu sehen seien. Mit dem am Jahrestage des Todes veranstalteten Gedächtnismahle hört die Trauer auf. Dabei wird die Ceremonie des Bartscherens vorgenommen.

Da zu diesem Gedächtnismahl eine Menge Speisen und Getränke vorbereitet werden müssen, so feiern arme Chewsuren dasselbe viel später als nach einem Jahre. Auch kommt es vor, dafs mehrere Haushaltungen, welche ein

Mitglied der Familie verloren haben, eine gemeinsame Feier veranstalten, um weniger Ausgaben zu haben.

Wenn am Tage der Gedächtnisfeier die trauernden Männer Bart- und Haupthaar abgeschoren haben (blofs ein kleiner Schopf wird nachgelassen), so herrscht allgemeine Freude, man singt, spielt auf der Bandure, tanzt, umarmt sich (was zu anderer Zeit als Schande gilt) und lacht. Diejenigen, welche zur Beendigung der Trauer Glück wünschen, sprechen dabei folgendes: „Möge Gott die Trauer von euch nehmen, möge Kummer und Sorge in eueren Häusern nicht mehr einkehren und eure Brüder und Schwestern und alle, die euch wohlwollen, verschonen!“ Die Schmauserei dauert bis zum Morgen fort, und dieser Morgen hat den Namen „Imbifsmorgen“. Jeder Besucher ist verpflichtet, den Geschorenen drei mit Käse farschierte Brote ins Haus mitzubringen.

Im Laufe eines ganzen Jahres besuchen die Seelen der Verstorbenen ihr Haus, allerdings in unsichtbarer Gestalt. Auf diesem Aberglauben der Chewsuren beruht die sogenannte „Versammlung der Seelen“. Die Seelen kommen in Gesellschaft in ihre Dörfer zu Gaste, und zwar am Sonnabend der zweiten Fastenwoche. Der Chewsure scheut keine Ausgaben, um die teuren Gäste anständig zu bewirten. Diejenigen Personen, welche dem Verstorbenen nahegestanden haben, müssen zu diesem Tage Fastenspeisen, Schnaps und Bier vorbereiten.

Im südlichen Chewsurien braut das ganze Dorf in der Brauerei des Chati Bier für diesen Tag. Zu gleicher Zeit werden in jedem Hause Brote von verschiedener Form gebacken, in der Form eines Kreuzes, der Mondsichel, eines Hornes etc. Diese Brote werden auf einer Erhöhung aufgestellt und dienen als Zielscheiben. Daneben legt man

ein Paar Strümpfe oder drei Pfund Salz oder Baumwollenfetzen. Für die Kinder sind vor allem kreuzförmige Brote bestimmt, neben welche man gestrickte Handschuhe legt. Dann beginnt das Scheibenschiefsen; die Erwachsenen schiefsen mit Flinten, die Kinder mit Pfeilen. Wer trifft, erhält das Brot und was daneben liegt. Nach dem Schiefsen begeben sich die Erwachsenen in den Chati, um für die Ruhe des Verstorbenen zu trinken. Die Frauen nehmen am Trinkgelage keinen Anteil. Sie versammeln sich bei ihren Verwandten und beweinen dort den Toten. Von dort aus ziehen die Weiber in das Trauerhaus, wohin ihnen aus dem Chati Bier gebracht wird; sie trinken dann für die Ruhe der Seelen aller Entschlafenen.

In ganz Chewsurien findet zur Gedächtnisfeier Scheibenschiefsen statt, auch werden Wettrennen veranstaltet, wobei als Preise die Kleider des Verstorbenen, Kühe, Schafe etc. ausgesetzt werden.

In den verschiedenen Gebräuchen und Ceremonien lassen sich Anklänge an den mosaischen Kultus und an mohammedanische Vorstellungen, auch Parallelen zu Bräuchen der alten Griechen unschwer erkennen; dabei mangelt es aber auch nicht an vielem, was ganz und gar originell und eigenste Erfindung der Chewsuren ist.

VII.

Religion und religiöse Gebräuche der Abchasen.

Eine ethnographische Studie.

Auf dem Gebiet der Ethnographie des Kaukasus wird gegenwärtig von russischer Seite wenig mehr gearbeitet, man hat sich neuerdings vorzugsweise der Linguistik zugewendet. Letztere hat den Reiz der Neuheit für sich. Hier ist noch ein dankbares Feld für den Forscher, auf dem noch manche Entdeckungen zu machen sind. Aber man sollte darüber auch die Ethnographie nicht vergessen, denn die alten Sitten und Gebräuche der Völker gehen fast noch rascher verloren als die Sprachen. Das Studium der kaukasischen ethnographischen Litteratur ist nicht minder anziehend als das persönliche Studium der Sitten und Gebräuche eines Volks an Ort und Stelle. Es ist eine sehr dankbare Beschäftigung, weil man immer wieder auf neue Dinge stöfst, welche namentlich im Ausland wenig oder gar nicht bekannt sind. Ganz besonderen Wert haben natürlich solche Aufzeichnungen, welche von Angehörigen des betreffenden Volks gemacht worden sind, da dem Fremden, selbst dann, wenn er sich in der Sprache des Volks ver-

ständigen kann, doch sehr vieles entgeht oder ihm ungern, auch oft mit Absicht unrichtig, mitgeteilt wird. Ich habe in letzter Zeit einige Studien über die Religion und religiösen Gebräuche der Abchasen gemacht und dabei auch den Bericht eines geborenen Abchasen kennen gelernt. Was ich da fand, scheint mir von solchem Interesse zu sein, dafs ich nicht anstehe, es als Beitrag zur Kenntnis des Kaukasus und seiner Völker zu veröffentlichen.

Wer den Küstengürtel von Abchasien bereist, das sich von dem Flüfschen Galiska[1] bis Gagri, nördlich von Pizunda[2] zwischen dem Meere und dem Hauptkamm des Kaukasus erstreckt, der wird unwillkürlich aufmerksam auf die grofse Menge von Überbleibseln prächtiger uralter Kirchen und Klöster, die sich hier auf engem Raume finden. Man sollte daraus schliefsen, dafs das Christentum hier seit langer Zeit festen Fufs gefafst habe und dafs die Abchasen von jeher gute Christen gewesen seien und noch sind. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Nach einer Sage, welche uns in der grusinischen Chronik Wachtangs V. erhalten ist, soll Simon von Kana im Jahre 40 n. Chr. nach Abchasien gekommen sein und das Christentum dort verbreitet haben. Seinem Namen war eine grofse Kirche geweiht an dem Felsenthor, durch welches das Flüfschen Psyrta sich durchzwängt. Eine Münze des Alexius Comnenus, welche man dort gefunden, weist auf die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts hin. Doch kann die Kirche ja auch viel älter sein.

---

[1] Mündet bei Otschemtschiri ins Schwarze Meer.

[2] Ehemalige Residenz der Könige von Abchasien und Sitz der Bischöfe. Erstere verlegten später ihre Residenz nach Tiflis, dessen gegenwärtiger Gouverneur, Fürst Scherwaschidse, ein Nachkomme der abchasischen Könige ist. Der Name Pizunda (Pitjus) wird abgeleitet von πίτυς = lat. pinus. Noch jetzt prangt bei dem Ort ein schöner Wald von pinus maritima.

Dort wird auch im Felsen die Zelle des Simon gezeigt, deren Betreten durch die der Erde entsteigenden Gase mit Lebensgefahr verbunden war. Jetzt hat sich dort eine Spalte gebildet, durch welche die Gase entweichen. Von dem ursprünglichen Christentum scheint aber wenig nachgeblieben zu sein, denn im 6. Jahrhundert wurden die Abchasen aufs neue bekehrt. Wir lesen darüber bei Procopius: „Seit der Regierung Justinians haben die Abchasen mildere Sitten angenommen, denn sie sind Christen geworden.“ Justinian sandte zu ihnen einen seiner Eunuchen, Ephrates, einen geborenen Abchasen, mit dem Befehl, dort die Unsitte der Kastration abzuschaffen. Auch liefs dieser Kaiser eine Kirche der Mutter Gottes bauen und schickte Geistliche, welche das Christentum im Volke verbreiten sollten. Seit jener Zeit spielte der Tempel von Pizunda in der religiösen und politischen Entwicklung des Landes eine grofse Rolle; mit dem Fall des Orts erlitt das Christentum einen gewaltigen Stofs. Andere grofse Klöster und Kirchen waren in Dranda, Anacopia, Gagri, Ilori.

In späteren Zeiten gewann unter dem Einflufs der Türken der Islam die Oberhand und verdrängte das Christentum gänzlich. Doch blieben in den religiösen Gebräuchen des Volks da und dort noch Reste des alten Christentums, und es bildete sich so ein ganz eigentümliches Religionsgemisch aus. Vor 30 Jahren noch konnte man religiöse Gebräuche der verschiedensten Religionen finden, angefangen vom Fetischismus bis zum Christentum. Eine klare Vorstellung von irgend einer Religion hatte das Volk nicht, es nahm von jeder an, was sich ihm recht greifbar darstellte und was stärker und mächtiger auf seine kindliche Phantasie einwirkte. Von christlichen Sitten und Gebräuchen haben sich bei den Abchasen bis auf den heutigen Tag folgende

erhalten: Zu Ostern wird ein Lamm geschlachtet und gefärbte Eier unter Bekannten ausgetauscht. Pfingsten wird durch Schmausereien, Spaziergänge in den Wald und Tänze gefeiert. Zu Weihnachten und zu Ostern werden nach dem nächtlichen Gebet Besuche gewechselt; die Untergebenen bringen der Herrschaft allerlei Gaben und werden von dieser bewirtet. Bei allen religiösen Verrichtungen brennen Wachskerzen und wird mit dem Rauchfaſs geräuchert. Aus den Zeiten des Christentums hat sich auch im Volke groſse Ehrfurcht vor den Kirchen erhalten; die Kirche gilt für unantastbar. Auch die in Trümmern liegenden gelten als heilig, und die Mohammedaner schwören bei ihrem Namen. Der Eid auf die Ruinen der alten Kirche auf dem Berge Dudrüpsch gilt für den heiligsten, und kein Abchase wird sich entschlieſsen, hier einen Meineid zu schwören. Obgleich der Name Gottes selbst beim Schwur nicht ausgesprochen wird, so gilt doch in der Vorstellung der Abchasen dasjenige Wesen, an welches man sich beim Schwure wendet, für den nächsten Gehülfen des Schöpfers und bestraft unverzüglich die Meineidigen.

Dem höchsten Wesen stehen überhaupt in der abchasischen Mythologie eine Menge Nebengötter zur Seite, welche alle ihre specielle Bedeutung haben. Diese höheren Wesen sind früher erschaffen als die Menschen und dienen als Vermittler zwischen dem höchsten Gott und der Menschheit. Die Person Christi hat bei den Abchasen dieselbe Bedeutung eines groſsen Lehrers, wie bei den Mohammedanern, nur legen sie ihm das Attribut „bagamber“, d. i. Heiliger, bei, welches dem Stifter des Islam nicht zukommt. Jene Nebengötter, an welche sich das Volk im Gebet, bei seinen Opfern und religiösen Bräuchen wendet, haben den wahren Gott und seinen Sohn fast ganz aus dem Feld geschlagen;

von diesen sind nur ganz unklare Vorstellungen nachgeblieben. Die verschiedenen Bedürfnisse, welche das Volk hatte, haben die Gottheiten zweiten Grads geschaffen. In jeder atmosphärischen Erscheinung, in jeder Gefahr, welche dem Menschen und seinem Hab und Gut droht, in jeder Arbeit, welche ihm die Mittel zur Existenz verschafft, sieht die kindliche Einbildungskraft des Volkes einzelne Schutzgeister, welche überall ihre Hand im Spiel haben. Bilder dieser Gottheiten giebt es nicht, da man sie sich in verschiedenen Gestalten vorstellt, aber ihre Existenz ist über allen Zweifel erhaben, denn man fühlt dieselbe in allem, was Gutes oder Schlimmes dem Menschen widerfährt. Jeder Schritt des Menschen unterliegt ihrer Kontrolle, jede Abweichung vom Weg der Tugend ruft ihre Strafe herbei.

Die erste Stelle unter den Nebengöttern nimmt die Schutzgöttin der Saaten, Dschadschi ein. Zu ihr wird zweimal im Jahre gebetet, im März zu Beginn des Frühlings und im Oktober, nachdem der Mais eingebracht ist. Ein öffentliches Fest wird nicht veranstaltet, sondern in jedem Hause wird privatim gebetet. An den für dieses Gebet bestimmten Tagen werden nur Speisen aus eigenem Mehl und Früchten bereitet. Sobald alles aufgetragen ist, wendet sich das Haupt der Familie im Gebet an die Dschadschi und fleht sie im Frühjahr an, eine gute Ernte zu schicken, im Herbst dankt er für die Ernte. Ist die Ernte schlecht ausgefallen, so wird die Göttin gebeten, es im nächsten Jahre doppelt hereinzubringen. — Aitar ist der Schutzgeist der Haustiere und der Milchwirtschaft. Zu ihm wird an einem Samstag gebetet, aber nicht in der Fastenzeit, denn das Opfer soll aus Milch bestehen, bei Reichen aus einem Milchkalb; die gewöhnliche Speise ist Grütze, gekocht in der Milch von einer Kuh, welche kurz vorher gekalbt hat. Um

den Kessel oder die Schüssel stellen sich die Hirten im Kreise auf, und der älteste von ihnen nimmt eine Wachskerze in die Hand und spricht ein Gebet, in welchem er Aitar um Vermehrung der Herden und Schutz vor den wilden Tieren bittet. Nach dem Gebet wirft er drei Löffel Grütze als Opfer auf eine nahestehende Bratpfanne, das übrige wird von den Anwesenden aufgegessen. Wenn das ganze Dorf an einer solchen Andacht teil nimmt, so wird ein Kalb geschlachtet, und zum Schlufs des Gebetes werden von allen Teilen kleine Stücke auf glühende Kohlen geworfen, das Opfer für Aitar. — Aschwepschaa ist der Gott der Wälder und aller wilden Tiere. Ihm opfern die Jäger, wenn sie Mitte oder Ende Dezember auf die Jagd ausziehen. Sie legen etwas Geld zusammen und kaufen dafür einen Bock oder ein Schaf. Wenn solche gargebraten sind, so betet der Älteste um guten Erfolg und wirft ein Stück Braten und etwas Weihrauch in ein Kohlenfeuer; nach ihm spricht jeder Jäger noch seinen besonderen Wunsch aus und wirft ebenfalls ein Stück Braten und Weihrauch ins Feuer. — Zu Dsys-Lan, der Schutzgöttin der Gewässer, beten ausschliefslich Frauen, und nur ehrenhafte und tugendreiche Frauen dürfen sich an sie wenden. An sie richten gewöhnlich eben erst verheiratete Frauen oder Wöchnerinnen ihre Gebete, da sie sonst nicht nach Wasser gehen können, ohne den Überfall der Wassergeister fürchten zu müssen. Als Opfer wird ein Huhn und ein Weizenkuchen mit Käse dargebracht. Das dargebrachte Opfer wird von den Frauen allein aufgegessen; sollte ein Mann zufällig dazu kommen, wenn die Weiber ihre Andacht verrichten, so wird er ganz bestimmt von einer Krankheit befallen.

Dschiker-salat-ach-du ist der Gott, welcher die Gedanken der Menschen lenkt. Ihm werden einmal im Jahre

von Männern und Weibern jeglichen Alters Opfer dargebracht, für die kleinen Kinder opfern die Eltern. Gebete und Opfer finden unter freiem Himmel statt und zwar an einem Donnerstag. Die Opfer werden schon längere Zeit vorher vorbereitet. In jedem Hause wird ein junges Huhn ausgewählt und demselben ein Einschnitt in den Kamm gemacht. Sobald das geschehen ist, gilt das Huhn für geweiht und darf vor dem Opfertag nicht geschlachtet werden. Am bestimmten Tage wird es ohne Salz und Pfeffer gekocht, vier viereckige Brote aus Weizenmehl dazu gelegt und das Ganze in einer Schüssel aufgetragen. Der Hausvater, welcher das Gebet verrichten soll, nimmt das Opfer und einige glühende Kohlen auf einem Scherben und verläfst das Haus, so dafs ihn niemand sieht, und wendet sich an Dschiker-salat mit folgendem Gebet: „Dschiker-salat-ach-du, der du der Menschen Gedanken lenkst, erleuchte meinen Verstand mit deinem Lichte, bewahre mich vor unüberlegten Handlungen und lehre mich mit allen im Frieden leben." Dann wirft der Betende ein Stück vom Huhn und Brot auf die Kohlen, kehrt mit dem übrigen Opfer nach Haus zurück und bietet den Seinen und den Gästen an, das Opfer zu kosten. Wenn der Darbringer des Opfers einen schlechten Charakter hat, so wird niemand, weder von der Familie, noch von den Gästen das Opfer anrühren.

Schjosschu (das Wort bedeutet eigentlich „Schmiede") ist der Patron der Schmiede und Schlosser, welche ihm am Tage vor Neujahr ihre Opfer darbringen. Der Hausvater schlachtet ein Kalb oder ein Schaf, die Hausfrau für jedes Mitglied der Familie einen Hahn, zugleich bäckt sie einen Kuchen aus Weizenmehl mit frischem Käse. Leber und Herz der geschlachteten Tiere werden besonders gebraten und zwar, indem sie auf ein Stöckchen aus Nufsholz auf-

gespiefst werden. Wenn die Speisen fertig sind, so bringt man sie in die Schmiede; dort hat der Hausherr alle seine Instrumente auf den Ambofs gelegt und daneben eine Pfanne mit glühenden Kohlen gestellt. Die ganze Familie kniet um den Ambofs nieder. Der Schmied nimmt nun seinen Baschlyk (eine Art Kapuze mit langen Enden) vom Kopf und legt seinen Gürtel ab. Das soll heifsen, dafs er mit offenem Herzen und Sinnen vor seinen Patron tritt. Dann zündet er ein Wachslicht an, wirft Weihrauch auf die Kohlen und betet zu Schjosschu, er möge ihm und seiner Familie Gesundheit und ein langes Leben verleihen und es mögen alle Werkzeuge, welche er aus Eisen fertige, ihm zum Nutzen, nicht zum Schaden gereichen. Nachdem er sein Gebet gesprochen und die Anwesenden Amen gesagt, schneidet der Hauswirt kleine Stücke vom Kuchen und von den Eingeweiden ab und wirft sie auf die Pfanne mit den Worten: „Solange ich nicht im stande sein werde, mit diesen Stückchen alle Scherwaschidse und Antschibadse (alte und sehr zahlreiche Fürstenfamilien) zu ernähren, so lange soll niemand in meinem Hause erkranken. Darum flehe ich dich an, indem ich dir dieses Opfer darbringe.“ Darauf werden eben solche Stücke an die Anwesenden verteilt, welche drei Schluck Wein darauf trinken. Dieser Wein wurde sogleich nach der Weinlese in einem Thonkrug in der Schmiede eingegraben. Er darf vor dem Feste des Patrons in keinem Falle angerührt werden. Nach dem Opfer und Gebet wird Speise und Trank in das Haus des Schmieds gebracht und dort mit den Nachbarn bis zum frühen Morgen geschmaust. Da die Kaukasier alle für die geringste Beleidigung sich mit den Waffen Genugthuung verschaffen, so ist leicht zu verstehen, dafs Schjosschu als Patron der Waffenschmiede bei dem Volk ganz besonderes

Ansehen geniefst und dafs bei seinem Namen vielfach geschworen wird. Eine Form des Eides bei seinem Namen ist die, dafs der Betreffende dreimal vor dem Laufe einiger geladener, horizontal aufgehängter Gewehre vorübergeht und dabei ausspricht: „Wenn ich nicht die Wahrheit sage, soll Schjosschu meinen Kopf mit den Kugeln dieser Gewehre zerschmettern.“

Aphi[1] sodann ist der Gott und Gebieter des Donners und Blitzes und aller atmosphärischen Erscheinungen. Zu seinen Ehren werden in Abchasien die allerfeierlichsten Gebete verrichtet. An dem Tage, wann die Herden auf die Gebirgsweiden ziehen und wann sie von da zurückkommen, teilen sich die Hirten des Dorfes in mehrere Gruppen, und jede Partei wählt sich einen hübschen Platz im Walde, in der Nähe eines Flüfschens oder Baches aus. Es werden mehrere Schafe geschlachtet, und der älteste der Hirten wendet sich an Aphi mit der Bitte, er möge sie selbst und ihre Herden vor Blitzschlag bewahren. Frauen und Kinder dürfen bei solchen Andachten nicht zugegen sein, erstere dürfen sogar nicht einmal seinen Namen aussprechen; wenn sie von ihm sprechen wollen, so heifsen sie ihn chach-ikal, d. h. „der da oben ist“. Zur Zeit grofser Dürre wenden sich die Landleute an die Gutsherren mit der Bitte, dem Aphi Gebet und Opfer darzubringen. Der Gutsherr sucht seinen besten Ochsen aus und bestimmt den Tag. Alle Eingeladenen sind verpflichtet, ungesäuertes Brot, frischen Käse und einen Krug Wein mitzubringen. Wenn alle beisammen sind, nimmt ein ehrwürdiger Greis den Strick in die Hand,

[1] Sollte in diesem Namen nicht das hebräische jehovah oder das lateinische jov stecken? Erinnert nicht auch der Umstand, dafs wenigstens den Frauen verboten ist, den Namen Aphi auszusprechen, an die Unaussprechlichkeit des „jehovah“ bei den Juden?

welcher um die Hörner des Stieres geschlungen ist, nimmt seine Mütze ab und spricht folgendes Gebet: „O Aphi, der du dem Blitz, dem Donner und dem Regen gebeutst, erbarme dich deines armen Volkes! Unsere Saaten sind vertrocknet, das Gras verbrannt, das Vieh stirbt aus Mangel an Futter, uns droht der Hungertod. Befiehl den Regenwolken herabzukommen, dem Donner zu donnern, dem Blitz zu leuchten, und sende Regen zur Rettung deines Volkes." Nach diesem Gebet wird das Opfer geschlachtet und das Fleisch gekocht. Nach abermaligem Gebete beginnt der Schmaus, während dessen dem Aphi eine Lobeshymne gesungen wird. Wenn ein Stück Vieh vom Blitz erschlagen wird, so wird ebenfalls zu Aphi gebetet, sonst begnügt er sich nicht mit einem Opfer. An der Stelle, wo das Tier erschlagen worden, wird ein etwa fünf Meter hohes Gerüst gebaut, auf welches dasselbe unter Gesang und Tanz gehoben wird, zum Fraſse den Vögeln. Hierauf bringt der Besitzer des erschlagenen Tieres dem Aphi einen Stier zum Opfer dar, dankt dem Gott für seinen Besuch, bittet aber zugleich, er möge ihn nie mehr heimsuchen. Auf Kosten des Beschädigten wird nun eine groſse Schmauserei veranstaltet. Mit einem vom Blitz erschlagenen Menschen wird ähnlich verfahren. Während des Tanzes um den Leichnam darf niemand von den Angehörigen Thränen vergieſsen, sonst werden alle Anwesenden auf der Stelle vom Blitz erschlagen. Die Leiche wird in einen Sarg gelegt und dann auf ein Gerüst gestellt, wo sie so lange verbleibt, bis nur noch die Knochen übrig sind, dann wird der Sarg herabgenommen und der Erde übergeben, wobei es ohne Leichenschmaus nicht abgeht. Der Zarewitsch Wachuscht erzählt in seiner Geographie Grusiens folgendes von den Abchasen: „Sie werden zu den Christen gerechnet, aber sie kennen

ihren Glauben nicht und gelten deshalb als Götzendiener. Anstatt ihre Toten zu begraben, legen sie ihnen die besten Kleider und Waffen an, schliefsen sie in Kisten ein und stellen diese auf Bäumen auf.“ Es ist möglich, dafs obenerwähnter Brauch dem Wachuscht die Veranlassung gab, daraus einen Schlufs auf die Religiosität des Volkes zu machen.

Von den vielen Göttern sei hier noch einer erwähnt, dessen Specialität einen Begriff giebt von dem religiösen und moralischen Niveau, auf welchem die Abchasen stehen. Es ist Eirig-aaznich[1], der Patron der Diebe und Räuber. Zu ihm beten nur diejenigen, welche sich mit diesem Handwerk beschäftigen, und zwar an einem bestimmten Ort in der Nähe des Dorfes Azi auf einem Berge zwischen dem Flufs Apsta und dem Bache Dochuri. Als Opfer werden vier kegelförmige Brote dargebracht, über welchen ein Gebet um Erfolg gesprochen wird; zugleich erhält der Gott das Versprechen, dafs er ein Stück von der Beute bekommen soll. Jene Brote werden als Zehrung auf den Weg mitgenommen. Ist das gestohlene Objekt ein Pferd oder eine Kuh, so erhält der Gott einen Büschel Haare, der an den Bäumen der Gegend aufgehängt wird, wo man die Wohnstätte des Eirig-aaznich vermutet. — Der mächtigste unter allen Göttern aber ist Anybs-nycha-dudrüpsch; er wohnt auf dem Berge Dudrüpsch. Jedermann, der es wagen sollte, diesen Berg zu besteigen, wird sogleich mit Blindheit geschlagen. Deswegen werden Gebete und Opfer auf seinen Namen am Fufse des Berges verrichtet[2]. Er hat keinen bestimmten Wirkungskreis, aber er steht höher und ist mächtiger als alle anderen Götter. Gebete und Opfer werden

[1] In der Übersetzung derjenige, der alles sieht bei Tag und Nacht.

[2] Der Vergleich mit dem Berg Sinai liegt nahe.

ihm ebenso dargebracht wie dem Schjosschu. Das Volk hat die merkwürdige Überzeugung, dafs der Wohnort des Anybs-nycha unter der Aufsicht der Familie Tschitschba stehe. Das bringt dieser Familie sehr viel Geld und Gut ein, denn die Erlaubnis zum Gebet und Opfer für diesen Gott mufs von ihr durch Geschenke erkauft werden. Im Kreise von Pizunda sind einige Frauen, welche behaupten, dafs sie im Namen des Anybs-nycha wahrsagen. Unterhalb des Gipfels des Berges Dudrüpsch liegt ein grofser Stein unter einer Eiche, in welche das Bild der Mutter Gottes eingeschnitten ist. Auf diesen Stein mufs jeder, der einen Eid schwört, irgend eine Münze oder einen Gegenstand aus Metall legen und darf beileibe nichts wegnehmen von dem, was dort liegt. Dort kann man viele Pfeile und Speere finden, ein Beweis dafür, dafs dieser Ort schon seit sehr langer Zeit als Opferstätte dient. — Aufser den allgemeinen Gottheiten haben die Einwohner einiger Dörfer mit uralten Kirchen noch ihre eigenen Schutzheiligen, denen alljährlich ein Opfer dargebracht werden mufs, auch von denjenigen, welche in einen anderen Ort übersiedeln.

Gebete zum wahren Gott finden an bestimmten Tagen des Jahres statt, z. B. am Tage vor Weihnachten. Dabei werden in jeder Familie so viel Hühner geschlachtet, als sie Köpfe zählt, und für jedes Mitglied vier kleine Weizenbrote, mit Käse gefüllt, gebacken. Bis zum ersten Hahnenschrei mufs alles gebraten und gebacken sein. Dann stellt der Hausherr auf den Tisch Schüsseln und legt in jede ein Huhn und vier Brote, klebt auch auf jede Schüssel ein Wachslicht. In der Nähe steht eine Pfanne mit glühenden Kohlen. Die ganze Familie kniet nun um den Tisch herum nieder, und der Älteste im Hause wirft Weihrauch auf die Kohlen und betet mit entblöfstem Haupte zu Gott, dafs er

ihn und seine Familie vor einem schlechten Magen bewahren möge. Nach dem Gebet erheben sich alle und machen eine Verbeugung nach Osten. Dann wird gegessen. Alle bemühen sich, bis zum Tagesanbruch ihre Portion aufzuessen. Am Sylvesterabend findet ebenfalls nach dem Nachtessen in jeder Familie ein Gebet um Herabsendung aller guten Gaben statt. Zu diesem Zweck wird ein grofser viereckiger Kuchen gebacken, der mit Käse angefüllt ist, und auf dem Brett, auf welchem er liegt, ein Wachslicht aufgeklebt. Die ganze Familie kniet nieder, der Hausherr wirft Weihrauch auf die Kohlen und spricht ein Gebet. Dann wird der Kuchen verzehrt, die Reste aber auf die Kohlen geworfen. Das Gebet mufs bis zur Morgendämmerung beendigt sein. Am Neujahrstag werden allenthalben Gratulationsbesuche gewechselt. Hochgeehrten Personen bringt man eine mit der Kugel geschossene Drossel zum Geschenk. Die Überbringer einer solchen erhalten sehr reiche Gegengaben. Als es noch Leibeigene gab, mufsten diese mit kleinen Geschenken zu Neujahr erscheinen und wurden von ihrem Herrn gespeist. Dasselbe geschieht zu Ostern. — Zu Zeiten grofser Dürre versammeln sich alle Mädchen des Dorfes in ihren besten Kleidern unweit des Flusses. Die einen fertigen ein Flofs aus Zweigen, die anderen machen eine Puppe in Frauenkleidern, die dritte Partie flicht aus Stroh einen Teppich auf das Flofs. Wenn alle Vorbereitungen beendigt sind, wird ein Esel herbeigebracht, mit einem weifsen Laken bedeckt und die Puppe auf denselben gesetzt. Eines von den Mädchen nimmt dann den Esel am Zügel, zwei andere halten die Puppe fest, und so geht der Zug zu dem Platz, wo das Flofs liegt. Dabei wird gesungen: „Wasser her! Wasser her! Regenwasser! Sohn des Herrschers aller Herrscher, wir dürsten nach Wasser, nach Wasser“! Am

Flufs angekommen, wird die Puppe auf den Strohteppich auf das Flofs gesetzt, das Stroh angezündet und das Flofs losgelassen. Dann versuchen die Mädchen den Esel ins Wasser zu treiben, was natürlich grofse Anstrengung kostet. Endlich geht er ins Wasser, steigt aber am entgegengesetzten Ufer sogleich wieder heraus und fängt an zu schreien, was als Vorzeichen baldigen Regens gilt. Schreit der Esel aber nicht, so wird nach einigen Tagen die gleiche Geschichte wiederholt. — Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dafs die Abchasen, welche keine Vorstellung vom Erlöser haben, immer das Kreuz sehr hoch verehrten. Es galt ihnen als ein Heiligtum, und Mifsachtung desselben zog gewisses Unglück nach sich. Erst die türkischen Mollas suchten dem Volke das auszureden, ebenso die Verehrung der Heiligenbilder, welche sie in den alten Kirchen verstümmelten. Die übereifrige Verfolgung solcher Ausschreitungen von seiten der russischen Geistlichkeit verstimmte die Abchasen noch mehr, und ungeachtet dessen, dafs drei Fünftel der Bevölkerung als Christen gelten, haben das Kreuz und die Heiligenbilder keine Bedeutung mehr für sie.

Nach der Vorstellung des Volkes bleibt die Seele des Verstorbenen bis zum Gedenkschmaus im Hause und leidet durch Gewissensbisse für alle bösen Werke, welche derselbe gethan. Darum hat dieses Gedenkmahl am 40. Tage nach dem Tode so grofse Bedeutung. Die Beerdigung selbst mufs abends vor sich gehen in Gegenwart des Popen oder des Molla und der ganzen Bevölkerung. Nach dem Gebet wird der offene Sarg in das mit Brettern verkleidete Grab hinabgelassen. Am Rande des Grabes steht ein ausgehöhlter Klotz mit Erde angefüllt. Die Familie des Verstorbenen bewirtet die Versammelten mit einem Nachtessen, zu welchem übrigens auch die Verwandten beisteuern. Andern Morgens

in der Frühe vor Sonnenaufgang kommt die Familie wieder zum Grabe, um den Toten zu beweinen. Es werden Gebete gesprochen, man rauft sich die Haare zum Zeichen der Trauer etc. Das wird 40 Tage so fortgesetzt. In der Nacht des 40. Tages findet der eigentliche Leichenschmaus statt, wozu das ganze Dorf, Männer und Weiber, geladen werden. Zuerst wird vom Popen oder Molla ein Gebet gesprochen, dann folgt die Klage und dann die Bewirtung. Die Speisen sind solche, wie sie zur Fastenzeit gegessen werden. Wohlhabende Leute veranstalten zwei, drei Monate nach dem Tode noch eine feierliche Totenklage, mit welcher ein Preisschiefsen und Rennen verbunden wird. (Das erinnert sehr an die Leichenspiele der Griechen.) Die Preise, welche die Familie des Verstorbenen aussetzt, haben einen Wert von 150 Rubel und mehr. Zuerst findet abends die Klage statt, wobei jeder sich bemüht, die Verdienste des Verstorbenen zu preisen. Zum nächsten Morgen wird das Bett des Verstorbenen auf einer Erhöhung aufgestellt und seine Kleider so aufgelegt, wie man sie anzieht; bei verstorbenen Männern wird in der Nähe des Bettes das gesattelte Pferd des Hingegangenen aufgestellt und seine Waffen an den Sattel gehängt. Das Volk, welches das Bett und das Pferd umsteht, beginnt nun die Totenklage. Hierauf wird das Pferd mit einem schwarzen Tuch zugedeckt, dessen Enden bis zur Erde reichen. Dann setzt sich einer der Verwandten auf das Pferd und sprengt mit ihm davon; die anwesenden Männer jagen dem Trauerpferde nach, und jeder versucht, ein Stück des schwarzen Tuches abzureifsen; die Verfolgung dauert so lange, bis das ganze Tuch in Fetzen zerrissen ist. Nach dieser Jagd beginnt das Wettrennen. Da in Abchasien grofse Ebenen nicht vorhanden sind, so werden die Wege dazu benützt. Bäche,

kleine Flüsse, Schluchten stellen die Hindernisse dar. Längs des Weges stehen an verschiedenen Punkten Reiterhaufen zur Kontrolle der Renner. Am Ende der 7—10 Kilometer betragenden Strecke befindet sich das aus älteren Männern zusammengesetzte Schiedsgericht. Als Jockeys dienen vierzehnjährige Knaben. Sobald sie die erste Schar der am Wege postierten Reiter erreichen, werfen sie einem derselben die Zügel zu, und dieser mufs nun mit den Zügeln in der Hand bis zur nächsten Schar vorausreiten, wo ein anderer ihn ersetzt. Zum Ziele gelangt in der Regel kaum der vierte Teil, viele springen unterwegs ab oder werden abgeworfen und für tot nach Hause getragen. Zu gleicher Zeit mit dem Wettrennen findet ein Preisschiefsen statt. Auf einer hohen Stange wird eine hölzerne Scheibe, manchmal auch ein Teller, befestigt. Darauf wird mit Kugeln geschossen, und man mufs den Abchasen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie schiefsen aus ihren schlechten Flinten sehr gut. Nach Beendigung des Schiefsens erhalten die vier besten Schützen Preise, worauf der Abendschmaus folgt. Hier werden zum letztenmal die Vorzüge des Verstorbenen in Liedern besungen. Die Verwandten des Verstorbenen, welche bis jetzt tiefe Trauer getragen, haben nun das Recht, die schwarzen Kleider abzulegen; als Zeichen der Trauer bleiben nur noch ungekämmtes und ungeschorenes Haar, manchmal im Verlauf von zwei und drei Jahren. Die allernächsten Verwandten und die Amme des Verstorbenen halten sich in der Regel von allen Trauerfeierlichkeiten fern. Eine Witwe, die ihren Mann geliebt hat, heiratet vier Jahre lang nicht. Was mit der Seele des Toten vorgeht, nachdem sein Erinnerungsmahl abgehalten ist, wissen die Abchasen nicht zu sagen, aber sie sind überzeugt, dafs dieselbe jetzt von allen Leiden befreit ist, welche sie für

ihre Sünden hat erdulden müssen. Einige sind der Ansicht, dafs die Seele des Verstorbenen in ein Kind übergehe, welches am Tage der Leichenfeier geboren wird, andere glauben, dafs die Seele des Gerechten zu Gott eingehe, die Seele des Ungerechten aber im unendlichen Raume herumirre, bis sie durch die Gebete der Verwandten erlöst wird; die Mehrzahl freilich leugnet die Existenz der Seele oder hat, besser gesagt, einfach keine Vorstellung von derselben. Das jüngste Gericht wird nach der Meinung der Abchasen dann eintreten, wenn die Menschen ganz den Glauben an ein höheres Wesen verloren haben. Für diesen Unglauben werden sie zum Feuer verdammt und verschwinden mit der Erde, an deren Stelle eine neue mit neuen Menschen tritt. Ein solches Strafgericht ist schon einmal erfolgt, nur hat damals Gott die Erde stehen lassen und alle Menschen, welche von Adam und Eva abstammten, ertränkt.

Wir haben die nationalen Bräuche, die bei der Beerdigung üblich sind, vorangestellt, weil sie wenigstens eine Spur von Religion in sich tragen; die Ehe hat eine solche nicht, sie wird nach altherkömmlichem Volksbrauch geschlossen, und die Taufe existiert sozusagen nicht. Die Braut wird oftmals dem Manne verlobt, wenn sie noch ein Kind ist. Das geschieht deshalb, weil es in Abchasien aufser der Blutsverwandtschaft noch eine sogenannte geistliche Verwandtschaft giebt, welche das Eingehen der Ehe ausschliefst. Derart ist die Erziehung des Kindes im fremden Haus und die Aufnahme an Kindesstatt durch Küssen der linken Brust der Mutter, der Frau oder Schwester des Mannes, in dessen Familie das neue Mitglied aufgenommen wird. Diese geistliche Verwandtschaft ist in Abchasien sehr verbreitet und dient oft als ein Hindernis der Ehe. Deswegen werden die Mädchen oft als Kinder verlobt. Da

aber andererseits die Mädchen, herangewachsen, oft keinen Gefallen finden an dem ihnen bestimmten Bräutigam und daraus viel Streit und Zank entsteht, so kommt obengenannte Sitte mehr und mehr ab. Hat ein junger Mann eine Braut sich auserkoren, so schickt er Unterhändler zu den Eltern derselben mit Geschenken. Sind die Eltern einverstanden, so nehmen sie die Geschenke an, bewirten die Abgesandten, welche im Hause übernachten und zeigen ihnen die Braut. Nach einiger Zeit begiebt sich der Bräutigam mit den Unterhändlern und anderem Gefolge in das Haus und nimmt neue Geschenke mit. Dort wird er bewirtet und darf am nächsten Tage in einem Zimmer, welches durch einen Vorhang geteilt ist, zum erstenmal seine Braut unter vier Augen sehen. Wenn der junge Mann dem Mädchen gefällt, so finden am zweiten und dritten Tage wiederum Zusammenkünfte statt. Will sie ihn nicht haben, so nimmt sie ein Gasyr (Patronenhülsen aus Bein oder Metall, welche von den Männern beiderseitig auf der Brust getragen werden) aus der Tscherkeska (= Tscherkessenanzug) des Freiers und wirft es auf den Boden. Wenn die Braut ihr Jawort giebt, so kehrt der Bräutigam nach drei Tagen mit seinen Begleitern nach Haus zurück und beschenkt diese reichlich. Erhält er eine Absage, so geht er sogleich weiter, und von dieser Zeit sind die beiden Familien bis aufs Blut verfeindet und alle Geschenke müssen zurückgegeben werden. Damit, dafs der Bräutigam die Braut besucht und den Vater derselben bei sich bewirtet, ist die Ehe geschlossen; doch bleibt die junge Frau öfters einige Jahre noch im Hause der Eltern, bis der Mann sich eingerichtet hat. Bei den mohammedanischen Abchasen wird die Ehe wenigstens durch den Molla eingesegnet. Wenn das junge Paar in sein Haus einzieht, findet wieder eine grofse Schmauserei statt,

zu welcher alle Bekannte und Verwandte etwas beitragen. Eine ebenso grofse Beleidigung, wie die Absage der Braut, ist die Scheidung. Für dieselbe giebt es keinen anderen Ausweg als Blutrache, von welcher man sich nur durch ein ungeheures Lösegeld loskaufen kann, was dem völligen Bankerott des Betroffenen gleichkommt. Trotz der vielfachen Untreue im ehelichen Leben wird daher die Scheidung möglichst vermieden.

Die Taufe existiert als religiöse Handlung in Abchasien nicht, dagegen herrschen bei der Geburt eines Kindes althergebrachte Gebräuche. Sobald eine Frau das Herannahen der Geburt fühlt, verlassen alle Männer das Haus und es erscheint eine alte erfahrene Frau. Wenn dem Vater das neugeborene Kind gezeigt wird, so giebt er ihm einen beliebigen Namen. Zwei, drei Tage stillt die Mutter selbst, dann wird es einer Amme übergeben, welche dabei reiche Geschenke erhält, bestehend in einem völligen Anzug, Bettzeug, Decke, Koffer, kupfernem Kessel und einem weiblichen Büffel. Manchmal wird nach drei, vier Jahren bei den christlichen Abchasen das Kind auf Verlangen des Geistlichen getauft. Aber der Taufname steht wohl in den Kirchenbüchern, gebraucht aber wird er von niemand. Der bei der Geburt vom Vater gegebene Name bleibt fürs ganze Leben. Die Kinder werden, wie wir schon erwähnt haben, oft zur Erziehung in ein fremdes Haus gegeben. Nach sieben oder acht Jahren bringen die Pflegeeltern das Kind, um es den Eltern zu zeigen; ist das Kind ein Knabe, so müssen die Pflegeeltern ihn mit einem Pferd und Sattel und vollen Anzug ausstatten, ist es ein Mädchen, so erhält es alle Gegenstände, welche die weibliche Toilette erfordert. Alles, was die Pflegeeltern schenken, mufs ihnen zwei- und dreifach zurückerstattet werden. Die Mädchen werden mit zwölf,

die Knaben mit sechzehn Jahren den Eltern zurückgebracht, welche nun die Erzieher zum letztenmal beschenken. Die Geschenke stehen im Verhältnis zu dem, was der Knabe gelernt hat. Wenn der Knabe ein geschickter Dieb, Schütze und Reiter geworden ist, so werden die Erzieher sehr reichlich belohnt. Letztere gelten als nahe Verwandte ihrer Zöglinge, und Ehen können zwischen den beiden Familien nicht geschlossen werden. Die Zöglinge lieben in der Regel ihre Pflegeeltern mehr als die leiblichen Eltern.

Die hier beschriebenen religiösen Bräuche charakterisieren hinlänglich das abchasische Volk und das religiöse und moralische Niveau, auf welchem es steht. Natürlich sind die christliche Geistlichkeit und die „Gesellschaft für Verbreitung des Christentums“ bemüht, die alten heidnischen Götter und Bräuche zu verdrängen und gänzlich auszurotten, was ihnen aber zunächst nur äufserlich gelingen wird.

VIII.

Die transkaukasischen Tataren.

Ethnographische Studie.

Das Wort „Tatar“, das, soviel ich weiſs, eine allgemein anerkannte Erklärung bis jetzt nicht gefunden hat, ist ein sehr dehnbarer Begriff. Auch das ungewohnte Auge wird sogleich den groſsen Unterschied bemerken, welchen die äuſsere Erscheinung z. B. eines kasanschen oder krimschen Tataren bietet im Unterschied von dem transkaukasischen Tataren. Der Reisende, welcher vielleicht aus der Krim nach dem Kaukasus kommt und im alten Taurien einige Bekanntschaft gemacht hat mit der dortigen Bevölkerung, wird nicht wenig überrascht sein, wenn man ihm in Tiflis wiederum Tataren zeigt, die so ganz anders aussehen als in der Krim. Er fragt nach der Nationalität seines Rosselenkers, dessen Geschicklichkeit und Sicherheit er bei der Fahrt durch die vielgeschlungenen, bald steil ansteigenden, bald jäh abfallenden Straſsen und Gassen der Stadt bewundert — man sagt ihm: „Das ist ein Tatar aus Kasan.“ Er fährt in den asiatischen Stadtteil, um Einkäufe zu machen. Unterwegs begegnet ihm eine Karawane bedächtig einherschreitender Kamele, auf deren Rücken da und dort

unheimlich aussehende Gestalten kauern, mit dunkelbraunen Gesichtern, von riesigen Mützen aus Schafpelz beschattet — das sind hiesige Tataren, ebenso wie die Kaufleute und Handwerker, welche hier neben den Persern ihre Waren feilbieten. Diese Leute haben doch einen ganz anderen Typus als der Tatar, der da oben auf dem Bocke sitzt. Beim kasanschen Tataren läſst sich die mongolische Abkunft erkennen, obgleich er auch noch finnisches oder slavisches Blut in seinen Adern hat. Der kaukasische Tatar dagegen erinnert mehr an den Türken und wird deshalb auch „transkaukasischer Türke“ oder nach der Landschaft, aus welcher er in historischer Zeit herübergekommen, „adjerbeidschanscher Türke“ genannt.

Während nun die kasanschen Tataren mehr oder weniger sporadisch im Kaukasus auftreten, bilden diese adjerbeidschanschen Tataren oder Türken einen groſsen Teil der Bevölkerung von Transkaukasien, ihre Zahl beträgt über eine Million Köpfe. Östlich und südöstlich von Tiflis entlang der Kura, namentlich auf dem rechten Ufer bis hin zum Kaspischen Meer und hinunter bis zum Thale des Araxes, finden wir sie neben den Armeniern auf ausgedehnten Länderstrecken teils nomadisierend, teils ansässig in Dörfern und Städten[1]. Aber nicht bloſs numerisch spielt dieser Stamm eine Rolle, auch in der Geschichte der letzten acht Jahrhunderte wird sein Name auf der kaukasischen Landenge viel genannt, besonders seit Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die Chanata von Eriwan, Nachitschewan,

[1] Ihre Zahl beträgt im Gouvernement Baku 377 521 (bei 789 659 Gesamtbevölkerung); im Gouvernement Elisabethpol 407 949 (gegen 871 557); im Gouvernement Tiflis 68 384 (gegen 978 775); im Gouvernement Eriwan 258 057 (gegen 804 757); im Gebiet von Ssakatali 21 090 (gegen 82 168).

Ganscha, Karabach, Schirwan, Baku, Scheki und Kuba waren den Georgiern und später den Russen gefährliche Nachbarn und haben deren Feldherren nicht wenig zu schaffen gemacht. Eine selbständige Kultur haben diese Tataren in historischer Zeit nicht gehabt, sie standen wie in politischer so auch in geistiger Beziehung unter persischem Einfluſs, der sich namentlich im Familienleben und in der Stellung, welche die Frau einnahm, ausdrückte. Im 11. Jahrhundert kamen die ersten Vertreter dieses Volkes mit den Herren Seldschuks aus Adjerbeidschan in das kaukasische Land; zu ihnen gesellten sich später noch andere türkische und tatarische Stämme, welche unter Anführung mongolischer Herrscher in ungezählten Horden aus Ostasien hervorbrachen. Da die Tataren an Zahl und physischer Kraft den Mongolen, mit welchen sie gemeinsam jene Eroberungszüge unternahmen, wohl überlegen gewesen sein mögen, so gingen diese ganz in den ersteren auf, ohne in den Tataren irgend eine Spur von ihrem Typus zu hinterlassen.

Von wo und wann die Tataren nach Adjerbeidschan gekommen, wer und wo ihre Voreltern waren, darüber weiſs weder das Volk selbst, noch die Geschichte uns Aufklärung zu geben. Dunkle Überlieferungen, welche im Volksmund fortleben, berichten, daſs sie mit den Kurden oder mit den Persern verwandt seien. Im groſsen Tatarendorf Salach-lu an der Kura (Bezirk Kasach, Gouvernement Elisabethpol) wollen die angesehenen Familien von Kurden abstammen, welche sich im 13. Jahrhundert dort niedergelassen. Die physischen Merkmale stimmen nicht damit. Die sehr wohlklingende Sprache, welche für Vorderasien eine Art Weltsprache ist und sich immer mehr ausbreitet, hat neben dem türkischen Kern viele neupersische und

arabische Elemente. Die letzteren erklären sich durch die Religion der Tataren, erstere durch die politischen Beziehungen zu Persien. Dafs aber diese Tataren, wenn auch vielleicht ursprünglich ein Mischvolk, seit vielen Jahrhunderten einen ziemlich reinen Typus erhalten haben, läfst sich wohl nicht anfechten. Der jetzige adjerbeidschansche Türke hat im Durchschnitt mehr als mittelgrofse Gestalt, ist kräftig gebaut, hat breite Schultern, kurzen oder Mittelkopf. Das Gesicht ist zwischen den Schläfen breit, wird aber nach unten schmal. Durch künstliche Pressung im zarten Kindesalter ist der Schädel etwas zugespitzt. Die Stirne ist hoch und frei, die Nase gerade und hervortretend, mit breitem Rücken und mäfsigen Flügeln, der Mund fleischig, nicht breit geöffnet, die Lippen etwas schwulstig, die Wangen ziemlich eckig vorspringend, das Kinn rund. Das meist schwarze, etwas gläserne Auge liegt gerade unter spärlich behaarten Brauen. Die Farbe der Haut variiert vom Gelblichgrünen ins Dunkelbraune. Das schwarze Haar ist schlicht und gerade, nicht sehr dicht; es ist meistens glatt geschoren. Nur ältere Leute tragen langes Haupthaar und kurz geschnittenen Vollbart, den sie mit Ginna rötlichbraun färben, ebenso wie die Hände und Nägel[1]. Der Unterschied zwischen Tataren und Persern fällt, abgesehen von der Kleidung, sogleich ins Auge. Die Gestalt des letzteren ist schmächtig und macht einen schwächlichen Eindruck, sein Gesichtsausdruck ist apathisch. Der Tatar dagegen ist muskulös und im Gefühl seiner Stärke selbstbewufst. Die Kopfform ist beim Perser entschieden oval, ebenso wie sein Gesicht ein längliches Eirund zeigt, während

[1] Den Grund dieser Färbung konnte ich bis jetzt nicht erfahren. Einige behaupten, dafs die Farbe die Haut der Hände kräftiger und widerstandsfähiger mache.

der Kopf des Tataren mehr eckig ist und die Umrisse seines Gesichts ein Dreieck bilden.

Die Kleidung der Männer unterscheidet sich kaum von der allgemeinen Tracht der Kaukasusvölker, nur die grofse, einem abgestumpften breiten Konus vergleichbare Schaffellmütze ist das specifische Attribut des Tataren. Das Schaffell ist gewöhnlich von rötlichbrauner Farbe; nur die Karapapachen (d. i. Schwarzmützen) im Gebiet von Kars tragen Mützen aus schwarzem Lammfell. Als Schmuck dient dem Mann der silberne Gürtel mit dem langen, mehr oder weniger verzierten Kinschal (Dolch). Die Frauen tragen bunte Zitz- oder Seidengewänder und umgürten sich mit einem breiten Gurt, an welchen eine Menge kleiner Silbermünzen angenäht sind. Mit solchen Münzen sind gewöhnlich auch die Ärmel und der um den Kopf geschlungene Shawl besäet, welcher rückwärts über den Rücken und die Taille herabfällt. Die weiten Beinkleider werden um die Knöchel herum zusammengezogen, die Fufsbekleidung bilden entweder europäische Stiefelchen oder asiatische leichte Schnabelschuhe, öfters aber sind die Füfse blofs.

Die transkaukasischen Tataren sind zum gröfsten Teil Halbnomaden. Klimatische Bedingungen zwingen sie dazu, im Sommer ihre Wohnsitze zu verlassen. Die hohe Temperatur des Sommers (bis 45° R.), die fiebrige Luft, eine Unzahl von Mücken und Stechfliegen, der Mangel an Futter auf den ausgebrannten Steppen in den Ebenen der Kura und des Araxes veranlassen die Menschen, mit ihren Herden, die ihren Hauptернährungszweig bilden, in die Berge zu ziehen. Von den sogenannten „jasdagi", den Frühlingsweideplätzen der Ebene, siedelt man Ende Mai auf die „eilagi", d. i. Sommerweiden, über. Im Septembermonat, wenn die Nächte oben im Gebirge schon kalt werden, und

dank den Herbstregen die Ebenen drunten sich mit neuem Gras bedecken, geht es allmählich wieder herab ins Tiefland und im November sind die „kischljagi“, d. i. die Winterwohnungen, alle wieder besetzt.

Solch ein Tatarendorf ist sehr weitläufig gebaut und macht einen sehr ärmlichen Eindruck. Wir schildern hier kurz das gröfste Tatarendorf Salach-lu mit 5000 Einwohnern, das sich einige Werst weit hinzieht. Die meisten Häuser sind in die Erde eingelassene Holzbauten, das Fenster ersetzt eine Öffnung im flachen Dach. Beim Eintritt in diesen halbdunklen Raum bemerken wir zuerst eine lange Reihe verschiedener Kupfergefäfse des täglichen Gebrauchs, daneben sind eine Menge von Teppichen und Filzdecken, sowie Bettstücke aufgetürmt. Diese werden zur Nacht auf dem Boden ausgebreitet und alle Glieder der Familie ohne Unterschied des Geschlechts schlafen darauf oft unter einer Decke. Neben ihnen lagern in der kälteren Jahreszeit die verschiedenen Haustiere, wie Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner etc. An den langen Winterabenden lauschen die Männer und Kinder vor dem Schlafengehen beim Schein des „tschirag“, einer flachen Lampe aus Thon mit schwarzem Naphtha, den Gesängen und Erzählungen eines blinden „aschig“ (Sängers), während die Weiber spinnen und weben. In der Mitte des Raumes befindet sich die Feuerstelle, dort wird gekocht und in der Asche das Brot gebacken. Dafs in einer solchen halbdunklen Wohnung, deren Wände und Decken allenthalben schwarz geraucht sind, keine grofse Reinlichkeit herrscht, versteht sich von selbst. Neben diesen mehr an die Wohnungen von Wilden oder von Tieren erinnernden Erdlöchern finden wir aber auch stattliche zweistöckige Häuser aus behauenem Kalkstein, der hier in der Nähe gewonnen wird. Sie gehören den reichen Gutsbesitzern,

Agalaren und Becken, oder wohlhabenden Händlern. Im Innern solcher Häuser finden wir kaminartige Öfen, zu deren beiden Seiten längs der Wände breite, niedrige Bänke stehen, mit kostbaren Teppichen belegt. Charakteristisch ist, dafs die Häuser alle einzeln stehen, je abgesonderter, desto besser; von einer regelrechten Planierung der Ortschaften ist keine Rede; Strafsen existieren nicht.

Ein ungemein malerisches Bild rollt sich vor unseren Augen auf, wenn die Bewohner dieser Dörfer mit ihren Herden auf die Wanderschaft oder zu den Weideplätzen sich begeben. Allerlei Hausrat, eine Menge von Sachen „keines Gebrauches“ wird auf die Pferde, Esel, Kamele, auf Büffel und Ochsen aufgepackt. Die Männer sitzen auf feurigen Pferden oder gehen zu Fufs neben ihrer Habe. Die schwerfälligen, zweiräderigen Fuhrwerke, die Arben, mit bunten Teppichen bedeckt, bergen die jungen Frauen und Mädchen, die schwachen Greise und Greisinnen. Von plumpen Büffeln gezogen poltern die ungeschlachten Karren mit Geächze über den unebenen Weg hin, die Insassen übrigens nur wenig erschütternd. Die Mütter haben die Säuglinge in einer Art Sack auf dem Rücken festgebunden. Diesen Platz verläfst das kleine Kind den ganzen Tag nicht, gleichviel, ob die Mutter die Kühe milkt, ob sie Holz hackt, Heu mäht etc.; gleich als wäre es festgewachsen, macht es alle Bewegungen der Mutter mit, was oft sehr drollig anzusehen ist. Die gröfseren Kinder sitzen neben Hühnern und kleinen Schäfchen zusammen mit dem Hausrat auf den Rücken der Lasttiere verpackt. Schon von weitem hört man den Lärm einer solchen Karawane. Die laute Unterhaltung der Erwachsenen, das Geschrei der Kinder, das Gackern der Hühner, das Blöken der Schafe, das Muhen der Kühe, das durchdringende Geschrei der

Kamele, das laute heisere Gebell der Wolfshunde — alles das vereinigt sich zu einem unsäglichen Höllengeräusch, dem wilden Toben der Meeresbrandung. Jetzt ist das wandernde Volk an dem Ort seiner Bestimmung angekommen. Die Filzzelte, sogenannte „Kibitken", werden aufgeschlagen; sie erinnern in ihrer Gestalt an die Form von Bienenkörben. Das Aufschlagen einer solchen Kibitke ist gar nicht so einfach. Lange, elastische Ruten werden im Kreise herum in die Erde gesteckt, oben gegeneinander geneigt und in einen Knauf verbunden, so dafs sie ein konisches Dach bilden. Der gröfseren Widerstandsfähigkeit wegen werden diese Ruten auch oftmals in einer Holzscheibe vereinigt, welche auf eine im Centrum des Kreises errichtete Stange aufgesetzt ist. Die Ruten bilden gewissermafsen das Skelett der Kibitke; auf dieselben werden nun grofse Filzteppiche mit Schnüren aufgezogen und die Zwischenräume so ausgefüllt, dafs oben ein gröfserer, unten ein kleinerer Raum freibleibt und die Filzstücke die Erde nicht berühren. Unten wird nun ringsherum eine Art steifer Schilfmatten von ca. 1 Meter Höhe unter den Filz geschoben und schräg aufgestellt, so dafs das Regenwasser in den ringsum aufgeworfenen Graben ablaufen kann. Auf die Spitze setzt man dann noch eine aus einem ganzen Stück bestehende Kappe auf. Zu gröfserer Sicherheit wird das Zelt noch mit einigen Stricken umwunden. An der Thüröffnung hängt man einen grofsen, schmalen Teppich, sogenannten „Pallas" auf, und die Sommerwohnung ist fertig. Um und in derselben gruppieren sich Menschen und Tiere. Zwischen Büffeln und Ochsen treiben sich braune Kinder im Adamskostüm herum, die Erwachsenen liegen und kauern in schmutzigen, abgerissenen Kleidern auf der Erde und wissen nicht, was sie vor Langerweile

anfangen sollen. Da und dort ragt zwischen den Kibitken ein elegantes, nach oben scharf zugespitztes Zelt hervor, welches der Familie eines Agalaren oder Becks zur Wohnung dient. Einem solchen Lager sich zu nahen, ist für den Fremden nicht ohne Gefahr. Wenn auch die Menschen nicht immer so schlimm sind, so haben sie sehr böse Hunde. Diese starken, in ihren Köpfen an Bären, im Körper an grofse Wölfe erinnernden Tiere, haben ein gräuliches Gebifs, und wer ein Renkontre mit ihnen hat, darf von Glück sagen, wenn er nicht zerrissen wird. Nur mufs man sich ja hüten, auf diese Bestien zu schiefsen, denn sonst hat man in den meisten Fällen sein Leben verwirkt. Die Tataren töten jeden, der ihnen einen Hund umbringt.

Dafs das Nomadenleben keineswegs dazu dient, die Moral eines Volkes zu heben, sondern im Gegenteil dasselbe herunterbringt, dafür bieten diese Tataren einen eklatanten Beweis. Die altberühmte Gastfreundschaft und vielbesungene Tapferkeit bestehen fast nur noch in der Erinnerung. Dagegen haben sich bei ihnen eine Menge Untugenden entwickelt. Die Anhänglichkeit an die Heimat, die Pietät gegen das Elternhaus, welche so manche edle Regungen im menschlichen Herzen wachrufen, sie gehen beim Nomaden, der wie der Vogel auf dem Zweig heute hier, morgen dort sein Standquartier hat, verloren. Das ist nicht der gemüt- und gefühlvolle Wanderer, welcher im fremden Lande trotz der herrlichen Natur und trotz aller Reize, die sich seinen Sinnen bieten, sich immer wieder nach der Heimat zurücksehnt und mit Freuden zu derselben zurückkehrt. Die Tataren sind dem Heuschreckenschwarm zu vergleichen, welcher aus engen Erdhöhlen in die freie Natur hinausbricht und verheerend über das Land dahinzieht.

Deshalb sind sie ein Schrecken für die ansässigen Bewohner der Gegenden, durch welche sie ziehen. Für solche Karawanen besteht kein Recht des Eigentums — die Weiden und Felder, welche auf dem Wege liegen, sind ein Raub der Tatarenherden; die Menschen selbst schleppen das geschnittene Getreide und das gemähte Heu in frechster Weise mit sich fort, stehlen Vieh und Pferde von der Weide und aus dem Stall und nehmen überhaupt alles mit, was nicht fest liegt und dessen sie habhaft werden können. Der ansässige friedliebende Bauer ist dieser Räuberbande gegenüber ohnmächtig, er mufs sich alles gefallen lassen, um nicht ermordet und ganz und gar ausgeplündert zu werden. Auch die Behörden haben wenig Macht über diese Banden, denn der Stehler findet immer eine Menge Hehler und der Mörder sichere Zuflucht bei seinen Stammesgenossen.

Aufser dem Hang zum Diebstahl und zur Räuberei hat aber dieses Volk noch ein zahlreiches Register von Untugenden und Fehlern aufzuweisen. Dahin gehört vor allem der Jähzorn, der des Nebenmenschen Leben für nichts achtet, Rachsucht, welche in der Blutrache zu gräfslichen Gräuelthaten führt, Leichtsinn, Leichtgläubigkeit, roher Aberglaube, Unmäfsigkeit im Essen und Trinken, Habsucht, Lug und Trug. Das sind alles wenig anziehende Charakterzüge des gröfsten Teils dieser Tataren, deren Sitten überhaupt immer rauher und gröber werden.

Diese Halbnomaden — förmliche Nomaden giebt es sehr wenige — treiben aber neben der Viehzucht auch Ackerbau; sie haben sozusagen eine doppelte Wirtschaft. In den Herbstmonaten bestellen die Männer das Feld; wenn es dann auf die Wanderschaft geht, so bleiben die Knechte und Arbeiter nach, um die Felder, Gärten und Pflanzungen der verschiedensten Art zu beaufsichtigen. Die ausgedehnten

Reis- und Melonenfelder fordern eine regelmäfsige Bewässerung und beständige Aufsicht. In einigen Gegenden, wie z. B. im Kreis von Nucha, finden wir eine ansässige ländliche tatarische Bevölkerung, welche sich vor ihren Stammesgenossen vorteilhaft auszeichnet. Sie sind gutmütig, still, arbeitsam und tapfer; Diebstahl und andere Verbrechen kommen bei ihnen kaum vor.

Die ansässige Bevölkerung der Tataren ist aber hauptsächlich in den Städten und grofsen Gütern vertreten. Das sind sozusagen die besseren Elemente des Volkes, welche in ihrer Lebensweise und ihrem äufseren Auftreten sich den civilisierten Völkern gleichzustellen bemüht sind. Das Bestreben nach Bildung ist ihnen nicht abzusprechen. Die Mirsas, Mullas und Achunde widmen sich in ihrer freien Zeit mit Vorliebe der Lektüre und dem Umschreiben persischer Dichter, sie sind meist in den arabischen Schriftstellern bewandert und suchen unter ihrem Volk die Bildung zu verbreiten. Wir haben in unseren Lehranstalten, in Gymnasien und Realschulen nicht wenige Tataren, Söhne von Becks, Mullas und wohlhabenderen Leuten. Diese jungen Menschen leisten bei nicht gerade hervorragender Begabung recht braves; sie sind ungemein fleifsig, gewissenhaft und zuverlässig, sehr wohl erzogen, höflich und dienstfertig gegen die Älteren. Es kommt wohl auch vor, dafs verheiratete junge Leute (man heiratet sehr früh) auf der Schulbank sitzen. Sehr anzuerkennen ist es, dafs man in dieser mohammedanischen Welt auch für die Bildung des weiblichen Geschlechts hier im Kaukasus schon recht viel thut und mit den alten Vorurteilen zu brechen sucht. In dieser Hinsicht sind wir, wie mir scheint, anderen Ländern mit mohammedanischer Bevölkerung weit voraus. Greift das einmal etwas durch, so wird auch die Stellung der Frau

eine ganz andere sein. Und in der That. Der Stifter des Islam hat ja dem Weib, soweit es der Geist der damaligen Zeit erlaubte, eine geachtete Stellung in der Familie angewiesen und ihr bedeutende bürgerliche Rechte eingeräumt. Erst der Einflufs der persischen Chalifate, wo man das Weib nicht anders ansehen wollte, denn einen Gegenstand des Luxus und der Befriedigung tierischer Leidenschaften, hat in der ganzen mohammedanischen Welt die Frau zur Sklavin erniedrigt. Der Vater, welcher nicht anders als „aga", d. i. Herr, angeredet wird, wurde der despotische Tyrann im Hause, und die Kinder, welche Tag für Tag die grobe, wegwerfende Behandlung der Mutter, ihre Erniedrigung durch den grausamen Gebieter mit ansehen mufsten, wurden selbst kleine Tyrannen der Mutter und den Schwestern gegenüber. Übrigens mufs man der Wahrheit die Ehre geben, dafs bei den Tataren, namentlich bei den besseren Ständen, das Weib nie so sehr gesunken ist, wie in Persien, während man sonst fast allgemein die verfeinerten und verweichlichenden Sitten und Laster der Perser angenommen hat.

Die Becks und Agalare, der bessere Stand der ansässigen Bevölkerung, meistens Gutsbesitzer, führen ein müfsiges Leben; mit Jagden, gegenseitigen Besuchen, Schmausereien und Kartenspiel vertreiben sie sich die Zeit. Manche huldigen dem edlen Sport der Pferdezucht und haben gröfsere Gestüte. Die Lieblingsbeschäftigung aller aber ist es, Prozesse zu führen, eine Eigenschaft, welche überhaupt für alle kaukasischen Mohammedaner charakteristisch ist.

Die städtischen Tatarinnen sind überhaupt sehr lebhaft, gesprächig, witzig, lieben allerlei Vergnügungen, Klatschereien, Putz und schöne Kleider und suchen im Gang, in der Faltung ihrer Tschadra (ein grofses Umschlagetuch oder

Shawl, welcher die Gestalt einhüllt) und in dem Spitzengitter, welches ihr Gesicht bedeckt, der neuesten Mode zu huldigen oder sich selbst solche zu schaffen. Die Abgeschlossenheit wird streng beobachtet, was durch die Einrichtung des tatarischen Hauses in der Stadt erleichtert wird. Die Hauptfaçade desselben geht nämlich nach dem gepflasterten Hof, in dessen Mitte sehr oft eine Fontaine sprudelt. Die Gemächer werden durch Klappfenster mit farbigem Glase erhellt; dieselben sind hoch oben in den nach der Strafse gekehrten Wänden angebracht. Ein Weib, welches darüber ertappt wird, dafs es einem fremden Menschen das Gesicht gezeigt hat, ist und bleibt für immer beschimpft. Doch sind die manchmal sehr hübschen Tatarinnen viel zu eitel, um nicht bei jeder günstigen Gelegenheit gleichsam zufällig und unabsichtlich ihre Reize zu zeigen. Besonders günstig erweist sich hierfür das Fest des Schachs Hussein[1], das mit fanatischer Trauer, grofsem Geheul, mit Selbstzüchtigung und Selbstverstümmelung gefeiert wird. An diesem Feste versammelt sich die weibliche Bevölkerung auf dem Markt und in den Moscheen. Heifse Thränen, deren jede einen Sündenflecken von der Gröfse des Berges Sinai abwaschen soll, über das Schicksal Alis und seiner Nachkommenschaft vergiefsend, werfen die Schönen bei Gelegenheit, ganz zufällig die Tschadra lüftend, neugierige Blicke auf die Fremden und fühlen sich nicht wenig geschmeichelt, wenn sie Eindruck gemacht zu haben glauben.

Das Familienleben ist allenthalben bei den Tataren ein rein patriarchalisches; der Vater, das unbeschränkte Haupt des Hauses, sucht, so lange er lebt, alle Glieder des Hauses zusammenzuhalten. Fühlt er sein Ende nahen, so verteilt

[1] Die transkaukasischen Tataren sind zum weitaus gröfsten Teil Schiiten.

er sein Hab und Gut unter alle Mitglieder der Familie zu gleichen Teilen. —

Wir möchten zu diesen mehr allgemeinen Bemerkungen noch einige specielle Momente im Leben des Tataren hervorheben, welche die voraufgehende Schilderung durch einige charakteristische Details bereichern.

Fangen wir an mit der Geburt. Da die Unfruchtbarkeit als eine Schmach angesehen wird und jede Frau mit zunehmender Zahl der Kinder auch an Achtung und Ehre gewinnt, so sieht sie einem solchen Ereignis stets mit Genugthuung und Freude entgegen. Der Aberglaube aber veranlaſst sie, ihren Zustand bis zum letzten Augenblick vor der Welt zu verbergen, denn sie fürchtet den „bösen Blick“ und ist auſserdem überzeugt, daſs die Geburtswehen um so stärker sein werden, je mehr Personen um die Geburt wissen. Unter welch ärmlichen und haarsträubenden Umständen bei den ärmeren Tataren die Kinder zur Welt kommen, darüber erzählt ein zufälliger Augenzeuge, ein Volksschullehrer, folgendes: „In einer dunklen, regnerischen Nacht, durchnäſst bis auf die Haut und verfolgt von dem wütenden Gebell der Hunde, trat ich einst in das erste beste Haus in einem Tatarendorfe ein, um dort Zuflucht zu suchen. Inmitten der Hütte, in einer Vertiefung des Bodens, glimmten einige Holzscheiter und erfüllten den Raum mit scharfem, die Augen beizenden Rauche. In der Nähe des Feuers schliefen auf der feuchten Erde nackte Kinder. Daneben bemerkte ich zwei Männer, die sich miteinander unterhielten, der eine lag auf dem Bauch und rauchte seinen Tschibuk, der andere saſs mit untergeschlagenen Beinen und suchte eifrig in den Falten seiner riesigen Pelzmütze das Ungeziefer ab. Da stand auch ein magerer Gaul mit rasiertem Schwanz und lieſs traurig den Kopf hängen; eine

ausgehungerte Kuh mit einem kleinen Kalbe kaute phlegmatisch Maisstroh. In der Saklja (Erdhütte) war es dunkel, da nur das ungleich flackernde Feuer sie spärlich beleuchtete. Aus einer Ritze, welche sich im Dache der Hütte gebildet hatte, flofs das Regenwasser in dünnen Streifen auf den Boden herab, wo es, kleine Pfützen bildend, sich nach verschiedenen Seiten hin verlief. Einer der Männer trat mir seinen Platz am Feuer ab und ging selbst hinaus, um die besagte Ritze mit Lehm zuzuschmieren. Nach der gewöhnlichen Begrüfsung liefs ich mich am Feuer nieder, um meine nassen Kleider zu trocknen. Plötzlich ertönte aus einem dunkeln Winkel der Hütte ein klägliches Stöhnen. Fragend sah ich den mir gegenüberliegenden Tataren an, aber dieser rauchte kaltblütig seine Pfeife weiter. Ich suchte das Dunkel zu durchdringen und konnte im Winkel die Silhouetten einiger geschäftigen Weiber entdecken. ‚Weiberangelegenheiten‘ murmelte endlich der Tatar, als er meine besorgten Blicke bemerkte. Ich entschuldigte mich, dafs ich zu so ungelegener Stunde eingetreten und wollte weitergehen, aber ein kräftiges Weib vertrat mir plötzlich den Weg und bat mich um meine Mütze. Dies Volk ist nämlich überzeugt, dafs wenn man einer Gebärerin die Kleider eines Mannes, besonders eines Nichtmuselmannes, anzieht, bestimmt ein Knabe zur Welt kommt. Ich mufste nachgeben und erwartete, am Feuer sitzend, die Entbindung der Wöchnerin, deren Stöhnen immer stärker wurde und zuletzt in ein wildes, Mark und Bein durchdringendes Geschrei überging.“ Derselbe Gewährsmann erzählt noch, dafs ein älteres, erfahrenes Weib die Rolle der Hebamme bei diesen Geburten übernimmt. Steht eine schwere Geburt in Aussicht, so wird die Wöchnerin in einen Teppich oder eine Bettdecke eingewickelt und so auf dem Boden hin-

und hergerollt, oder man zwingt sie, über ein im Zimmer aufgemachtes Feuer zu springen oder zwischen den Beinen einer Eselin durchzukriechen. Unterdessen steigen die Männer auf das flache Dach und fangen an, aus Gewehren und Pistolen zu schiefsen und einen Heidenspektakel zu machen. Damit soll der Satan verjagt werden, welchem das Erscheinen eines neuen Rechtgläubigen auf der Welt ein Greuel ist. Solche Episoden aus dem Leben der Tataren böten der begabten Feder eines Naturalisten à la Zola ungemein reiches Material.

Ein Glückstag ist es für die Familie und für die Mutter, wenn ein Knabe geboren wird, denn er ist „der Wirt des Hauses“, „der Sohn zündet des Vaters Lampe an“, d. h. in seiner Person setzt sich das Geschlecht des Vaters fort; er ist „die goldene Sonne, welche mit ihrem Glanz sein ganzes Geschlecht erleuchten wird“. Das Mädchen dagegen ist „fremde Ware“; bei seinem Erscheinen auf der Welt sucht man die Eltern zu trösten: „Verzagt nicht, Allah wird euch noch einen Knaben schicken.“ Die Mutter stillt ihr Kind selbst; wenn sie nicht Milch genug hat, helfen ihr die Nachbarinnen und Verwandten. Für Geld fremde Kinder zu stillen, gilt für eine grofse Sünde. Wenn das Kind unruhig ist, so ist es gebräuchlich, ihm Opium einzugeben, wodurch in unverzeihlicher Weise schon in der ersten Kindheit die Gehirnthätigkeit gelähmt wird. Überhaupt macht man mit den Kindern wenig Federlesens, sie werden nicht beaufsichtigt und laufen nackt, schmutzig und ungekämmt herum. Die Beschneidung erfolgt in der Regel einige Monate nach der Geburt, manchmal erst nach einigen Jahren. Sie wird mit einem grofsen Schmause gefeiert.

Aus Anlafs einer Hochzeit werden pompöse Festlichkeiten veranstaltet, die eine ganze Woche und darüber

dauern. Der Vater wählt dem Sohn die Braut aus, für welche ein kalim von 500—1000 Rubel bezahlt wird. Die ganze Hochzeitswoche ertönt Musik (Trommel, Pfeife und Klarinette), es wird getanzt, Wettrennen und Ringkämpfe finden statt. In der letzten Nacht der Feier begiebt sich die Braut mit ihren Freundinnen in das Haus einer Bekannten und kehrt von dort in ihr Haus zurück, begleitet von Fackelträgern und Musikanten. Zu gleicher Zeit ertönen von allen Seiten Schüsse, deren Ziel ein auf hoher Stange getragener Apfel ist. Im Hause wird die Braut von einer Menge Gäste erwartet, es beginnen wieder Tänze, welche bis zum Morgen dauern. An diesem Tage setzt der Effendi im Hause der Braut den Heiratskontrakt auf und segnet das Brautpaar ein. Nachmittags versammeln sich die jungen Burschen des Dorfes zu Pferd im Hofe des Hauses, sprengen hin und her und schiefsen aus ihren Gewehren; dann setzen sie die Braut auf ein schön geschmücktes Pferd und begleiten sie in das Haus des Bräutigams. Dieser erwartet sie unter der Thüre des Hauses und empfängt sie mit einem Schufs, welchen er über ihren Kopf hin in die Luft abfeuert. Abends begiebt sich der Bräutigam zu einem seiner Freunde und kehrt mit Musik und Fackelbegleitung bald darauf in sein Haus zurück, wo nun wieder bis spät in die Nacht hinein getanzt wird. Zum Schlufs sammelt man für den Bräutigam freiwillige Gaben und dann gehen die Gäste auseinander.

Die Leichenfeier der Tataren hinterläfst bei dem Zuschauer einen tiefen Eindruck. Sobald jemand im Dorfe gestorben ist, ertönt das Geheul der Klageweiber, welche Bekannte und Verwandte ins Trauerhaus ruft. Es versammeln sich auch bald fast alle Bewohner des Dorfes in und um das Trauerhaus und bringen verschiedene Geschenke,

namentlich Stücke Seide, mit sich. Die dem Toten näherstehenden Weiber improvisieren verschiedene Lieder, zerreifsen sich die Kleider und raufen sich das Haar aus. Unterdessen liest der Mulla Stellen aus dem Koran, bis alles zur Beerdigung fertig ist. Dann wird unter die Anwesenden Geld verteilt, die Leiche auf eine Tragbahre gelegt und auf den Kirchhof gebracht, wo das Begräbnis unter Lesen von Stellen aus dem Koran stattfindet. Auf das Begräbnis folgt der Leichenschmaus, welcher je nach dem Vermögen des Verstorbenen einige Tage lang dauert. Ein aufrecht stehender Stein bezeichnet das Grab des Dahingeschiedenen.

IX.

Kaukasische Dorfanlagen und Haustypen.

Ein Versuch.

In denjenigen Gegenden Europas, welche nicht gerade an den Pulsadern des Verkehrs liegen, hat sich der uralte Typus der menschlichen Wohnstätten in ihrer äufseren Gestalt und inneren Einrichtung Jahrhunderte lang durch viele Generationen hindurch erhalten. Wie der Urgrofsvater gebaut, so baut noch immer der Urenkel. Und wenn der Urahn seiner Wohnung eine bestimmte Form und Einrichtung gegeben hat, veranlafst vielleicht durch rein zufällige Umstände, so haben die Nachkommen vielfach jene beibehalten, auch dann, wenn diese Veranlassung wegfiel. Die Macht der Gewohnheit hat das ihrige gethan. Und wenn es wohl keinem Zweifel unterliegt, dafs die Schwalbe vor 1000 Jahren ihr Nest gerade so gebaut hat, wie sie es jetzt baut, so gleicht der Mensch hierin vielfach der Schwalbe. Erst starke äufserliche Ursachen, Veränderung des Klimas, Wechsel der Lebensweise und der Thätigkeit, gröfsere Anforderungen an Bequemlichkeit und entwickelter Schönheitssinn veranlassen den Menschen, seinem Heim eine andere Form und Einrichtung zu geben. Eine Menge von Faktoren

und nicht zum wenigsten eine gute Dosis Instinkt leiteten den Naturmenschen beim Bau seiner Wohnung, die ihm Schutz gewähren sollte gegen die Unbill der Witterung, gegen die Anfälle wilder Tiere und die Überfälle feindlich gesinnter Nachbaren.

In noch viel höherem Grade als in Europa haben sich im Kaukasus, dessen gröfster Teil noch nicht von der Kultur beleckt ist, die ursprünglichen Dorf- und Haustypen erhalten, insbesondere in den abgeschlossenen Hochthälern, meistenteils aber auch in der Ebene. Die Bedürfnisse der Bewohner sind nicht gewachsen; und wenn auch die Sicherheit der Person fast überall eine gröfsere ist, als vor Zeiten, so ist dennoch der burgartige Charakter der Wohnsitze immer noch geblieben. Wenn auch keine Überfälle äufserer Feinde mehr zu fürchten sind, so braucht der Kaukasier, der vielfach noch unter dem Banne der Blutrache steht, zu manchen Zeiten immer noch eine feste Burg zu Schutz und Trutz gegen den inneren Feind, der vielleicht sein nächster Nachbar ist. Verlassen doch die meisten Stämme des Kaukasus auch heute noch das Haus nicht, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein, und wenn z. B. der Chewsure auf seinen Reisen den schweren Kettenpanzer und den unbequemen Helm ablegt, so sieht man ihn immer noch häufig mit seinem kreisrunden, kleinen Schilde, der Flinte und dem mächtigen Säbel und Dolchmesser, sowie seinen grofsen Schlagringen (sazeruli) auf die Wanderung ziehen. Die Blutrache ist eines der Hauptmomente, warum diese Bewaffnung und die festen Wohnungen sich im Kaukasus bis jetzt erhalten haben.

Schon mehrfach habe ich anderwärts die Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweiseu, dafs die ersten Bewohner des Kaukasus Höhlenbewohner gewesen sein mögen. Schade,

dafs die vielen Höhlen bis jetzt fast gar nicht erforscht sind. Wenn auch die wenigen Felsenstädte, die wir kennen, wie z. B. Upliszyche bei Gori, etwa 60 Kilometer westlich von Tiflis, in der Gestalt, wie sie uns erhalten sind, in den Plafondverzierungen ihrer Häuser entschieden byzantinischen Einflufs aufweisen, so ist wohl ihre ältere Form eine viel primitivere gewesen und glich mehr den ganz kahlen, in weiche Felsen oder hohe natürliche Lehmmauern eingegrabenen Höhlen, welche in Transkaukasien allenthalben verbreitet sind und deren Bewohner sich wenig über das tierische Dasein erhoben haben können[1]. Die spätere Wohnung des Kaukasiers, in Georgien wenigstens und weiterhin nach Osten, ist ursprünglich auch weiter nichts als eine in den flachen Erdboden eingegrabene Höhlung. Die primitivsten Saklis (Erdwohnungen), die wir jetzt noch bei den Tataren und vielfach auch bei den Armeniern[2] im Gouvernement Tiflis und Elisabethpol da und dort sehen können, sind einfache Erdlöcher; die echt grusinischen Saklis stehen ebenfalls zur Hälfte in der Erde und haben als einzige Öffnung oftmals nur die Thür, durch

---

[1] Bekannt ist, dafs deutsche Forscher vor einigen Jahren ebensolche Höhlen auch in Kleinasien am Kisil Irmak gefunden haben; neuerdings haben Professor Lehmann und Dr. Belck bei Urmia und Wan ähnliche Höhlenwohnungen entdeckt und solche, wenn ich recht berichtet bin, dem Volk der „Chalder“ zugeschrieben, das dann später nach Transkaukasien gekommen sein soll. — Was die transkaukasischen Höhlen anbelangt, so werde ich, je öfter ich solche gesehen, immer mehr an meiner früheren Ansicht irre, und da ich bis jetzt solche künstliche Höhlen ausschliefslich in der Nähe von alten Kirchen und Klöstern gefunden, so neige ich mich mehr und mehr zu der Ansicht, dafs dieselben nur als zeitweilige Zufluchtsstätten der Christen und Mönche bei den verheerenden Einfällen der Perser und anderer Völker gedient haben.

[2] Ausführlich hat über das armenische Bauernhaus geschrieben Parsadan Ter-Mowsesianz im XXII. Band der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (1892).

welche auch der Rauch abzieht; daneben finden wir übrigens auch solche, wo in den flachen Dächern ein primitiver Rauchfang angebracht ist. Das flache Dach wird meist durch Balken oder Stangen getragen, welche auf einem Querbalken und auf den Rändern der Steinmauern aufliegen. Dieser Querbalken ruht auf einem oder zwei starken Pfosten. Solche Saklis sind immer gegen die Wetterseite an einen Hügel angelehnt und von der Rückseite kaum sichtbar; wo von Natur ein solcher Hügel nicht vorhanden, wird er durch die bei Anlage der Wohnung ausgehobene Erde künstlich gebildet. Die Erdwände werden im Inneren des Hauses durch Steinmauern befestigt, die mit Lehm verschmiert und manchmal getüncht sind. Das Innere eines Sakli bildet in der Regel einen einzigen Raum, dessen Wände und Decke vom Rauch geschwärzt sind und in welchem grofse Unreinlichkeit herrscht; für das Vieh wird manchmal ein kleiner Platz im gleichen Lokale abgeteilt, was die Luft nicht gerade verbessert. Übrigens sind solche Erdwohnungen beim kaukasischen Klima in einer Beziehung sehr praktisch, im Winter halten sie warm, im Sommer gewähren sie angenehme Kühle.

Der moderne Typus der Saklis, wie wir sie jetzt fast überall in Kartalinien und Kachetien antreffen, ist ein überirdischer Bau mit steinernen Mauern (oftmals aus grofsen Flufskieseln), bei denen Lehm als Bindemittel dient. Das Innere ist in zwei oder mehrere Räume geteilt, an deren Wänden die sogenannten „Tachten“, d. i. breite Bänke mit Teppichen bedeckt, stehen; für den Stall, der sich neben dem Wohnzimmer befindet, ist ein besonderer Eingang vorhanden. Das Licht fällt entweder von vorn durch kleine Fenster ein oder von oben durch pultartige Vorsprünge im Dache, deren senkrechte Wand verglast ist. Vor der Wohnung bemerken

wir oft eine schmale Veranda, ebenfalls vom flachen Dache überdeckt, dessen Ende durch einige Pfosten getragen wird.

Die grusinischen Dörfer liegen in den Thälern und an Bergabhängen. Von weitem sehen sie sich an wie Ruinen. Strafsen existieren nicht, die Gänge zwischen den Häusern sind enge und uneben und werden nie gereinigt. In Kartalinien liegen die Dörfer meist in kahlen Gegenden und heben sich von dem fahlen Erdreiche, das sie umgiebt, kaum ab; in der alasanischen Ebene dagegen verschwinden die Häuser im Grün der Weingärten und liegen weit auseinander. Der letztere Umstand erschwerte die Verteidigung ungemein in jenen Zeiten, als die Dörfer den Überfällen der Lesghier ausgesetzt waren. Aus jener Epoche stammen die festen Türme, welche wir noch heute in den grusinischen Dörfern, allerdings in nicht grofser Anzahl, vorfinden.

Dagegen werden diese Türme ungemein häufig bei den Berggrusinern, deren Gebirgsthäler an die Gebiete der räuberischen Lesghier unmittelbar angrenzten, so namentlich bei den Tuschen am perinitelischen Alasan. Hier treffen wir Ortschaften, die eigentlich ganz und gar aus Türmen bestehen. Solche Dörfer sind z. B. Dschontio und Parsma. Die 5—6 Faden hohen, viereckigen, nach oben hin sich langsam verjüngenden und mit einem kleinen Dache gekrönten Türme, aus mächtigen Schieferblöcken ohne Bindemittel aufgebaut, manchmal mit kleinen Erkern versehen, gewähren einen zwar düsteren und kriegerischen, dabei aber zugleich ungemein romantischen Anblick. Jedes Haus für sich ist eine Festung, ohne Plan eines ans andere angebaut, je enger, desto besser. Daran, um den ganzen Aul eine Mauer aufzubauen oder einen gemeinsamen festen Zufluchtsort nach Art einer geräumigen Burg oder Citadelle anzulegen, dachte man nicht.

Einen ähnlichen Anblick wie die Dörfer der Tuschen gewähren die in den Gebirgshochthälern liegenden Aule der Osseten, die ebenfalls aus Stein gebaut sind, während die weiter unten gelegenen einen mehr friedlichen Charakter haben. Das hier verwendete Material ist in der Regel Holz. Die ossetischen Aule z. B. am Ardon und seinen Quellflüssen stellen sich dar als eine Ansammlung von Burgen. Nur sind die Türme hier nicht so schlank und graziös, wie bei den Tuschen. Das Haus des reichen Osseten präsentiert sich dem Wanderer nicht selten als ein zwei- oder dreistöckiges steinernes Gebäude mit flachem Dache. Die untere Etage ist für das Vieh bestimmt, die mittlere für den Hauswirt und seine Familie, die obere Etage für die Gäste (auch der arme Mann hat sein geräumiges Gastzimmer). Das Haus ist oft von einer hohen Mauer umgeben, welche an den vier Ecken kleine Türme flankieren, zu welchen man auf Leitern aufsteigt. Die auf dem Südabhange des grofsen Kaukasus lebenden Osseten wohnen in unschönen und unbequemen Holzhäusern, die aus Balken gefügt und mit Brettern oder Holzrinde verschalt sind. Da die Familie des Osseten in der Regel sehr zahlreich ist, so wohnt ein Teil derselben in kleinen Häuschen auf dem gemeinschaftlichen, von einem Palissadenzaune umgebenen Hofe. Solch ein Hof mit seinen sechs und mehr Baulichkeiten hat das Ansehen eines kleinen Dorfes. Der liebste Aufenthalt des Osseten ist am väterlichen Herde, über welchen von der Decke einige Ketten herabhängen; an diesen wird der Kessel befestigt. Jene Ketten bilden eine Art Heiligtum in der Familie, bei ihnen wird geschworen [1]. Das Innere der ossetischen Wohnung ist etwas besser ausgestattet als

[1] Dieselbe Bedeutung haben Herd und Kette fast bei allen kaukasischen Völkern.

bei anderen Völkern des Kaukasus. Hier treffen wir Bänke, Stühle und Lehnsessel mit Holzschnitzerei, auch Tische und Betten tragen solche Verzierungen. Der Ossete kauert nicht mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde oder der Tachte, wie das allenthalben im Orient Sitte ist, sondern er sitzt wie der Europäer auf Stühlen und Bänken.

Auch die Wohnungen der in den Bergen wohnenden Tschetschener sind meist alte Steintürme von mehreren Etagen. In einem solchen Turme leben in der Regel mehrere Familien zusammen, und zwar in den oberen Etagen, während das Vieh das untere Stockwerk einnimmt. Zwei oder drei solcher Türme bilden einen Aul, sehr oft in schöner romantischer Lage. Neben den bewohnten Türmen stehen da und dort noch andere, welche mit ihren zahlreichen Brustwehren und Schiefsscharten ihren Zweck leicht erraten lassen. Dagegen sind die Dörfer der Tschetschener, welche von der russischen Regierung in der Ebene angesiedelt worden, sehr ausgedehnt und weitläufig. Die Häuser, aus Holz gebaut, haben ein, selten zwei Stockwerke mit flachem Dache. Das Innere der Wohnung ist rein und hell.

Besonders imponierend sehen sich die massiven Türme im freien und im fürstlichen Suanetien an. Die Dörfer sind in malerischen Gruppen an Felswänden, Bergabhängen und in Thälern angelegt. Fast in jedem Hofe steht ein mächtiger, mehrere Stockwerke hoher Turm, dessen Basis ein längliches Viereck, manchmal auch ein Quadrat bildet. Die Wände (im unteren Suanetien geweifst) steigen senkrecht zu einer Höhe von 50—70 Fufs an; unter dem nach zwei Seiten hin abfallenden Dache haben die Mauern ringsherum einen brustwehrartigen, etwa einen Faden hohen Vorsprung, dessen untere Enden mit kleinen Rundbögen geziert

sind. Die Thüren zu den Türmen sind hoch über der Erde angebracht, nur mittels einer Leiter kann man zu denselben gelangen. In diesen Türmen leben vielfach noch bis auf den heutigen Tag die sogenannten „freien“ Suanen, welche keine Obrigkeit über sich anerkennen wollen; hier werden auch an manchen Orten die kirchlichen Alter- und Heiligtümer, an denen Suanetien so reich ist, hinter Schlofs und Riegel verwahrt, damit kein profanes Auge sie mit seinem Blick entweihen könne. Denn solches würde den Zorn der Gottheit über das Land heraufbeschwören. Auch gegen die Hände der Diebe und der Archäologen, welche solche Dinge gar zu gern „ausführen“ und stellenweise ausgeführt haben, sind die heiligen Schätze da sicher. In den meisten suanischen Aulen ist übrigens an die Türme ein elendes Bauwerk als Wohnung für die Familie angeklebt. Das Innere derselben ist ärmlich und schmutzig. Neben dem Hause stehen auf Pfosten hölzerne Behälter (oftmals auch steinerne) zur Aufbewahrung von Mais. Fast bei jedem Hause liegt ein Garten, wo Hanf, Erbsen und Bohnen gezogen werden. Im dadianischen Suanetien, im Oberlaufe des Zchenis-Zchale, sind jene Türme eine Seltenheit, hier wohnt das Volk in ein- oder zweistöckigen, vielfach mit Schiefer gedeckten Holzhäusern, die in der Regel ein Hof umgiebt. In diesem Hofe stehen verschiedene gröfsere und kleinere Gebäude für mancherlei Wirtschaftszwecke. Dagegen fällt der Blick des Wanderers hier häufig auf umfangreiche dadianische Burgen, die das enge Thal beherrschen. Sie werden nicht mehr bewohnt, ihre Ruinen sind aber meist gut erhalten und heben sich malerisch vom dunkeln Hintergrunde der Wälder ab.

Einen ganz und gar friedlichen, dabei originellen Anblick gewähren die menschlichen Niederlassungen in Mingrelien,

Immerethien und Gurien, wo die Burgen und Türme, die einstigen Wohnsitze der Fürsten, fast gänzlich verschwunden oder nur noch in spärlichen Trümmern vorhanden sind. Die Häuser der Immerethier und Mingrelier sind Holzbauten, meist aus Balken oder Brettern gefügt, mit Schindeln, Brettern oder Stroh gedeckt. Rings um das Haus läuft ein breiter Balkon — der liebste Aufenthaltsort der Familie; er dient zugleich auch als Empfangssalon, ähnlich wie in Georgien das flache Dach. Neben dem Hause stehen die Speicher für Mais, Häcksel und Stroh auf hohen Pfosten. Der Hof ist mit Bäumen bepflanzt. In jedes Gehöft, welches durch einen Graben und Bäume abgeteilt ist, gelangt man durch ein hohes und breites, mit einem Dache versehenes Thor. Beim Hause befindet sich auch der Garten und das Feld. Die Häuser der Reicheren unterscheiden sich durch gröfseren Umfang und durch reichere Einrichtung; der Plafond zeigt oftmals Holzschnitzereien, an den Wänden stehen breite, mit Teppichen bedeckte Tachten, die Kamine aus behauenem Stein sind mit Arabesken geziert. Ein solches immerethisches Dorf von 100—200 Einwohnern zieht sich oft mehrere Werst weit hin. In der Regel liegen die Dörfer an gröfseren oder kleineren Flüssen.

Wenn wir im Thale des Rion weiter gehen und in seine Niederungen gelangen, wo unabsehbare Maisfelder sich unserem Blicke darbieten, stofsen wir auf etwas andere Bauten. Die starken Niederschläge, der von Natur oder infolge reichlicher Bewässerung sumpfige Boden und die ungemein üppige Vegetation nötigen den Menschen, sich vor den der Erde entsteigenden Dünsten zu schützen. Deshalb baut er sich seine Wohnung hoch über der Erde und wohnt in einer Art von Pfahlbauten. Das Strohdach schützt vor den glühenden Strahlen der Sonne, ebenso der um den

Wohnungsraum herumlaufende überdachte Balkon. Das Material besteht aus Balken (wie russische Isba) oder aus dicken Bohlen, deren Enden in starke, aufrecht stehende Balken eingelassen sind. Die Häuser stehen vereinzelt, oft in grofsen Abständen voneinander, womöglich im Grünen und von einem grofsen Hofe umgeben, der auch die Speicher aus Holz oder Flechtwerk birgt.

Ähnliche Bretter- und Balkenhäuser, aber fast immer einstöckig, finden wir auch im nördlichen Kaukasus in Karatschai und bei den Bergtataren. Hier sind die Häuser sehr klein und dicht aneinander gebaut, aber durch kleine Höfe, deren Mauern aus Rollsteinen aufgeschichtet werden, voneinander getrennt.

Das primitivste, was man von Wohnungen bei ansässigen Völkern im Kaukasus sehen kann, finden wir bei den Abchasen. Auf mäfsig dicke, in die Erde eingerammte Pfähle werden Zweige aufgeflochten. So erhält man ein würfelartiges Bauwerk, in dessen Mitte ein starkes, sich nach oben hin bedeutend verjüngendes Kamin emporstrebt und durch das Dach hindurchgeht, welches es um einen bis zwei Fufs überragt. Das Strohdach ruht auf vier Pfählen, welche in der Entfernung von ca. zwei Fufs von den Ecken jenes Flechtwerks im Boden stecken. Aus ebensolchem Flechtwerke besteht auch das Gehöft, welches das Haus umgiebt. Dafs solche Wohnungen wenig Schutz gegen Kälte gewähren, liegt auf der Hand. Übrigens haben die Abchasen wenig von der Kälte zu leiden, da die mittlere Jahrestemperatur in jenen Gegenden 13—14° C. beträgt.

Werfen wir einen Blick ins Daghestan. Pittoresker als der Anblick eines solchen lesghischen Dorfes läfst sich kaum etwas denken. Terrassenförmig oder vielmehr nach Art eines Amphitheaters an steilen Bergabhängen hingebaut

oder angeklebt, sind diese Aule meist sehr schwer zugänglich. Das flache Dach des vorliegenden Hauses dient gewissermaſsen als Hof des anderen. Meist sind es Steinbauten; in Gegenden mit Wald, der übrigens im Daghestan selten, finden wir Holzbauten mit Lehm verstrichen. Jedes Haus hat einige Öffnungen, bald rund, bald viereckig, ohne Fensterrahmen und ohne Glas. Sie werden durch Holz- oder Schilfladen geschlossen. Als Typen solcher terrassenartig aufgebauter Aule nennen wir unter vielen Conchidatl, Kubatschi und Gergebil, den Geburtsort Schamyls. Wo die Häuser so eng aneinander gebaut sind, existieren Gassen entweder gar nicht oder sie sind sehr eng und ziehen sich in vielen Windungen steil den Berg hinan. Oftmals liegen in diesen Gassen unförmige Steine nach Art von Stufen unordentlich hingeworfen. Sie strotzen von Schmutz und Unreinlichkeit. Manche Aule wieder liegen in tiefen Abgründen, die schwer zugänglich sind, durch überhängende Felsen geschützt und dem menschlichen Auge entzogen. Schwindelnde Pfade führen in scharfen Zickzacklinien zu diesen Wohnstätten. Solche Aule kosteten immer demjenigen groſse Opfer, der sie erobern wollte, Haus um Haus muſste erstürmt werden, von den Einwohnern mit fanatischem Todesmute verteidigt. Wo im Daghestan, wie z. B. auf dem Plateau von Chunsach, das Terrain ebener ist, sind die Aule weitläufiger angelegt. Dort hat jedes Haus einen von einer Steinmauer umgebenen Hof. Die einzige Öffnung, welche von der Straſse aus zu sehen, ist das kleine Hofthor. Die Fensteröffnungen und die Thür des Hauses gehen alle auf den Hof, so daſs von auſsen nur die kahlen Mauern sich darbieten. Die Lesghier teilen ihr Haus in der Regel in zwei Hälften, das Gastzimmer, welches rein und sauber gehalten und mit Waffen und allerlei Gerät geschmückt ist,

und die weibliche Hälfte, wo die ganze Familie wohnt. Hier herrscht grofse Unsauberkeit. Oftmals lebt das Vieh mit den Menschen in einem und demselben Raume. Selten trifft man zweistöckige Häuser mit Balkons, welche von Pfosten getragen werden; in solchen Bauten ist das Vieh in den unteren Räumen untergebracht. Türme sieht man in den daghestanischen Aulen selten, sie sind dann an die Wohnhäuser unmittelbar angebaut, haben viereckige Form und sind mit Schiefsscharten und Ambrasuren versehen.

Mit diesen wenigen Strichen glaube ich dem Leser ein einigermafsen anschauliches Bild der kaukasischen Dörfer und Häuser gegeben zu haben, soweit man solches von einem „Versuch“ erwarten kann.

X.

Flufsbilder aus dem Kaukasus.

1. Die Kura.

In meinen beiden früheren Werkchen über den Kaukasus[1] findet der Leser da und dort Notizen über kaukasische Flüsse, deren Thäler ich auf meinen Reisen besucht habe. Diese Notizen, welche dort mehr den Charakter der Zufälligkeit tragen, will ich durch eine Reihe von Aufsätzen über das obige Thema zu ergänzen suchen. Dabei sollen nicht nur die Flufsläufe, sondern auch das anliegende Land mit seiner Natur, seinen Bewohnern und deren Wohnorten besprochen werden, damit das Bild der Flüsse, welches allerdings in einen nicht allzuweiten Rahmen eingepafst werden mufs, ein möglichst vollständiges werde.

Der mächtige Gebirgswall des Grofsen Kaukasus und seiner Vorberge wird nach N. und S. durch je zwei wasserreiche Flüsse begrenzt, welche, je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernen, desto weiter auch von dem Fufse des Gebirges, mit welchem sie im Hauptteil mehr oder weniger parallel ziehen, abstehen. Sie weichen auf diese Weise ge-

[1] Aus dem Kaukasus. Leipzig 1892, Duncker & Humblot. — Kaukasische Reisen und Studien. Ebendas. 1896.

schickt den natürlichen Hindernissen aus, welche die Grate der Vorberge entgegenstellen. Sie suchen sich, nachdem sie im Oberlauf ihre wilde Kraft verschwendet und manches unüberwindlich scheinende Hindernis überwunden, im Mittel- und Unterlauf einen weicheren Grund auf, der wenig Gefälle hat und in welchem sie dann, immer träger ihre Wasser dahinwälzend, allmählich zum Meer gelangen. So sehr diese Flüsse im einzelnen voneinander verschieden sind, so läfst sich doch in ihrem Laufe ein gemeinsamer Typus nicht verkennen, ein Typus, in welchem sie den meisten Gebirgsflüssen der Erde gleichen. Das Charakteristische des Oberlaufs zeigt sich in steil abfallenden felsigen Ufern, starkem Fall, sehr engen, tief ausgehöhlten Schluchten. Mit Donnersungestüm stürzen die schäumenden Gewässer, im Falle grofse Mengen von Luft verschlingend, von einer Terrasse, von einem Felsen zum andern, fortwährend den Grund und das anstehende Gestein benagend und die losgerissenen Stücke, die bald in runde, rollende Kiesel verwandelt sind, mit sich fortschiebend. Diese Geschiebe werden dann in der Regel da angehäuft, wo der Mittellauf beginnt, und bei Hochwasser weitergeschafft. Das zweite Stadium des Flufslaufes ist der Mittellauf. Hier fliefst der Strom im hügeligen Gelände oder über eine sich mehr oder weniger steil abdachende Hochebene; die Ufer steigen sanfter an, die Strömung ist mäfsig, die Thalsohle erweitert sich, der Flufs bildet Krümmungen, setzt da und dort Sandbänke an, aus welchen nach und nach Inseln entstehen; hie und da wird das mäfsige Tempo des Laufes durch Stromschnellen unterbrochen. Der Unterlauf stellt eine fast horizontale Niederung mit ganz unbedeutendem Fall dar. Im weichen Grund bildet der Flufs eine Menge von Armen, die fast mit jedem Hochwasser in Tiefe und Breite sich verändern.

Näher der Mündung stellen diese Arme ein ausgedehntes Delta dar, das sie mit samt dem anliegenden Land gewöhnlich im Frühjahr unter Wasser setzen, wodurch grofse, flache Teiche und Sümpfe entstehen. Ein weiteres Charakteristikum dieser Flüsse ist noch, dafs sie, besonders im Mittellauf, fast mit jedem Hochwasser ihre Hauptströmung, ja stellenweise sogar ihr Bett, verlegen. Da, wo heute das Ufer seicht ist und Sandbänke aus dem Wasser hervorragen, kann nach einigen Tagen hohen Wassers die gröfste Tiefe des Flusses sich finden, während die Sandbänke auf die andere Seite gewandert sind. Man kann sich überhaupt schwer eine Vorstellung machen von der dämonischen Gewalt der kaukasischen Flüsse. Das ist eine Macht, welche sich nicht bezähmen, nicht bewachen läfst, und nur zu oft gilt hier das Wort des Dichters:

> Hoffnungslos
> Weicht der Mensch der Götterstärke,
> Müfsig sieht er seine Werke
> Und bewundernd untergehn.

So können denn diese Flüsse nicht als Verkehrsstrafsen dienen in dem Sinn, wie die europäischen Flüsse; höchstens im Unterlauf können Schiffe fahren, während im Ober- und Mittellauf nur Holz geflöfst wird; ja diese Flüsse hemmen alljährlich geradezu den Verkehr, indem sie die festesten Brücken wegreifsen und den Körper der Fahrwege und Eisenbahnen auf weite Strecken vernichten. Dagegen ist das starke Gefälle der Anlage von Bewässerungskanälen und Mühlen günstig, obgleich auch sie bei Hochwasser viel zu leiden haben.

Die vier bedeutendsten Flüsse des Kaukasus, welche wir hier im Auge haben, sind die Kura und der Rion in Transkaukasien, sowie der Terek und der Kuban in Cis-

kaukasien. Die beiden ersten dieser Paare fliefsen, wie bekannt, nach Osten zum Kaspischen Meer, die beiden anderen schlagen die entgegengesetzte Richtung ein und gehören zum Bassin des Schwarzen Meeres.

Der Koros (jetzt Kura) trägt den stolzen Königsnamen nicht umsonst, er ist wirklich der gröfste der kaukasischen Flüsse und durchfliefst vier grofse Gebiete, nämlich das Gebiet von Kars und die Gouvernements Tiflis, Elisabethpol und Baku. Dafs sich gerade dieser Name erhalten hat, ist, nebenbei sei es gesagt, ein deutlicher Beweis dafür, dafs Persien lange Zeit grofsen Einflufs auf das kaukasische Land gehabt hat. Denn die anderen Benennungen des Flusses, wie z. B. das grusinische mtkwari, das armenische Gur und das türkische Ardagan-tschai sind niemals allgemein geworden. Als „königlicher“ Flufs hat aber die Kura das Recht, etwas Apartes für sich zu haben und sie zeigt das damit, dafs sie sich in das oben gegebene Schema der kaukasischen Flüsse nicht völlig einreihen läfst. Ihr Oberlauf stellt uns ein etwas anderes Bild dar, als der der anderen Ströme. Es hängt das zusammen mit ihrem Ursprung. Ihr Mutterhaus ist nicht da, wo der erstarrte Eisstrom des Gletschers sich nach und nach wieder in flüssiges Wasser verwandelt und den sich nie erschöpfenden wilden Gletscherbach nährt, ihr Quellgebiet liegt auf einem Hochplateau oder, besser gesagt, in einer hohen Einsenkung des kleinen Kaukasus, welche sich zwischen Kars und Ardagan hinzieht und unter dem Namen Gel (früher Kola) bekannt ist. Der Flufs entsteht aus einer Anzahl von Quellbächen, welche sich oberhalb Ardagans vereinigen und nach N.O. fliefsend sich tief in die entgegenstehenden Ketten des Kleinen Kaukasus eingraben. Da der höchst gelegene Quellbach der Kura in 6642′ Höhe ü. d. M. der Erde entspringt, der Spiegel des

Kaspischen Meeres aber, wie bekannt, etwas über 85′ unter dem Meeresniveau liegt, so beträgt der Fall des Flusses, seine Länge zu ca. 1000 km[1] berechnet, im ganzen 6727′ oder mit anderen Worten 6—7′ im Mittel auf den Kilometer. Nun versteht es sich allerdings von selbst, dafs das Gefälle sich nicht gleichmäfsig verteilt, aber der Unterschied von 22′ und mehr auf den Kilometer im Oberlauf bis zu zwei und weniger Fufs im Unterlauf ist denn doch ein sehr auffallender und verleiht dem Flufs den Charakter eines rechten Gebirgsstromes. Sehr charakteristisch ist es auch für den Flufs, dafs er seinen Weg zum Meer sozusagen mit verschiedenen Stationen zurückgelegt hat. Ein Blick auf die Reliefkarte überzeugt uns, dafs der Lauf desselben sich aus einer Reihe von Seen gebildet hat, deren einstigen Grund jetzt weite fruchtbare Ebenen und Steppen bezeichnen. Noch jetzt sind die Durchbruchsstellen dieser Seen unterhalb Ardagan, in der Borschomschlucht, bei Mzchet und in Tiflis bei der Metechfestung deutlich zu sehen. Die meiste Arbeit hat der Kura wohl das Ausnagen und Ausgraben der Borschomschlucht bereitet.

Den Lauf des Flusses können wir etwa so einteilen: Oberlauf bis zum Austritt aus der Borschomschlucht, dann Mittellauf bis zur Flufsenge in Tiflis und endlich Unterlauf von Tiflis bis zum Kaspischen Meer.

Im ganzen Gebiete des Oberlaufs haben seiner Zeit grofse vulkanische Umwälzungen stattgefunden. Die Spuren derselben sind uns in verwitterten Laven und Basalten erhalten. Schöne Wiesen, auch Feld und Wald gedeihen trefflich auf dem vulkanischen Boden. Aus den Wäldern des Plateaus Gel, das vielleicht auch einmal ein See war

[1] Die Kura kommt also etwa der Weichsel mit 1069 km und der Duna mit 1040 km gleich.

(das Wort Gel bedeutet See), werden Stämme nach Ardagan geflöfst; auch weiterhin rahmen bewaldete Abhänge den Flufs ein und bilden reizende Schluchten. In der Nähe von Azchuri, wo der Flufs nach einer kurzen Wendung nach W. wieder die Richtung nach N.O. einschlägt, ist er nach Aufnahme des Achalkalaki-tschai und Poschow-tschai schon so wasserreich geworden, dafs er auf seinem Rücken nicht nur mehr einzelne Stämme, sondern schon ganze Flöfse trägt. Allerdings bestehen solche höchstens aus zwei Gliedern. Das regelrechte Flöfsen freilich beginnt erst beim waldreichen Gut des Grofsfürsten Nikolaus Michailowitsch, Borschom, welches die Stadt Tiflis zu einem grofsen Teil mit Bau- und Brennholz versorgt. Der Wald auf beiden Ufern ist ein gemischter. Unter den Laubhölzern herrschen Rot- und Weifsbuche nebst Eiche, unter den Nadelhölzern die Nordmannstanne und die orientalische Tanne vor. Landschaftlich gewährt also die Kura in ihrem Oberlauf meist ungemein liebliche Bilder und manche Strecken derselben würden, wenn sie im Ausland lägen, alljährlich eine Menge von Touristen und Naturfreunden anlocken. Aber der Flufs erweckt hier auch nicht geringes historisches und ethnographisches Interesse. Denn von den Quellen desselben sollen einst die Grusiner nach Grusien oder Georgien eingedrungen sein. Einige Gelehrte identifizieren sie sogar mit den Meschech (Moschi) des Alten Testaments, welche mit den Phöniziern Handelsbeziehungen hatten ... Die Stadt und Festung Ardagan, welche am 7. Mai 1877 nach zweitägigem Bombardement von den Russen mit Sturm genommen wurde, war eine uralte grusinische Ansiedelung. Seit dem 13. Jahrhundert war sie die Residenz des Eristavs der Provinz Kola. Die dortigen Einwohner waren eifrige Christen, was eine Menge von Kirchenruinen beweist; ihre

Sprache war die grusinische. Als aber im 16. Jahrhundert die Türken sich des Landes bemächtigten, wurden das Christentum und die grusinische Sprache unterdrückt und verschwanden gänzlich. Die dortigen Grusiner aber „vertürkten“ — wenn man so sagen kann — so sehr, dafs sie, nachdem das Gebiet von der Pforte an Rufsland abgetreten war, nicht dort bleiben wollten, sondern in die Türkei auswanderten.

Da und dort stehen auf den hohen Ufern des Flusses prächtige Tempel, welche aber meist ganz in Verfall geraten sind. In der sogenannten Chertwisschlucht unterhalb Achalkalaki liegt das uralte Kloster Wardsia, eine kleine Felsenstadt. Einige Kirchen, eine Menge von Zellen und anderen Wohnräumen sind in den Felsen eingehauen. Wardsia war einst weit und breit in Grusien bekannt. Der Sage nach soll es der Lieblingsaufenthalt der Königin Tamara gewesen sein. Sie erweiterte die Felsenstadt bedeutend und baute der Mutter Gottes eine grofse Kirche, an deren Wänden noch heute das Freskenbild der Königin prangt. Die ganze Anlage von Wardsia deutet auf hohes Altertum und erinnert lebhaft an die Felsenstadt Uplisziche bei Gori, ebenfalls an der Kura gelegen. Wir werden später auf dieselbe zu sprechen kommen. Im 14. Jahrhundert drangen die Mongolen bis Wardsia vor, zerstörten, was zu zerstören war und nahmen mit sich, was mitzunehmen war; zwei Jahrhunderte später thaten die Perser ein Gleiches. Neuerdings ist das Kloster wieder hergestellt und wird durch Privatmittel dürftig unterhalten.

Ein anderes uraltes Heiligtum, welches nach grusinischen Chroniken im 7. Jahrhundert vom Kaiser Heraclius erbaut worden war, stand einst am Fufse der malerisch auf einem Felsen gelegenen Festung Azchur. Diese Festung diente

als Schlüssel zur Borschomschlucht. Ihr entsprachen einige andere Festungswerke weiter unten in derselben Schlucht. Ich habe diese reizende Thalenge und den Badeort Borschom, welchen man nicht mit Unrecht die Perle des Kaukasus nennt, in meinen „Kaukasischen Reisen und Studien" ziemlich ausführlich und mit einiger Begeisterung beschrieben, welche jeder Freund der Natur, der einmal diesen herrlichen Erdenwinkel gesehen, mit mir teilen wird. Borschom ist mit der transkaukasischen Eisenbahn durch eine Zweigbahn verbunden. Wir benützen dieselbe und eilen, hart am Kuraflufs, hinab zur weiten Ebene von Suram, in welche derselbe etwa 18 Werst unterhalb Borschom aus der engen Klause heraustritt.

Hier beginnt der Mittellauf des Flusses. Derselbe fliefst nun mit einem durchschnittlichen Gefälle von 8—9′ auf den Kilometer in östlicher Richtung in eine weit ausgebuchtete, gut bevölkerte und fruchtbare Ebene, wo verschiedene Getreidearten und Wein, auch Obst mit Erfolg gebaut werden. Die Berge, welche zuerst bewaldet sind, treten mehr und mehr zurück und werden allmählich kahler. Der Wald, der sie einst bekleidet, ist der zerstörenden Hand des Menschen zum Opfer gefallen. Diese grofse Ebene, welche einst ein grofses Seebecken bildete, zieht sich bis gegen Mzchet, der alten Hauptstadt Grusiens hin. Dort gebot den Wassern der Kura ein starker Gebirgskamm Halt. Sie mufste auch hier lange, lange Zeit arbeiten, bis sie sich einen Ausweg zur nächsten Ebene geschaffen hatte. Dort mag damals schon die Aragwa geflossen sein. Ein solcher Schlufs läfst sich daraus ziehen, dafs sich die Kura unter einem spitzen Winkel mit der Aragwa vereinigt und eine Zeitlang den von dieser angezeigten Weg nach Süden einschlägt. Höchst wahrscheinlich ist es, dafs der kleinere Flufs hier dem

gröfseren den Weg gebahnt hatte, als dieser aus seinem gewaltigen Seebecken ausbrach. Dann mögen beide zusammen den nächsten Thalkessel bis nach Tiflis ausgefüllt haben.

Kehren wir noch einen Augenblick zur Suramer Ebene zurück, wo da und dort zwischen goldenen Saaten ein grusinisches Dorf mit seinen unscheinbaren Sakli (d. i. Steinhütten mit flachen Dächern, zur Hälfte in der Erde steckend) herausschaut. Ende Juni ist schon ein grofser Teil des Getreides eingeheimst und wird nun auf einer kreisrunden Tenne unter freiem Himmel in primitivster Weise gedroschen. Über die ausgestreuten Ähren wird von Büffeln oder Pferden eine Art Schlitten im Kreise herumgezogen. Er ist mit Steinen beschwert oder es stehen und sitzen Menschen darauf. In den Boden des Schlittens sind auf der Unterseite scharfkantige Steine eingefügt. Auf diese Weise werden die Körner teilweise vom Vieh ausgetreten, teilweise durch den Schlitten ausgeschrotet. Der berühmte Bergsteiger und Reisende G. Merzbacher sieht in jenen Schlitten, die er mit dem römischen tribulum vergleicht, noch einen Überrest aus der Steinzeit. Welcher Kontrast zwischen diesem vorsintflutlichen Werkzeug und den so flott arbeitenden Dreschmaschinen, welche im nördlichen Kaukasus fast in jedem Dorfe zu sehen sind!

Von den Zuflüssen, welche die Kura in ihrem Mittellauf empfängt, ist die von links vom grofsen Kaukasus kommende Ljachwa der bedeutendste. Sie trägt ganz und gar den wilden Charakter eines Gebirgsflusses und bewässert zuletzt, gemeinschaftlich mit der kleinen Ljachwa, eine grofse fruchtbare Ebene. Im Oberlauf derselben wohnen Osseten, weiter unten Grusiner. Alljährlich, im Frühjahr, richtet dieser Flufs grofsen Schaden an und setzt nicht selten den gröfsten Teil des Städtchens Gori unter Wasser.

Die Bevölkerung von Gori besteht hauptsächlich aus Armeniern, den Nachkommen derjenigen, welche, wenn wir dem armenischen Historiker Matthaeus von Edessa Glauben schenken dürfen, von dem König David, genannt „der Erneuerer", zu Anfang des 12. Jahrhunderts in dem neugegründeten Orte angesiedelt wurden. Sie suchten in Grusien Zuflucht vor ihren Feinden. Jedoch scheint der Ort, wenigstens die Burg, viel älteren Ursprungs zu sein. Wir finden zwar bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern keinen Namen, den wir an die Stelle von Gori setzen könnten. Allein sie berichten uns, dafs schon im Altertum ein sehr frequenter Handelsweg aus Kolchis zum Kaspischen Meer und weiterhin nach Indien durch das Thal der Kura geführt habe. So ist denn die Vermutung berechtigt, dafs die auf einem steilen Felsen thronende Festung schon viel früher existiert hat. Der Erbauer derselben hat die Wichtigkeit des Platzes am Zusammenflufs dreier Flüsse mit der Kura sehr richtig erkannt. Im 16. Jahrhundert eroberten die Türken die Stadt; sie wurde zum öfteren zerstört. Perser, Türken und Grusiner haben dieselbe abwechselungsweise erobert und besessen. Sie bildete für den jeweiligen Besitzer eine ungemein wichtige Position.

Die Umgebungen von Gori sind sehr reich an Überresten des grauen Altertums. So finden wir 12 Werst westlich von dem Städtchen das Dorf Urbnisi, wo einst nach grusinischen Chroniken eine grofse Stadt gestanden haben soll. Die Überreste einer daselbst befindlichen alten Kirche setzt man ins sechste christliche Jahrhundert. Im 8. Jahrhundert wurde Urbnisi von dem arabischen Feldherrn Murwan dem Tauben, zerstört. Dubois de Montpéreux und andere Reisende, welchen verschiedene dort gefundene Münzen zu

Gesicht gekommen sind, bestätigen, dafs hier in alter Zeit wirklich eine gröfsere Ansiedelung gewesen sein müsse. Etwa in gleicher Entfernung vor Gori, in entgegengesetzter Richtung, baut sich die schon erwähnte Felsenstadt Uplis-Ziche hart am linken Ufer der Kura auf. Hier tritt ein kahler Gebirgszug ganz nahe an den Flufs heran. In seinem weichen Gestein, das steil zum Flusse abfällt, sind in mehreren Etagen gröfsere und kleinere Räume eingemeifselt, welche teils sehr grobe Arbeit, teils aber schon Anfänge einer besseren Architektur aufweisen. Dubois de Montpéreux und andere setzen den Ursprung der Stadt in die vorchristliche Periode, in eine Zeit, wo Perser und Parther einen grofsen Einflufs in Grusien hatten[1]. Später kamen dann verschiedene Bauten hinzu, so finden wir dort z. B. eine Kirche, aus Ziegeln gebaut, die im Kaukasus eine spätere Epoche bezeichnen. Ebenso weisen die Deckenverzierungen in einigen Gemächern auf eine spätere Zeit hin. Man will in Uplis-Ziche einige unbedeutende armenische und arabische Inschriften gefunden haben. Die grusinischen Chroniken[2] erzählen, dafs Arschak II., aus der Dynastie der grusinischen Arschakiden, den Ort bedeutend vergröfsert und befestigt habe. In den Kämpfen, deren Schauplatz die Ebenen von Kartalinien vom 9. bis 11. Jahrhundert waren, wird Uplis-Ziche öfters erwähnt. Der Zar Wachuscht schreibt, dafs die Stadt zur Zeit der Einfälle der Horden Tschingischans in Grusien bewohnt gewesen sei.

Eine viel wichtigere Rolle aber spielte einst in der Geschichte des Landes das alte Mzcheta, welches an dem

[1] Eine im Volksmund fortlebende Sage erzählt, dafs Alexander der Grofse die Stadt Uplis-Ziche ohne Erfolg belagert habe.

[2] Vgl. Weidenbaum, Führer durch den Kaukasus, in russischer Sprache.

Zusammenflufs der Aragwa[1] mit der Kura liegt. Um diese Stadt, welche in der Nähe des Harmozica (Ἁρμοσίκη) des Strabo (bei Plinius: Harmastis, bei Ptolemaeus: Ἁρμακτίκα) erbaut ist, gruppieren sich die ältesten Sagen der grusinischen Geschichte. Dort oben auf dem Felsengrat, welcher sich Mzchet gegenüber auf dem rechten Ufer der schon von Pompejus überbrückten Kura erhebt, soll der Stammvater des Volks, Kartlos, begraben sein. Dort oben stand auch die Statue des Ormuzd, welche von der heiligen Nina im 4. Jahrhundert umgestürzt worden sein soll. Sie erbaute an dessen Stelle eine christliche Kirche. Ebendaselbst lag auch die Festung Armasi, deren Namen vielleicht im Zusammenhang steht mit dem Namen des Lichtgottes in der Zoroastrischen Lehre. Wer jetzt dies schmutzige, elende Dorf mit seinen unscheinbaren Sakli sieht, der kann es kaum glauben, dafs das einst die blühende Hauptstadt des grusinischen Reiches gewesen. Das grofse Gräberfeld von Samtawro, auf welchem sehr reiche Gräberfunde gemacht worden sind, deutet auf eine einst zahlreiche Bevölkerung hin. Die stolze Kathedrale im grusinischen Stil (eine Abart des byzantinischen), umgeben von grofsen befestigten Höfen mit Mauern und Zinnen, ist das einzige Überbleibsel der einstigen Herrlichkeit des Orts, wo bis zum Jahre 469 n. Chr. die grusinischen Könige und später die Patriarchen von Grusien ihre Residenz hatten. Bis auf den heutigen Tag ist Mzchet ein grofser Anziehungspunkt für die Georgier und andere christliche kaukasische Völkerschaften. Zum 1. Oktober jedes Jahres versammeln sich dort Pilger aus

---

[1] Die Aragwa vereinigt in sich die Gewässer dreier Flüsse des gleichen Namens, der weifsen, der schwarzen und der sogenannten pschawischen mit der chewsurischen Aragwa. Sie alle kommen vom Hauptkamm des Kaukasus.

den entferntesten Gegenden des kaukasischen Landes. Das nächtliche Lager derselben auf dem von Feuern erleuchteten Kirchhof, sowie die Festlichkeiten und Lustbarkeiten des Volks am nächsten Tage gewähren ein ungemein farbenreiches, hochinteressantes Bild. Mit Tänzen und Gesängen, mit Essen und Trinken verbringt das Volk die Zeit, nachdem es dem feierlichen Gottesdienst angewohnt.

Drüben hinter der Aragwa auf steiler Höhe, weithin schauend über die Lande, steht eine alte Kirche, Dschwaris-Sakdari, d. i. Kirche des Kreuzes, wo die heilige Nina zum erstenmal das Kreuz aufgerichtet haben soll. Sie stammt aus dem 6. Jahrhundert. Lermontoff hat sie in seinem Gedichte Mzyri verherrlicht. Dieses Heiligtum, welches in der Luftlinie etwa zwei Werst von Mzchet liegt, soll einst mit der grofsen Kathedrale des Orts durch eine eiserne Kette verbunden gewesen sein, auf welcher die heiligen Väter hin und her gingen, um mit den Weltmenschen nicht in Berührung zu kommen. Noch höher auf dem Saguramogebirge steht die alte Kirche aus dem 5. Jahrhundert, deren Gründung einem der syrischen Väter, den Aposteln der christlichen Lehre im Kaukasus, Johann von Sedasene, zugeschrieben wird; in einer abgelegenen Schlucht, näher zu Mzchet, hat ein anderer dieser Väter, Schio, das Kloster Schio-Mgwim gegründet, wo die Mönche in den Zellen wohnten, welche in die das Thal abschliefsenden steilen Felsen eingehauen sind. In späterer Zeit wurde dort ein schönes Gotteshaus erbaut, das noch heute erhalten ist.

Die jetzige Hauptstadt Grusiens und der ganzen früheren kaukasischen Statthalterschaft[1], Tiflis, mit ca. 170000 Einwohnern, ist von Mzchet 20 Werst entfernt und liegt in

---

[1] Seit etwa 15 Jahren ist der Kaukasus ein Generalgouvernement.

einem weiten Thalkessel zu beiden Seiten der Kura amphitheatralisch aufgebaut. Besonders steil steigt der auf dem rechten Ufer liegende Stadtteil zum Davidsberg (so genannt nach dem Kloster und der Kirche des heil. David) und den Sololakibergen an. Tiflis war noch vor 20 Jahren eine ungemein interessante Stadt durch die grofsen Kontraste, welche sich allenthalben auf den Strafsen darboten. Asien und Europa und deren Völker reichten sich hier die Hand. Jetzt wird Asien mehr und mehr durch Europa verdrängt, und der Reisende, welcher von N. oder W. kommt, glaubt in eine völlig europäische Stadt einzufahren. Nur nach S.O., im unteren Teile der Stadt, haben sich noch die Reste von Asien erhalten. Dort sind auch die berühmten Schwefelbäder mit einer Temperatur von 24—33° R., denen Tiflis (= Töplitz) seinen Namen verdankt. Bei dem auf steilen Felsen thronenden Metechi mufs die Kura zum letztenmal sich durch eine enge Felsschlucht durchzwängen, um dann durch weite Ebenen ihre Wasser zum Meere zu bringen.

Der Flufs, über welchen hier fünf Brücken führen, hat für die Stadt sehr geringe Bedeutung. Früher versah er die Stadt mit Wasser, die ärmeren Bewohner schöpften dasselbe in grofsen Thonkrügen, während die Wasserführer solches auf Pferden in grofsen Lederschläuchen in die Häuser der wohlhabenderen Klassen lieferten. Jetzt sind solche selten mehr zu sehen, da Tiflis eine Wasserleitung (Quellwasser und filtriertes Kurawasser) besitzt. Wenn auch nicht Hafenstadt, so ist Tiflis doch der Hauptstapelplatz für die Flöfse, welche den Flufs herabkommen und welche man zu Hunderten an dem rechten Ufer angebunden sieht. Die ungeheuere Kraft der Strömung wird durch ein Dutzend Mühlen kümmerlich ausgenützt. Jedenfalls steht der geringe Nutzen, welchen der Flufs der Stadt bringt, ganz und gar

nicht im Verhältnis zu dem grofsen Schaden, den er fast alljährlich auf dem „Sand“, einem niedrig gelegenen Stadtteil, anrichtet.

Im Unterlauf der Kura nimmt die Landschaft zunächst auf dem linken Ufer mehr und mehr den Charakter der Steppe an, die da und dort noch von Wald begrenzt ist, während von rechts zunächst die Vorberge des Kleinen Kaukasus ziemlich nahe herantreten. Nach dem Einflufs des Terter weichen auch diese allmählich zurück und an ihre Stelle treten die grofsen Steppen Schirin-Kum und Mugan. Dieses Terrain ist wohl einmal Meeresgrund gewesen, worauf noch ein Reliktenwald[1] von Pinus maritima in einer Entfernung von ca. 80 Werst von Tiflis hinweist. In solchen Gegenden ist natürlich die ansässige Bevölkerung wenig zahlreich. Sie besteht meist aus adjerbeidschanschen Tataren, welche dort im Herbst und Frühjahr mit ihren Herden nomadisieren. Die Kura hat hier ein sehr geringes Gefälle und teilt sich öfters in mehrere Arme. Zur Bewässerung des Steppenlandes wird ihr an einigen Stellen viel Wasser entnommen; so versorgt z. B. das sogenannte Marienkanalsystem die Karajassteppe unterhalb Tiflis mit Wasser. Dort finden wir umfangreiche Reisfelder und die sogenannten „Bachtschi“, d. i. Melonenpflanzungen. Unterhalb Tiflis hat der Flufs die entschiedene Tendenz nach S.O. Von gröfseren Zuflüssen nimmt er die Schwesterflüsse Alasan und Jora auf, welche sich kurz vor ihrer Einmündung in die Kura vereinigen. Diese beiden Gewässer entspringen dem Grofsen Kaukasus und durchfliefsen das fruchtbare Land Kachetien, dessen feurige Weine von vielen Dichtern in begeisterten Gesängen gefeiert werden. Im Unterlauf schliefsen

[1] Beschrieben von N. v. Seydlitz im 68. Bd. des „Globus“.

der Alasan und die Jora die Steppe Schiraki ein, wo zahlreiche Schafherden der Tuschen den Winter zubringen.

Schon in der Nähe des Meeres trennt der Araxes die grofsen Steppen Schirin-Kum und Mugan durch seinen wasserreichen Strom. Derselbe entspringt auf der Hochebene zwischen Ararat und Alagös und mündet nach 870 Werst langem Lauf bei Dschewat in die Kura, hatte aber jedenfalls, als das Kaspische Meer sich noch weiter landeinwärts erstreckte, einen eigenen Ausflufs in dasselbe[1]. Der Punkt der Vereinigung beider Flüsse liegt 64′ unter dem Niveau des Schwarzen Meeres. Im N.O. der muganischen Steppe wendet sich die Kura noch einmal nach S., um zuletzt in östlicher Richtung dem Meere zuzueilen; ein kleiner Arm, die Akuscha, welche sich wieder vielfach verzweigt, fällt in den Busen Kisil-Atschag. Diese beiden Hauptarme der Kura bilden die sogenannte Saljan-Insel, wo die grofsen, von der Krone verpachteten Fischereien jährlich mehrere Millionen einbringen.

Die Kura ist überhaupt ein sehr fischreicher Strom und gegen 20 Arten von Fischen, darunter sehr edle und wertvolle, sind ihr speciell eigen. Die bedeutendste unter den ca. 20 Fischereistationen an der unteren Kura ist Boschij Promysl. Im frühen Frühjahr, wenn die Fische flufsaufwärts ziehen und das wohlschmeckende Wasser der Kura durch den grofse Massen von Thon mit sich führenden Araxes getrübt und blutrot wird, ist die günstigste Zeit für den Fischfang. Mittelst Angeln, Netzen und Reufsen werden

---

[1] Beim Hochwasser vom Jahre 1896 hat sich der Araxes in zwei Teile geteilt; ein Arm ergofs sich in die Mugansteppe und nahm die Richtung direkt zum Meer in den Kisil-Agatsch-Busen. Die Tiefe dieses Arms betrug 12—15′ bei einer Breite von 100 Faden. Der neue Flufs durchschneidet die Karawanenstrafse.

die Fische zu Tausenden eingefangen, an Ort und Stelle geschlachtet, gesalzen und getrocknet. Auch Caviar wird hier bereitet und geht, in Tönnchen verpackt, in die ganze Welt. Weniger geschätzt ist der Sommerfang, wenn die Fische zum Meer zurückkehren. Im Winter wird hauptsächlich der Wels, der sich für den Winterschlaf tiefe Gruben im Flusse aufsucht, in grofsen Mengen gefangen. So war früher bei Saljan eine solche Grube, wo täglich 10—15000 Stück aller Gröfsen gefangen wurden. Neben anderen Fischen treffen wir hier den Wels, den Hausen, verschiedene Arten des Störs, den Sterlet, den Lachs, Sander, Häring etc. Viele Fische erreichen eine ganz bedeutende Gröfse und bedeutendes Gewicht. So ist z. B. im Museum zu Tiflis ein Prachtexemplar von einem Hausen zu sehen, dessen Länge über zwei Meter beträgt. Da früher Millionen kleiner Fische ganz zwecklos beim Fange umkamen, übt die Regierung jetzt strenge Kontrolle über den regelrechten Fang.

Bei ihrer mäfsigen Strömung im Unterlauf und der grofsen Wassermenge könnte die Kura wenigstens in der Hälfte ihres Laufs der Schiffahrt dienen. Dampfschiffe mit drei Fufs Tiefgang haben zwar Probefahrten bis Mintschitschaur, welches nicht weit unterhalb des Einflusses des Alasan liegt (also mehr als 500 Werst), den Flufs hinauf unternommen. Da aber das Bett nicht reguliert und das Fahrwasser nicht gereinigt wird, so ist die Fahrt bis dahin nicht ohne Gefahr. Dagegen ist die Kura von Sardob, 320 Werst oberhalb der Mündung, völlig schiffbar und es verkehren jährlich auf dieser Strecke bis zu 1000 gröfseren und gegen 2000 kleinere Schiffe. Sie dienen hauptsächlich den Zwecken der Fischerei, da der sonstige Verkehr in jenen schwach bevölkerten Gegenden ein sehr geringer ist.

Die Niederungen der unteren Kura könnten bei ihrem fruchtbaren Boden und warmen Klima eine Quelle des größten Reichtums für den Kaukasus werden. Allein infolge des Mangels einer regelmäfsigen Bewässerung und des Waldes liegen die ungeheuren Gebiete gänzlich brach. Zur Anlage eines rationellen Bewässerungssystems sind freilich grofse Kapitalien nötig, die sich aber tausendfach rentieren würden. Dagegen bringt die Kura bei ihren Überschwemmungen Milliarden von Samen aller möglichen Baumarten in grofse Teile der Mugan-, Mil- und Küdrinsteppe; bei einigem Schutz könnten hier in wenigen Jahren die schönsten Wälder entstehen, welche an und für sich schon grofsen Nutzen bringen und das Klima für den Anbau von Kulturgewächsen und für den Ansiedler selbst günstiger gestalten möchten. Leider aber wird der heranwachsende Wald, namentlich im Gouvernement Baku, mit barbarischem Vernichtungstrieb immer wieder ausgehauen. Der Bewässerung grofser Strecken setzen neuerdings die Pächter der grofsen Fischereien heftigen Widerstand entgegen, da der Fischfang durch das von den bewässerten Feldern ablaufende Wasser leiden soll. Noch mehr, wenn der Bauer sich sein Landstück gepflügt hat und solches durch einen Damm gegen das Hochwasser schützen will, so erlauben ihm das wieder jene Pächter nicht, weil sich bei Hochwasser an solchen Stellen keine Seen bilden können, welche so reiche Beute geben. Bei solch unvernünftiger Wirtschaft gehen dem Lande Millionen verloren. Dem Unternehmungsgeist heranwachsender Geschlechter bleibt es vorbehalten, diese Schätze zu heben und sich das Hochwasser der Kura in gleicher Weise zu nutze zu machen, wie solches seit Jahrtausenden in Ägypten mit dem Nil geschehen.

2. Der Terek.

Während die Kura im kleinen Kaukasus entspringt, so haben dagegen die anderen grofsen kaukasischen Flüsse, der Terek, der Kuban und der Rion, ihr Quellgebiet in den Regionen des ewigen Schnees und Eises im grofsen Kaukasus, und zwar alle drei in der bedeutendsten Erhebung des grofsartigen Gebirgswalles, die man wohl auch mit dem Namen „Centralkaukasus" bezeichnet; es ist das die Strecke vom Elbrus bis zum Kasbek. Unter den drei genannten Flüssen ist wiederum der Terek der vornehmste, nicht durch die Länge seines Laufes, welcher mit 470—500 Kilometer etwa die Hälfte des Kuralaufs beträgt, wohl aber durch sein ausgedehntes Bassin, das über 52 000 Quadratkilometer umfafst. Er beherrscht also ein Gebiet, das noch um ca. 2000 Quadratkilometer gröfser ist, als das Königreich Griechenland. Seine zahlreichen Zuflüsse empfängt der Terek nicht nur von einem grofsen Teil der östlichen Kaukasuskette, mit welcher er in weiter Strecke fast parallel fliefst, sondern auch westwärts, weit bis zum Ostabhang des Elbrus streckt er seine Arme aus und holt sich von dort die gröfsten Wassermassen. Die höchsten Gipfel des Kaukasus und die vornehmsten Gletscher, wie Besingi, Karagom, Tana, Assau, Zei u. a. sind ihm tributpflichtig und eifrig bemüht, ihm ihre eisigen Ströme durch enggeschlitzte wilde Schluchten zuzuführen. Alle diese Zuflüsse sind in ihrem Oberlauf dem Terek auffallend ähnlich; einer und derselben grausig wilden Heimat entsprungen, sind es unbändige tolle Gesellen, welche sich in unheimlich dämonischer Kraft austoben, bis sie in die Ebene gelangen, wo ihnen kein Widerstand mehr geleistet wird, und nunmehr ein ruhigeres, gesetzteres Temperament annehmen.

Dem Terek, in russischen Akten auch Terk oder Terka genannt, giebt die einheimische Bevölkerung die Namen Diri, Lomechi und im Oberlauf Aragwa. Er entspringt den Gletschern des Kasbek in drei Quellflüssen, von welchen wieder der Resdon oder der eigentliche Quellbach aus der Trussoschlucht hervorkommt. Diese Schlucht wird im Norden vom Kasbek, im Süden vom Hauptkamm des grofsen Kaukasus und im Westen von dem Sattel begrenzt, welcher die Hauptkette mit dem nach Norden vorstofsenden Seitenkamm verbindet. Zu den eisigen Wassern der Gletscherbäche kommt der Thur, ein Mittelding zwischen Schaf und Reh, herab, um seinen Durst zu löschen; auf ihrem Grunde und an ihren Ufern, im wild übereinander gestürzten Gestein, findet man kostbare Bergkrystalle von seltener Gröfse und Klarheit, zu zauberhaften Gruppen vereinigt. Die Trussoschlucht geht an ihrem Ausgang in eine ziemlich breite Ebene über. Dafs hier einst ein riesiger Gletscher eingebettet war, ist unschwer zu erkennen; später mag an seine Stelle ein grofser See getreten sein, der sich bis zur Darialschlucht erstreckte. Nach dem Austritt aus genannter Schlucht gesellt sich dem Terek ein kleinerer Bruder bei, den die Osseten Urus-Don, d. h. weifses Wasser, nennen. Er kommt von Südwesten von dem verhältnismäfsig niedrigen Gudaurpafs (7977') herunter und setzt sich aus einer Reihe von kleinen Bächen zusammen, welche den steilen Abhängen zu beiden Seiten der grusinischen Heerstrafse entspringen und in silberweifs schäumenden Streifen zu Thal stürzen. Sie alle enthalten sehr viel Eisen und die zahlreichen Perlen, welche da und dort zur Oberfläche aufsteigen, verraten reichlichen Gehalt an Kohlensäure. Die kurze Strecke, welche dieser kleine Terek durchläuft, ist die gefährlichste auf der ganzen grusinischen Heerstrafse

und eine der gefährlichsten im Kaukasus überhaupt, glücklicherweise nur im Laufe einiger Wochen des Frühlings und Herbstes, wenn tagüber starkes Thauwetter eintritt. Da fallen hier alljährlich grofse Lawinen und sperren den Verkehr. Dann mufs der Bach sich unter den gewaltigen Schneemassen den Weg suchen, und, sich in dieselben einnagend, bildet er tunnelartige Gänge, indem er sich selbst überbrückt. Auf den Schneebrücken setzen noch spät im Sommer Menschen und Herden über das wilde Gewässer. Jene Lawinen sind eine so furchtbar grofsartige Naturerscheinung, dafs wir einige Augenblicke dabei verweilen wollen. Wenn der reichlich fallende Schnee noch nicht gefroren ist oder an der Sonne aufthaut, so verwandelt sich der kleinste Stein, die winzigste Eisscholle, die sich oben loslöst, in kürzester Zeit in eine mächtige Lawine und reifst den auf den glatten, abschüssigen Halden liegenden Schnee mitsamt dem lockeren Geröll und losen Erdreich mit hinab in das Thal. Eine solche Lawine erregt durch den gewaltigen Luftdruck einen Orkan, der im stande ist, einen schweren Wagen mit seinen Insassen von einem Rand der wohl 100′ breiten Schlucht auf den anderen zu schleudern. Alles, was unter die Lawinen gerät, ist natürlich rettungslos verloren. Glücklicherweise haben die dort oben stationierten Arbeiter gewisse Anzeichen, wann der Fall von Lawinen zu erwarten ist. Dann wird sogleich der Verkehr eingestellt. Überhaupt ist es in solch gefährlicher Zeit ratsam, die betreffende Strecke früh morgens zu passieren, wenn der Schnee an den Halden noch festgefroren ist.

Nachdem wir die Schrecken dieser grausigen Hochgebirgswelt hinter uns haben, folgen wir dem Lauf des Terek auf seinem rechten Ufer. Das Thal ist immer noch ziemlich breit, an den in gewaltigen Massen aufsteigenden

kahlen Bergen zu beiden Seiten des Flusses sind, Schwalbennestern vergleichbar, die Aule der Osseten und Berggrusiner angeklebt. Namentlich die ossetischen Aule sehen mit ihren Türmen wie rechte Raubnester aus, was sie einst auch wirklich waren. Von hier aus überfielen die Osseten die Wanderer, dort trugen sie das geraubte Gut zusammen, hinter ihren Mauern trotzten sie den Verfolgern und dem Arm der Gerechtigkeit. Friedlicher schauen zu uns da und dort alte Kirchlein herab, aus der Blütezeit des grusinischen Reiches stammend.

Die Osseten, welche sich selbst Ironen nennen, was auf ihre Zugehörigkeit zur arischen Völkerfamilie hindeutet, sind von manchen Forschern für nahe Verwandte der Germanen gehalten worden; andere wieder sahen in ihnen Asen, denjenigen verwandt, welche sich in Skandinavien angesiedelt, wieder andere hielten sie für Semiten (was wohl am weitesten von der Wahrheit liegen mag); auch wollen einige ihre Abstammung von den Medern herleiten. Das Richtigste ist wohl, dafs sie in ihrer jetzigen Gestalt ein Mischvolk aus Grusinern, Armeniern, Tscherkessen, Tataren und vielleicht auch Juden darstellen. Dafs sie, namentlich die südlichen Osseten, ein besonders schöner Stamm seien, kann man nicht sagen, dagegen gelten sie ihren geistigen Fähigkeiten nach als das begabteste der kaukasischen Bergvölker. Sie sind munter, gutmütig, freundlich; ihre Gastfreundschaft kennt keine Grenzen; witzig und redselig, lieben sie Gesellschaft und Trinkgelage, bei welchen Schnaps und Bier in Strömen fliefsen. Sie bewohnen das Thal des Terek bis hinaus in die Ebene und die Thäler der meisten seiner linksseitigen Zuflüsse; am Südabhang des grofsen Kaukasus haben sie sich an einigen vom Hauptkamm kommenden Zuflüsssen der oberen Kura angesiedelt.

Vor der Station Kobi taucht auch schon der blendend weiſse Kegel des Kasbek auf, welcher von der Station gleichen Namens einen herrlichen Anblick bietet, wenn er nicht sein majestätisches Haupt in Wolken und Nebel hüllt. In dieser erhabenen Natur, in dem groſsen grusinischen Dorfe Kasbek ruht einer der bedeutendsten grusinischen Dichter aus der Familie Kasbek, nach welcher das Dorf und der Berg benannt ist. Der Terek, welcher hier überbrückt ist, scheint noch ein verhältnismäſsig kleiner Fluſs zu sein, der aber bei einem Gefälle von 70—100′ auf den Kilometer schon eine gewaltige Kraft entwickelt. Wilder wird er zwischen Kasbek und Lars, wo sein Fall durchschnittlich 5—6′ auf hundert beträgt. Etwa 7 Kilometer unterhalb der Station Kasbek drängt sich der Fluſs durch die Darialschlucht und wird durch himmelhohe, senkrecht ansteigende und überhängende Felsen so sehr eingezwängt, daſs für die Straſse kein Platz mehr bleibt und diese in den Felsen gehauen werden muſste. Bei der Station Kasbek haben wir auf das linke Ufer übergesetzt und nachdem wir in langen Windungen zu bedeutender Höhe über den Fluſs uns erhoben, steigen wir am Beginn der Darialschlucht wieder zu ihm hinab. An der Brücke führt nach links der Weg zum Dewdorakigletscher, der selbst erst später von der Straſse aus auf kurze Zeit sichtbar wird. Dieser Gletscher hängt wie ein Gespenst des Schreckens über der engen Schlucht, welche er zum öfteren durch seine Abstürze Monate, Jahre lang versperrt hat. Unter dem Gletscher staut sich nämlich zu gewissen Zeiten das Wasser auf, und da der Gletscher, wie alle anderen, sich auf beiden Seiten nicht fest an den Felsen anschlieſst, sondern durch Sand und Geröll von ihm getrennt ist, so reiſsen sich manchmal die unteren Teile des Gletschers ab

und stürzen mit verheerender Gewalt hinunter ins enge Thal. Zum letzten Mal erfolgte ein solcher Absturz im Jahre 1832 und füllte die Schlucht in einer Höhe von mehr als 300′ aus[1].

Die Darialschlucht — das Thor der Alanen[2] – war seit uralter Zeit ein ungemein wichtiger Durchgangspunkt für Reisen von Rufsland nach Transkaukasien und Persien, sowie umgekehrt. Schon die griechischen und römischen Schriftsteller erwähnen die Caucasiae pylae. Hier war eine Handvoll Leute im stande, ein ganzes Volk aufzuhalten. Dabei war der Weg so schlecht, dafs an vielen Stellen die Menschen nur einzeln mit gröfster Lebensgefahr auf kaum fufsbreitem Pfad über schwindelndem Abgrund, in welchem der Terek tobte, auf allen Vieren kriechen mufsten. Dafs ein solcher Weg niemals als Strafse für die Wanderungen ganzer Völker dienen konnte, scheint mir über allen Zweifel erhaben. Als im Jahre 1799 der russische General Lasarew mit einem Regiment Jäger dem König von Grusien, Georgius XIII., zu Hülfe kommen wollte, brauchte derselbe zur Zurücklegung des kaum 200 Kilometer betragenden Wegs nicht weniger als 30 Tage. Da, wo der Pfad abgerutscht war, warfen die Soldaten ihre Mäntel in die Vertiefung und sprangen dann auf dieselben hinab; während die Kanonen an Stricken hinabgelassen wurden . . . Der ansässigen Bevölkerung, den Osseten, gab die grausige unfreundliche Natur des Thales willkommene Gelegenheit, ein systematisches Räuberhandwerk zu betreiben, und mit schwerem Geld mufsten sich die Reisenden den Durchlafs

[1] Näheres darüber findet der Leser in meinen „Kaukasischen Reisen und Studien“ (1896) S. 4/5.

[2] Ich bin versucht, diese Benennung so aufzufassen, dafs der Engpafs im Besitz der Alanen war, nicht aber, dafs sie mit dem ganzen Volke hier durchgegangen.

erkaufen. Unter der russischen Regierung ist die Sache anders geworden; jetzt herrscht fast völlige Sicherheit, eine herrliche breite Poststrafse vermittelt den lebhaften Verkehr, der freilich manchmal durch die verheerenden Überschwemmungen des Terek unterbrochen wird. Auch nach der unterdessen erfolgten Eröffnung der Bahn Baku—Petrowsk wird die grusinische Heerstrafse als der kürzeste Weg nach Rufsland immer noch ihre Bedeutung haben. Für die Sicherheit der Reisenden sorgen Kosakenposten, welche auch die Strafsenpolizei ausüben. Übrigens sind die unzuverlässigen Elemente alle aus der Schlucht entfernt und in der Ebene angesiedelt worden, namentlich sind die räuberischen Inguschen weit hinter den Terek versetzt worden.

Etwa 7 Werst vor Wladikawkas gelangt der Terek, zwischen hohen Bergen, die immer noch eine Höhe von 8000—10 000′ erreichen und mehr und mehr zurücktreten, in die Ebene und endigt damit seinen Oberlauf. Wie gewaltige Festungsmauern türmt sich, die unabsehbare Ebene nach Süden abschliefsend, das kaukasische Gebirge auf, die kahlen Felsen steigen hinter mäfsig hohen, bewaldeten Hügeln fast senkrecht auf. Wladikawkas, d. i. Gebieterin des Kaukasus, auch Terk-Kale, d. i. Terekfestung, genannt (die Bergvölker nennen's Kapkai), erstreckt sich, weitläufig gebaut, auf beiden Ufern des Flusses. Zwei Brücken führen über denselben. Die Stadt hat schöne Boulevards; sie zählt gegen 50 000 Einwohner. Als Endstation der russischen Bahn vermittelte sie bisher den Hauptverkehr für Landtransporte von Rufsland in den Kaukasus. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden Russen, Armenier und Juden; doch kommt aus den Bergen und aus der Kabarda hier allerlei Volk zusammen, welches ein wenig zuverlässiges Kontingent der Bevölkerung bildet. Von der oberen Terek-

brücke gewährt die direkt aus der Ebene (2346') aufsteigende Wand des kaukasischen Gebirges mit seinen schneebedeckten Gipfeln und dem Riesen Kasbek einen wunderbaren Anblick, einen der schönsten auf der weiten Mutter Erde.

Nach kurzem Lauf durch die Ebene mufs der Terek, welcher von Wladikawkas aus energisch die Richtung nach Nordwest einschlägt, als wollte er zum Schwarzen Meere eilen, noch das Karadaghgebirge durchbrechen, dessen höchste Gipfel sich hier zwischen 2400—3000' über dem Meer erheben und den Bergen der schwäbischen Alb in Württemberg an Höhe gleichkommen. Immer langsamer wird sein Lauf auf dieser Strecke, wo er von links den Ardon, die Bjelaja, den Uruch und die Malka aufnimmt, deren Wasser durch den Baksan mit dem Tschorok und Tschegem bedeutend vermehrt wird. Hier liegt die Kosakenstanitza Jekatherinograd. Die in der links vom Terek in der wasserlosen Steppe nomadisierenden Nogaier nennen die Gegend „Ceschtamak“, d. h. Vereinigung von fünf Flüssen. Da, wo die Malka sich mit dem Terek vereinigt, hat dieser schon das Karadaghgebirge umbogen und schlägt nun, diesem Gebirgszug parallel, die Richtung nach Osten ein. Fern und nah erheben sich in der weiten Ebene gröfsere und kleinere Kurgane als letzte Überreste der Völker, die hier durchgezogen oder zeitweise ansässig waren.

Die eben genannten Zuflüsse — alle haben in ihrem Oberlauf vollständige Ähnlichkeit mit dem Terek, sie kommen, wie dieser, von den grofsen Gletschern des grofsen Gebirges und eilen durch wilde, enge Schluchten, die grofsenteils kahl, teilweise auch bewaldet sind, hinab in die Ebene. Die Malka und der Baksan kommen von den Gletschern des Elbrus. Die erstere, deren Lauf 165 Kilometer beträgt,

entsteht aus zwei Quellflüssen, von denen der eine einen mächtigen, über 80′ hohen Wasserfall bildet. Obgleich der ungemein wasserreiche Baksan, den die grofsen Gletscher Assau und Terskol nähren, an Länge die Malka noch um 12 Kilometer übertrifft und selbst so grofse Gewässer, wie den Tschorok und Tschegem in sich aufnimmt, so wird er doch als Zuflufs der Malka gerechnet, was eigentlich umgekehrt sein sollte. Solche Versehen kommen ja öfters in der Geographie vor und ist einmal ein solcher Fehler aus mangelnder Kenntnis gemacht worden, so wird er durch Verjährung gewissermafsen sanktioniert. Die Malka, welche, wie der Baksan, aus dem Gebiet der Bergtataren kommt, bildet in ethnographischer Beziehung die nördliche Grenze der grofsen Kabarda, die von den Kabardinern, einem tscherkessischen Stamm, bewohnt wird, während der Uruch aus Digorien, dem Lande der Digoren, eines den Osseten nahe verwandteu Völkchens, kommt, der Oberlauf des Ardon aber von Osseten bewohnt ist.

Von Jekatherinograd an lenkt der Terek seinen Lauf in lehmigem weichen Boden nach Osten. So stürmisch er im Gebirge war, so träge wird er jetzt und sein Gefäll beträgt hier auf den Kilometer kaum 2′. Hinter seinem linken Ufer breiten sich die ungeheuren Steppen aus, welche hinter der Kuma dann in die astrachanischen Sandsteppen übergehen. Alle diese ungeheuren Ländereien waren einst ohne Zweifel Meeresgrund, ebenso wie nach Westen hin die stawropol-assowsche Niederung,‘ welche sich von Taman bis zum Manytsch hinzieht. Während aber diese reich an Gewässern und infolge dessen sehr fruchtbar ist, stellt sich uns hier das Bild der toten unfruchtbaren Einöde dar. Das fliefsende Wasser fehlt ganz und gar. Dagegen stofsen wir auf zahlreiche Tümpel und Seen mit salzigem Wasser. Nur

in den kleinen Vertiefungen, wo sich Schnee und Feuchtigkeit länger halten, treffen wir stellenweise grüne Weideplätze, auf welchen sich die Nomaden — Nogaier — mit ihren Zelten niederlassen. Der nordwestliche Teil der Steppe trägt mit seinem Flugsand, selbst im Frühjahr, völlig den Charakter der Wüste. Die Sanddünen, welche beständig ihren Platz wechseln, bedecken ein ausgedehntes Gebiet zwischen Mosdok und Astrachan; nach S.O. liegt die mit undurchdringlichen Salzsümpfen bedeckte Niederung von Kisljar. Rechts vom Terek dagegen ist fruchtbares Land. Hier erstreckt sich zwischen dem Terek und seinem rechtsseitigen Zuflufs Sünscha, die „kleine Kabarda“, bewohnt von einem Zweig der Adyghe oder Tscherkessen.

Der Terek spielte einst auf dieser Strecke eine grofse Rolle; an seinen Ufern lagen die festen Punkte, welche den russischen Heeren bei ihrem Vordringen in den Kaukasus als Rückhalt dienten. Solche festen Plätze ersten Ranges waren Jekatherinograd und Mosdok. Im erstgenannten Ort zeugt noch eine Triumphpforte aus Stein von den siegreichen Thaten des ersten kaukasischen Statthalters, des mächtigen Potjemkin. Wichtiger ist das Städtchen Mosdok (mit 13 000 Einwohnern), dessen Bevölkerung ein buntes Gemisch von donischen Kosaken, Armeniern, Osseten, Kabardinern etc. bildet. Mit goldenen Buchstaben ist auf den Tafeln der russischen Geschichte eingetragen eine weiter unten am Terek liegende Stanitza Naur. Dort waren eben Kosaken von der Wolga angesiedelt worden, als der krymsche Kalga Schabas-Girei mit einem Heerhaufen von 18 000 Mann herangezogen kam und den Ort zu erstürmen suchte. Zwölf Stunden dauerte der erbitterte Kampf, nach welchem die Tataren unverrichteter Dinge abziehen mufsten. Bei der heldenmütigen Abwehr wurden die Kosaken kräftig

unterstützt von ihren Weibern, welche die Feinde mit siedendem Wasser, mit heifsem Pech und Öl begossen und tapfer an der Seite ihrer Männer aushielten.

Auf der ganzen 250 Kilometer langen Strecke von Jekatherinograd bis Schelkosawodsk erhält der Terek keinen einzigen Zuflufs von der linken Seite; von rechts dagegen kommt eine gröfsere Anzahl von Gewässern, unter welchen die Sunscha das bedeutendste ist. Sie hat einen Lauf von nicht weniger als 165 Kilometer und nimmt selbst grofse Gebirgsflüsse, wie die Assa und den Argun aus dem Land der Tschetschener, die hinauf bis zum Grat des grofsen Kaukasus wohnen, auf. An der Sunscha liegt das Städtchen Grosno, welches einst ebenfalls ein wichtiger strategischer Stützpunkt für die russischen Unternehmungen gegen die Tschetschnja und die Bergvölker des Daghestan war. Das kleine Städtchen mit 6000 Einwohnern ist unverhofft zu grofsen Schätzen gelangt, und das Kosakenheer des Terekgebiets, dem die dortigen Ländereien gehören, bezieht von dort seit einigen Jahren sehr grofse Einkünfte von den Pächtern des naphthahaltigen Bodens. Von hier aus kann Baku möglicherweise eine bedeutende Konkurrenz erwachsen, denn schon haben an einigen Orten ergiebige Naphthafontänen geschlagen und Grosno konnte schon voriges Jahr während der Navigationszeit auf der Wolga, also in etwa acht Monaten, über 70 Millionen Pud Photogen verschiffen. An anderen Produkten wurden beispielsweise im Jahre 1895 nicht weniger als 365 000 Pud Erdwachs gewonnen.

Von Schelkosawodsk aus kann man die Strömung des Terek kaum mehr unterscheiden; er scheint eine stehende Wassermasse zu bilden, welche sich nun nach Norden hin ausbreitet. Hier kann der Flufs von kleinen Schiffen befahren werden, ist aber wenig belebt, da die Mündungen

sehr seicht sind. Grofse Schiffe müssen hier ihre Frachten auf kleinere umladen. Oberhalb des Städtchens Kisljar, das einst die einzige russische Stadt im nördlichen Kaukasus war und ausgedehnten Handel hatte, jetzt aber nur noch durch seinen Obst- und Weinbau berühmt ist, beginnt das Mündungsdelta des Flusses. Derselbe teilt sich hier in verschiedene Arme, von welchen der eine in östlicher, der andere in nördlicher Richtung die trägen Fluten zum Meer bringt. Das Delta hat in seiner gröfsten Breite eine Ausdehnung von ca. 115 Kilometer, ist sehr fruchtbar, aber wenig bewohnt, da es grofsen Überschwemmungen ausgesetzt ist. Die östliche Gruppe der Mündungsarme, welche in den Busen von Astrachan sich ergiefsen, besteht aus zwei Armen des „alten Terek“, welcher das Städtchen Kisljar durchfliefst, und dem „neuen Terek“. Die nördliche Gruppe bilden die Flüsse Talowka, Srednaja und Prorwa. Sie bringen die Hauptmassen des Terekwassers ins Kaspische Meer.

Der Flufs, welcher hier in seinem Unterlauf für gewöhnlich so zahm erscheint, wird zur Zeit des Hochwassers zum wilden, verheerenden Strom und hat beispielsweise im Jahre 1898 ungeheuren Schaden angerichtet und die Stadt Kisljar selbst ernstlich bedroht, indem er die zum Schutz der niedriger als die Mündungsarme liegenden Landschaft aufgeschütteten Dämme durchbrach. Die Unterhaltung dieser Dämme ist für die anwohnende Bevölkerung eine schwere Last. Von der Ausdehnung der Schutzbauten kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, dafs die Wälle, welche nur allein die Stadt Kisljar mit ihren Gärten sichern sollen, eine Länge von 25 Kilometer haben. Interessant ist es, dafs einen Teil der Dämme im Jahre 1815 französische Kriegsgefangene aufgeworfen und so Kisljar, die

Geburtsstadt eines ihrer bedeutendsten Gegner, des Generals Peter Bagration, der bei Borodino den Heldentod gefunden, vor der Gewalt des Terek haben schützen helfen.

3. Der Kuban[1].

Der höchstgeborene der vier grofsen kaukasischen Flüsse ist unstreitig der Kuban. Seine Wiege steht hoch oben im Reiche der Wolken an den Gletschern des Elbrus; er rühmt sich, der Sohn des gewaltigsten aller Bergriesen des Kaukasus zu sein. Der Hauptquellbach entspringt dem Gletscher Ullukam, ein anderer, der Chursuk, dem Gletscher Kukurtli und den benachbarten Eisströmen, ein dritter, der Utschkulan, den vom Elbrus nach S.W. gelegenen Gletschern des Nachar und der Gwandra. Diese drei gewaltigen Gebirgswässer vereinigen sich im Gebiete der Karatschai beim grofsen Aul Utschkulam, am Fufse eines steil abfallenden, mehrere hundert Fufs hohen Gebirgsvorsprungs, auf dessen Plateau das Schul- und das Krankenhaus von Utschkulam steht. Mit einer Länge von ca. 680 Kilometer nimmt der Kuban unter den vier Flüssen die zweite Stelle ein, hat aber ein weniger ausgedehntes Bassin, als der Terek; ein Gebiet von nur 48 906 Quadratkilometer ist ihm tributpflichtig, und zwar liegt der weitaus gröfsere Teil dieses Gebiets auf seinem linken Ufer. Auf der Karte sieht er sich an wie ein vielgewundener, einseitiger Baum, an welchem nach Westen hin zahlreiche kräftige Äste fast senkrecht, dem Stamm parallel in die Luft emporragen, während nach Osten hin nur kümmerliche Zweiglein in wagrechter Rich-

[1] Als Hauptquelle für diesen Aufsatz diente mir neben meinen Reisenotizen hauptsächlich das treffliche Buch von L. Apostoloff: Geografitscheski otscherk kubanskoi oblasti.

tung sich ausstrecken. Es hängt das damit zusammen, dafs das rechte Ufer fast in unmittelbarer Nähe des Flufsbettes zu beträchtlicher Höhe ansteigt und so die Wasserscheide sehr nahe heranrückt.

Kuban heifst der Flufs vom Orte Utschkulan an. Sein Name ist unzweifelhaft aus dem Hypanis der Alten entstanden. Bei den Tscherkessen wird er Psysch, d. i. „der Grofse“ oder „der Alte“ benannt. Im Altertum finden wir ihn meines Wissens zuerst bei Strabo, der ihn auch Anticites (Ἀντικείτης) heifst. Schon bei den Alten als sehr wasserreicher Strom bekannt, hat er in seinem Oberlauf ein sehr starkes Gefäll, welches im Mittel 1—2′ auf das Hundert beträgt. Bei der Eisenbahnbrücke von Newinnomysk, bei welcher Station der Mittellauf des Flusses beginnt, liegt sein Wasserspiegel, der in den Quellbächen bis 9000′ steigt, nur mehr ca. 1087′ über dem Meer; aber auch weiterhin, wo sein Gefäll nur noch mit 3,5′ auf den Kilometer angegeben ist, bewegt sich seine Wassermasse immer noch mit einer Schnelligkeit von 5—7′ in der Sekunde. Den eigentlichen Charakter des Gebirgsflusses behält er bis zur grofsen Stanitza Batalpaschinsk. Bis dahin hat er von links sehr bedeutende Flüsse aufgenommen, welche in Länge und Gröfse mit ihm wetteifern und durch hohe, steile Grate von ihm getrennt, ihm in nächster Nähe parallel fliefsen, bis es ihnen endlich eine kleine Lücke der Gebirgswand ermöglicht, unter einem scharfen, spitzen Winkel sich mit dem Hauptflufs zu vereinigen. Solche Flüsse sind der Dout und die Teberda mit ihren wildromantischen, mit herrlichen Wäldern mannigfaltiger Laubhölzer und namentlich der eleganten Abies Nordmanniana bestandenen, Thälern. Wie Tag und Nacht unterscheiden sich wunderbarerweise in ihrer Vegetation die so nahe aneinander gelegenen und

in einer Richtung dem Norden zustrebenden Flufsthäler; einen gröfseren Kontrast als zwischen den kahlen, felsigen Ufern des oberen Kuban und den paradiesischen Geländen der Teberda kann man sich nur schwer vorstellen. Hier hat wirklich die gütige Mutter Natur ihre Gaben sehr ungleich verteilt. Doch freilich, wenn auch die Abhänge, die fast allenthalben steil zu den beiden Ufern des Kuban abfallen, kein oder nur spärliches Wachstum tragen, so sind sie einigermafsen doch entschädigt dadurch, dafs sie in ihrem Schofse reiche Adern edler Metalle bergen, welche noch wenig angeschürft sind und der Ausbeutung harren. Zudem finden wir hier, trotz des rauhen Klimas, eine verhältnismäfsig dichte, dabei sehr bunt zusammengewürfelte Bevölkerung, die sich in zahlreichen Aulen niedergelassen; nirgends in den anderen Gebirgslandschaften des Kubangebiets ist eine solche Dichtigkeit vorhanden. Noch früher als die Teberda vereinigt sich der Dout mit dem Hauptflufs.

Schon nach Aufnahme der Teberda bei Chumara wird das Kubanthal etwas breiter, die dasselbe umrahmenden Berge treten weiter zurück. In vielgeschlungenen Mäanderlinien wälzt der Flufs seine Wasser hin, zahlreiche, langgestreckte Inseln bildend, welche bei jedem Hochwasser ihre Gestalt und oftmals auch ihren Ort verändern; nur selten sind sie durch Sträucher und Bäume gefestigt. Grüne Wiesen und wohlbebautes Ackerland umsäumen das immer noch tief eingegrabene Bett des Flusses.

Der eigentliche Mittellauf des Kuban beginnt, wie gesagt, bei der Eisenbahnstation und grofsen Kosakenstanitza Newinnomysskaja und wird bis zur Stadt Jekatherinodar gerechnet. Das rechte Ufer ist auf der ganzen Strecke ziemlich hoch, das linke Ufer zwar bedeutend niedriger, wird aber beim höchsten Wasserstand nicht überschwemmt.

Das Bett selbst ist sehr breit, manchmal bis zu 1 und 2 Kilometer; der Flufs bildet gewöhnlich nur eine schmale Rinne, bei Hochwasser aber durchwühlt er das sonst trockene Bett nach allen Richtungen und bildet unzählige Halbinseln und Inseln mit zahlreichen Seen und Tümpeln, an deren Ufer allerlei Gesträuch und Schilf emporwächst. Von dem Punkt an, wo er ausgesprochen die Richtung nach Westen einschlägt, wird er sehr zahm und sein Gefälle beträgt nunmehr nur noch einen Fufs auf den Kilometer.

In seinem Mittellauf nimmt der Kuban seine gröfsten Zuflüsse auf, und zwar wiederum von der linken Seite. Viele kleinere Zuflüsse, die einst dem Flufs ihre Gewässer zugeführt, sind jetzt vertrocknet; sie sind unter dem Namen „Jeriki“ bekannt, ihre Bette sind noch immer zu bemerken. Von den gröfseren nennen wir die Laba mit einem Bassin von nicht weniger als 8134 Quadratkilometer, während ihre Länge 250 Kilometer beträgt (die der „kleinen Laba“ 80 Kilometer). Ihre Ufer sind durch Fruchtbarkeit berühmt und nähren eine zahlreiche Bevölkerung. Die Dichtigkeit der Bevölkerung an der Laba mit 27,6 auf den Quadratkilometer ist die gröfste im Kubangebiet, wo im Mittel 16,6 Köpfe auf den Quadratkilometer kommen. Die Laba entspringt den Gletschern des Apzycha-Achapyr und einige ihrer Quellflüsse kommen aus gewaltigen Höhen von mehr als 10 000′. Kein Wunder, dafs sie in eiligem Laufe zur Ebene hinabsteigt, ein Gefälle von 24—25′ auf den Kilometer aufweist und ihre Wasser mit einer Schnelligkeit von 6—10′ in der Sekunde bewegt. Noch wilder als sie selbst ist freilich die „kleine Laba“ [1], welche mit ihrem Gefälle von 37′ auf den Kilometer zu den reifsendsten Gebirgs-

[1] Der gröfste Zuflufs der Laba ist der Fars mit ca. 100 Kilometer Länge.

strömen des Kaukasus gehört. Die Laba bildet im Oberlauf sehr enge Schluchten, breitet sich aber in der Ebene in viele Arme aus, die ein Terrain von 500—700′ Breite einnehmen. Ein 12 Kilometer langer Kanal von der Laba zu ihrem Zufluſs Tschamlyk bewässert viele Tausende Dessätinen von Steppenland. Unterhalb des Einflusses der Laba wird das linke Ufer des Kuban schon so niedrig, daſs bei Überschwemmungen das Uferland auf 4—10 Kilometer mit Wasser bedeckt wird und sich infolge dessen ausgedehnte Sümpfe bilden. Überhaupt nimmt das Überschwemmungsgebiet im Unterlauf des Kuban mehr und mehr zu.

Ein anderer groſser Zufluſs ist die „Bjelaja“, d. i. „die Weiſse“ (Länge 165 Kilometer, Bassin 4141 Quadratkilometer). Es ist das der schönste Fluſs im ganzen Kubangebiet; den Namen hat er von seinem reinen Wasser. Er entspringt dem Schugus und Oschten. Bei der Vereinigung seiner beiden Quellflüsse bildet sich ein enger Kessel, in welchem das Wasser „wallet und siedet und brauset und zischt“. Auch später bei der Stanitza Dacho drängt er sich durch eine enge Felsenspalte, so daſs man den Fluſs nur sehen kann, wenn man sich über die überhängenden Felsen vorbeugt. Hier sind die felsigen Ufer durch eine 20′ lange steinerne Brücke verbunden. Neben der Brücke ist ein ungemein malerischer Platz, welcher im Volksmunde den Namen „Manus-Richtstätte“ führt. Dort soll nämlich der letzte Imam, der grausame Mahomet Amin zu Gericht gesessen und die Schuldigen hinab in den tosenden Fluſs gestürzt haben. Im Unterlauf beträgt die Breite der Bjelaja etwa 40 Faden, und die reiſsende Strömung thut sich bis zur Einmündung in den Kuban durch groſsen Lärm kund. — Noch müssen wir unter den Zuflüssen den 180 Kilometer

langen Urup nennen, der den am Fufse des Gebirgszugs Abischir-Achub liegenden Seen entspringt. Bemerkenswert ist, dafs von der Mündung des Urup bis zur Laba auf einer Strecke von 150 Kilometern der Kuban fast keinen Zuflufs aufnimmt, weshalb hier die Steppe ungemein wasserarm ist. Weiterhin sind die Zuflüsse sehr zahlreich, aber unbedeutend und bilden mit ihren Armen ein ungeheures Labyrinth von Wasserläufen mit sehr sumpfigen Ufern.

Nach Aufnahme der grofsen Zuflüsse stellt sich uns der Kuban bei der Hauptstadt des Kubangebietes und des Kuban-Kosakenheeres als recht ansehnlicher Flufs dar, dessen Breite 120 Faden bei einer Tiefe von $1^1/_2$—4 Faden beträgt. Bei normalem Wasserstand wird die Wassermenge auf 60 Kubikfaden pro Sekunde berechnet. Die Stadt Jekatherinodar liegt auf einer Halbinsel, gebildet vom Kuban, der hier einen grofsen Bogen nach Süden macht. Aus dem freundlichen Grün zahlreicher Obstgärten, die hauptsächlich auf beiden Ufern eines alten Flufsarmes des Kuban, des Karassun, sich ausbreiten, ragen die Kuppeln und Dächer der höheren Gebäude hervor. Die Stadt, welche vor einigen Jahren das hundertjährige Jubiläum ihrer Existenz gefeiert, ist mit ihren 65 697 Einwohnern die drittgröfste im Kaukasus und bedeutend durch ihren Handel mit Getreide und Mehl.

Unterhalb Jekatherinodar giefst der Kuban seine Wasser bei Überschwemmungen nach rechts und links über die niedrigen Ufer auf ungeheure Strecken aus; hier bilden sich Unmassen von Seen, Buchten und Sümpfen mit zahlreichen Inseln. Das ausgetretene Wasser kann nicht mehr in das Flufsbett zurückgelangen, weil die Uferränder durch starke Ablagerungen von Schlamm und Sand sich mehr und mehr über die den Flufs umgebenden Landschaften

erhöhen. Der Flufs hat die Eigentümlichkeit, dafs er 4 bis 16 Prozent Schlamm mit sich führt, selbst bei normalem Wasserstand enthält er grofse Mengen desselben. Anstatt aber durch seinen Schlamm die Ländereien fruchtbar zu machen, wie das z. B. der Nil thut, richtet er infolge des erwähnten Umstandes den gröfsten Schaden an und macht ungeheure Gebiete unbrauchbar für die Landwirtschaft, erzeugt dabei durch die stehenden Wasser ein ungemein schädliches Klima. Aber auch die von den Bergen kommenden kleineren Flüsse können ihre Wasser nicht bis zum Kuban bringen, sondern verlaufen sich in der Steppe, ebenfalls Sümpfe bildend. Nur gröfsere Bergströme, wie die Bjelaja, der Ischisch und Psecups sind im stande, den vom Kuban aufgeworfenen Uferwall zu durchbrechen und sich mit demselben zu vereinigen.

Etwa 60 Kilometer unterhalb Jekatherinodar teilt sich der Kuban in zwei fast gleiche Ströme, die immer noch ein Gefäll von ca. 2—3′ auf den Kilometer haben, den eigentlichen Kuban, der die Richtung nach Westen beibehält, und die Protoka, welche zunächst den Lauf nach Norden einschlägt, um nach einer Strecke von ca. 50 Kilometer ebenfalls nach Westen zu fliefsen und bei Atschuew ins Asowsche Meer zu fallen. Die Protoka hat stellenweise, wo die Ufer eine Überschwemmung nicht zulassen, zu beiden Seiten sehr fruchtbares Land, bildet aber eine Menge Ausbuchtungen, Seen und Sümpfe; bei Überschwemmungen bringt sie, in ihr Bett zurückkehrend, aus den benachbarten Seen schlechtes, salziges Wasser mit sich, wodurch die Gesundheit der Anwohner, die das Wasser zum Trinken zu benutzen gezwungen sind, beträchtlich leidet. Auch geht dadurch eine Menge Fische zu Grunde. Früher hatte die Protoka nur eine Mündung ins Meer, seit den 80er Jahren

haben sich deren zwei gebildet, welche grofse Sandbänke aufwerfen; da das ruhige Meer der verhältnismäfsig immer noch starken Strömung eine Art Damm entgegensetzt, so versandet die Mündung mehr und mehr. Das Fahrwasser im Flufs beträgt hier 10′ und darüber, an der Sandbank aber nicht mehr als 2—5′, ein Umstand, der für die Schifffahrt und den Fischfang nur schädlich sein kann.

Der eigentliche Kuban hat sich seit dem Jahre 1819 wieder in zwei Arme geteilt, nämlich die Perewoloka, welche, westlich fliefsend, in die Achtanisowbucht sich ergiefst, und den alten Kuban oder die Dschiga, welche in südwestlicher Richtung in die Kubanbucht mündet. Nach den Forschungen Ponotschownis ergofs sich der Flufs früher in die Schimardanbucht im südöstlichen Ende des Tamanbusens, jetzt ist dieser Arm vertrocknet. Eine andere Mündung war der Antikites; sie ist jetzt durch eine langgestreckte Düne versperrt.

Obgleich der Kuban in Anbetracht der Menge, der Tiefe und Breite seines Wassers den gröfsten Flüssen Rufslands beigezählt werden mufs, so kann sich aus den oben angeführten Gründen keine Schiffahrt auf demselben entwickeln und hat eine solche eigentlich auch nie bestanden. Verschiedene Versuche fielen ungünstig aus, obgleich einige Dampfer die Stadt Jekatherinodar, ja sogar die Stanitza Tiflisskaja erreichten. Die geringe Tiefe der Mündungsbucht, die Sandbänke, die zahllosen Windungen des Flusses und eine Menge von seichten Stellen, an welchen sich Baumstämme und andere Gegenstände aufgestaut, stören die Schiffahrt. Ein Dampfer braucht von Jekatherinodar bis Temrjuk 16 Stunden, stromaufwärts aber 60 Stunden; doch sprechen sich alle Sachverständigen für die Möglichkeit der Regulierung des Fahrwassers aus. Dadurch würde eine Menge bebaubarer Ländereien gewonnen, das Klima ver-

bessert, die sogenannten „Jeriki“ mit frischem Wasser versehen, die Schiffahrt und die Fischerei gefördert. Die unternehmenden Bewohner mehrerer anliegenden Stanitzen haben auf einigen Strecken schon eine Regulierung des Flusses vorgenommen und grofsen Vorteil daraus gezogen. — Bei seiner schnellen Strömung friert der Kuban im Durchschnitt nur einen Monat im Jahre zu, nämlich Mitte Januar bis Mitte Februar.

Auf die buntgewürfelte Karte der dem Kuban in seinem Oberlauf anwohnenden Völker habe ich schon früher Gelegenheit gehabt hinzuweisen. Im Mittel- und Unterlauf gestaltet sich die Karte weniger bunt. Hier sind es hauptsächlich die Kosaken des Kubanheers, welche sich angesiedelt haben, und zwar wohnen Grofs- und Kleinrussen in seltener Einmütigkeit zusammen und haben sich völlig assimiliert. Meist sind sie freilich nach Stanitzen geteilt und wohnt das Gros der Grofsrussen hauptsächlich nördlich und östlich vom Kuban. Aber es giebt auch Stanitzen, wo beide zusammenwohnen.

Der Kubankosak ist von mittlerem Wuchs, schlank gebaut, die Gesichtsfarbe dunkel. Das Haar trägt er kurz geschoren. Die einstigen Haarschöpfe der Saporoger Kosaken vom Dnjeper sind schon seit Anfang des Jahrhunderts verschwunden, an die Stelle der früheren martialischen Schnurrbärte mit glattrasiertem Gesicht ist jetzt vielfach der Vollbart getreten. Die Frauen geniefsen zwar grofse Freiheit, werden aber meistens sehr roh behandelt, trotzdem dafs die ganze Wirtschaft in Haus und Feld auf ihren Schultern ruht. Dadurch entwickelt sich bei ihnen grofse Selbständigkeit und ein fast männlicher Charakter. In früherer Zeit, als die Stanitzen noch den Überfällen der Bergvölker ausgesetzt waren, haben die Frauen oft mit den

Waffen in der Hand ihren Männern zur Seite gestanden. Sobald die auf den Wällen aufgestellten Kanonen die Anmeldung des Feindes meldeten, wurden die kleinen Kinder in den Schutz der Kirche und ihrer Umfassungsmauern geflüchtet, während die Frauen und die älteren Knaben sich in die Reihen der Verteidiger stellten. — Die Kosaken heiraten sehr früh, mit 18—19 Jahren, verlassen dann aber auf lange Zeit den häuslichen Herd, um Kriegsdienste zu leisten. Die Sprache der Kubankosaken ist ein eigentümliches Gemisch von Klein- und Grofsrussisch. Die allgemeine Kleidung ist die lange Tscherkesska aus Tuch, darunter der Beschmet, eine Art langer, geschlossener Weste. Am Gürtel hängt der Dolch, auf beiden Seiten der Brust sind die sogenannten „Gasyri" zur Aufnahme der Patronen aneinandergereiht, den Kopf bedeckt eine niedrige Mütze aus Schaffell, die Füfse stecken in hohen Stiefeln. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem gewöhnlichen Rock, dem grofsrussischen Leibchen und einem Kopftuch, alles in möglichst bunten und schreienden Farben. In Charakter, Lebensart, Sitten und Gebräuchen sind die Grofsrussen ganz in den Kleinrussen aufgegangen.

Das Haus des Kosaken besteht in der Regel aus zwei Zimmern mit einem kleinen Balkon, das Dach aus Rohr oder Stroh, die Wände aus Schilf mit Lehm verschmiert, aus Holz und gestampftem Lehm, aufsen und innen sind die Wände mit Lehm bestrichen und mit Kreide geweifst, Fensterrahmen und Thürpfosten werden blau oder gelb bemalt. Der Kleinrusse hat in der Regel ein Gärtchen vor dem Haus, beim Grofsrussen fehlt solches, überhaupt sind zahlreiches Grün und Gärten ein Merkmal für die kleinrussische Bevölkerung. Die Häuser sind von einem grofsen Hof umgeben und die einzelnen Anwesen durch geflochtene

Zäune voneinander getrennt. Während in früherer Zeit die ungeheuren Landstrecken allgemeines Eigentum der Kosaken waren und sich jeder ansiedeln konnte, wo er wollte, erwies es sich mit der Zeit als notwendig, den einzelnen Kosakenfamilien, entsprechend ihrem Rang, einen bestimmten Privatbesitz zuzuweisen. Im Jahre 1848 wurden dem gemeinen Kosaken zur lebenslänglichen Nutzniefsung 30 Dessätinen Land pro Kopf angewiesen, den Oberoffizieren 200 Dessätinen, dem Stabsoffizier 400, dem General 1500 Dessätinen; seit 1870 ist der lebenslängliche Besitz erblich geworden. Von dieser Zeit sind grofse Ländereien durch Kauf das Eigentum von Personen geworden, welche nichts Gemeinschaftliches mit den Kosaken haben. Der Allgemeinbesitz hat sich nur noch in den Allmenden der Kosakenstanitzen erhalten. Das Leben in den Städten und im Heer entzieht den Kosaken vielfach seinem eigentlichen Beruf, dem Landbau; wer sich ein bifschen Geld erübrigt hat, geht unter die kleinen Beamten und sieht die Landbau treibenden Kosaken über die Achsel an. — Interessant für die deutschen Leser mag es sein, dafs sie bei der Station Newinnomyssk auf dem linken Ufer des Kuban in den Kolonien Welikoknjäscheskoje und Alexandrdar auch Landsleute finden können. Es sind das Mennoniten, welche aus dem Gouvernement Tauris und Jekatherinoslaw hierher gezogen sind. Diese Kolonien sind wohlhabend und zeichnen sich durch Ordnung und Reinlichkeit aus. Die Bewohner sind sehr nüchtern, solide und arbeitsam, gut geschult und beschäftigen sich mit Land- und Weinbau und Viehzucht. In einigen anderen, nahe gelegenen Kolonien wohnen deutsche Katholiken, welche hinter den Lutheranern weit zurückbleiben; ihre Wohnungen sind ärmlich und unreinlich, und leider ist die Trunksucht unter ihnen verbreitet. Andere deutsche Nieder-

lassungen, und zwar die ältesten im Kubangebiet, finden wir bei Eïsk. Sie wurden vor langer Zeit dort angesiedelt, um bei ihrer rationellen Wirtschaft den übrigen Einwohnern als Muster zu dienen. Von den Bergvölkern sind viele, soweit sie nicht in die Türkei ausgewandert, in der Ebene am Kuban und seinen Zuflüssen zwischen den Kosakenstanitzen angesiedelt worden. Wir finden da verschiedene tscherkessische Stämme, wie die Natuchaschen, Schapsugen, Bscheduchen, Abadsechen, Besleneer, Kabardiner, Abasiner, Nogaier u. a. Alle diese Völker leben nämlich in unansehnlichen Wohnungen, in unglaublich schmutzigen Aulen, welche von weitem unordentlichen Steinhaufen gleichen. Sie treiben etwas Ackerbau und Pferdezucht, lieben aber, wenn nicht die äufserste Not drängt, am meisten die Zeit mit Nichtsthun zu vertrödeln. Nicht kulturfähig, sind alle diese kleinen Völkerreste über kurz oder lang dem Untergang geweiht.

4. Der Rion.

Der Rion (der alte Phasis) hat vor allen kaukasischen Flüssen unstreitig den Vorzug, dafs er im Altertum schon sehr früh und häufig erwähnt, auch teilweise beschrieben wird. Seinen Namen finden wir doch schon bei Hesiod, also etwa 800 Jahre vor Christi Geburt. Und viele andere alte Schriftsteller wissen von ihm zu erzählen, wie Hecataeus, Scylax von Caryanda, Herodot, Hyppocrates, Xenophon, Aristoteles, Apollonius von Rhodos, Strabo etc. Dafs in ihren Berichten Wahres und Falsches gemischt ist und mancher Irrtum mit unterläuft, ist bei dem damaligen Stand der Geographie nicht zu verwundern. Dafs der Flufs mehr als die anderen kaukasischen Ströme bekannt und genannt war, liegt im Wesen der Sache, denn keiner war dem alten

Auslande so nah, wie gerade er; keiner war so zugänglich und so oft besucht, wie der Phasis. Dabei kann er sich auch dessen rühmen, dafs sich an seinen Namen ein reicher Kranz von Sagen knüpft, welche sich um die Hauptpersonen der Argonautensage, um Jason und Medea mit üppigen Auswüchsen der dichterischen Phantasie ranken, wobei — als wäre es ein moderner Roman — Gold und Gift eine grofse Rolle spielen. Das Wunderland, dessen schneebedeckte Berggipfel auf weite Ferne hin dem kühnen Pontusschiffer geheimnisvoll entgegenleuchteten, regte die Phantasie ungemein an, welche denn auch in den Sagen von Prometheus, von den Argonauten und den Amazonen reiche und wundersame Blüten trieb.

Der Rion, dessen Lauf man auf ca. 320 Kilometer berechnet, entsteht aus zwei grofsen Quellflüssen, die nach den Ortschaften Gebi und Glola benannt sind. Der Gebi-Zchale ist der gröfsere und westlichere; er kommt von den Gletschern des Hauptkamms zwischen dem Pasis-Mta und Edena und setzt sich hier aus drei Bächen zusammen, einem westlichen, nördlichen und östlichen, die die Form einer Gabel bilden, deren äufsere Zinken zum mittleren etwa unter einem halben rechten Winkel einfallen. Die höchstgelegene Quelle ist wohl die westliche am Pasis-Mta, deren Höhe nach Dr. Radde ca. 7000′ beträgt[1]. Ob der Name Pasis-Mta (mta bedeutet im Grusinischen „Berg“, vgl. den lateinischen Stamm mont) mit dem Phasis der Alten etwas zu thun hat oder ob hier ein zufälliges Zusammentreffen stattfindet, wage ich nicht zu entscheiden. Eines steht fest, dafs die Alten den Rion in den moschischen Bergen ent-

[1] Vgl. Radde, Reisen im mingrelischen Hochgebirge und seinen drei Längenhochthälern, Rion, Zchenis-Zchale und Ingur. Tiflis 1866. Ich habe dieser trefflichen Arbeit manche wertvolle Notizen entnommen. Der Verf.

springen lassen, mit anderen Worten, dafs sie die jetzige Kwirila für den Oberlauf des Phasis hielten. Es ist auch kaum denkbar, dafs jemand in alter Zeit im Thal des jetzigen Rion aufwärts vorgedrungen sein könnte, da die engen Schluchten und der damals dort herrschende Urwald, von welchem noch manche Spuren nachgeblieben sind, vielleicht auch wilde Völker, den Zugang verwehrten.

Nach Radde gleicht die Bauart der oberhalb Gebī liegenden Dörfer den suanetischen. Es ist ja immerhin möglich, dafs sich einmal hier Suanen angesiedelt haben, obgleich schwer zu erklären ist, wie sie dahin gekommen. Die nächsten Nachbarn auf dem Nordabhang des Hauptkamms sind die Bolkaren (Bergtataren) am Tscherek (Tschorok), von dessen Zuflufs, dem Kara-Ssu, ein im Sommer von Feldarbeitern und Viehtreibern viel begangener Pafs über die Gletscher des Gesewzik zum Gebi-Zchale führt. Dieser Gebirgsflufs eilt in bewaldeten Schluchten, in welchen Laubhölzer vorherrschen, bei einem mittleren Gefäll von 100—120′ auf den Kilometer in die Arme seines Rivalen, seines jüngeren und etwas kleineren Bruders, des Glola-Zchale, der seine Hauptwasser vom Mamison-Pafs herholt, von wo aus die ossetische Heerstrafse in die Ratscha und nach Mingrelien herabsteigt. Während der Gebi-Zchale in seinem Thal in gröfseren Ausbuchtungen da und dort menschlichen Ansiedelungen und Feldern Raum gewährt, tost der Glola-Zchale in enger Schlucht im dichten Urwald dahin, welcher ihn von der Baumgrenze an in seinen kühlen Schatten aufnimmt. Hier herrscht zuerst Nadelholz vor, später gesellen sich dazu Buchen, Rüster, Ahorn und Linden. Bei Glola, wo ein kohlensaures Wasser mit mäfsigem Eisengehalt der Erde entspringt, erweitert sich das Thal etwas, um sich bald wieder zu verengern. Im prächtigen Buchen-

wald am Magalchide-Platz vereinigen sich die beiden Quellflüsse zum ansehnlichen Strom in 3633′ über dem Meer. An dieser Stelle steht ein Duchan und mehrere Hütten in der Nähe einer Mineralquelle, die der von Glola ähnlich ist. Einen idealeren, stilleren und friedlicheren Winkel für einen Kurort kann man sich kaum denken; wer sich hier Hütten bauen möchte, könnte fern von dem Geräusch und dem Getreibe der Welt die herrliche Natur in vollen Zügen genieſsen. Bald erreichen wir im schönen Wald, den Fluſs zur Linken, die Ruinen von Zidro-Ziche, welches durch einen mächtigen Absturz der hochragenden Schieferfelsen zerstört ist. Kaum zwei Kilometer davon lichtet sich der Wald und wir sind in Uzera, einem Badeort. An seinen kohlensauren eisenhaltigen Quellen, deren Wasser sich sehr angenehm trinkt, suchen alljährlich im Hochsommer die Bewohner der Ratscha, von Letschgum und Imeretien Heilung; doch ist alles sehr primitiv eingerichtet und findet der Heilung Suchende schwer ein gutes Unterkommen. Hinter Uzera erweitert sich das Thal bis zur Ebene von Oni mehr und mehr. Frischgrüne Weingärten und wohlbebaute Felder säumen die Straſse ein und steigen zu hohen bewaldeten Bergketten hinan, welche das Thal einschlieſsen. In Oni zieht das am nördlichen Ende des Orts gelegene Judenviertel unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die kleinen, eng aufeinandergebauten Holzhäuschen mit ihren niedrigen und schmalen, im maurischen Stil gehaltenen Thürchen gruppieren sich um eine stattliche, aus Stein gebaute Synagoge. Die hiesigen Juden, welche sich früher ausschlieſslich mit Handel beschäftigten, wenden sich neuerdings vielfach dem Ackerbau zu und bilden so ein interessantes Pendant zu den Bergjuden des Daghestan (vgl. mein Buch: Aus dem Kaukasus, S. 179 ff.). Die Hauptbevölkerung des

Orts, in welchem der Kreischef der Ratscha residiert, wie überhaupt des Rionthals und seines Bassins bis zum Einflufs des Zcheni-Zchale, bilden die Imeretier, welche aufserdem noch das Bassin der Kwirila bewohnen. Sie sind mit 423201 Individuen beiderlei Geschlechts der numerisch stärkste Stamm der kartwelischen Gruppe. Es ist ein schöner Menschenschlag von mittlerem Wuchs, schlank gebaut, mit regelmäfsig feinen Gesichtszügen, edelgeformter Nase. Von gutmütigem Charakter, sind sie freundlich im Umgang, sind ehrlich, sparsam und fleifsige Arbeiter. Das Leben in den Städten allerdings, wo ein guter Teil der Imeretier als Dienstboten, namentlich als geschickte und saubere Köche, ihren Unterhalt suchen, während die Weiber das Feld bebauen, hat einen verderblichen Einflufs auf sie ausgeübt. Und wenn die Imeretier von ihren Nachbarn, den Mingreliern, allerlei Anekdoten erzählen, welche deren Virtuosität im Stehlen darthun, so bleiben sie selbst, wenn sie einmal Stadtluft eingeatmet, in dieser Beziehung selten hinter jenen zurück.

Nachdem der Rion bei Oni von links zwei gröfsere Zuflüsse, nämlich die Garula und die gröfsere Dschodschora, deren Quellen dem Chalazza (12915′) und Sikara (12560′) entspringen, aufgenommen, schlägt er die Richtung nach Westen ein. Die Abhänge des sich bald erweiternden, bald wieder verengenden Thals sind bewachsen, stellenweise starren aber auch, namentlich auf dem rechten Ufer, kahle, grotesk geformte Felsen zum Himmel empor, besonders, je näher wir Alpano kommen. Etwa auf halbem Wege, bei Zesi, schauen rechts die Ruinen eines alten Schlosses auf uns herab, näher zu Alpano liegen auf steiler Höhe die Überreste des Klosters Udabno. Die Strafse windet sich an den steilen Abhängen zwischen Gebüsch und niedrigem

Wald in vielgeschlungenen Linien hoch hinauf über den Flufs, um bei Alpano wieder zu demselben hinabzusteigen. Kurz hinter letzterem Ort wendet sich der Flufs nach Süden, in engen, ungemein romantischen Schluchten das Kalkgebirge durchnagend; die Strafse ist oftmals in die Felsen eingehauen, welche viele Hunderte von Fufsen über uns drohend hereinragen. Später wird das Thal immer weiter, gutgepflegte Maisfelder und Weingärten verdrängen mehr und mehr Strauchwerk und Wald, welche sich auf die weiter zurücktretenden Berghalden zurückziehen. Nachdem wir von Oni etwa 100 Kilometer auf guter Strafse zurückgelegt, gelangen wir in das uralte Kutais, die Hauptstadt von Imeretien, welches viele mit dem Aia der Argonautensage identifizieren und welches im 6. und 7. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung unter dem Namen Kutatisium in den Kämpfen zwischen Persern und Römern sehr oft genannt wird. Von 1660—1770 war es, wie ganz Imeretien, in den Händen der Türken und wurde ihnen von den Russen abgenommen. Jetzt ist die Stadt der Sitz eines Militärgouverneurs und hat eine Bevölkerung von 32492 Seelen. Hochinteressant ist der alte Stadtteil, welcher über der obern Rionbrücke ansteigt. Leider sind die Ruinen der alten Festung, der herrlichen Kirchen und anderer stattlicher Gebäude nur spärlich erhalten. Von besonderer Pracht zeugen die Überreste der alten Kathedrale, welche nach fast 700jährigem Bestand im Jahre 1692 von den Türken zerstört wurde. Die Stadt ist 600′ über dem Meer sehr hübsch gelegen und verschwindet fast ganz in Gärten mit üppigster Vegetation. Auch die nächsten Umgebungen bieten interessante Ausflüge in prächtiger Landschaft zu den Klöstern Gelati, Mozameti, zu den Steinkohlenlagern von Tkwibuli etc.

Von jetzt an tritt der Flufs in die Ebene und wendet sich bald nach Aufnahme des linksseitigen grofsen Zuflusses Kwirila (120 Kilometer Länge) nach Westen. Die Kwirila entspringt im imeretisch-meschischen oder imeretisch-grusinischen Scheidegebirge aus dem See Zoni, in einer Höhe von 5560′. Der Flufs ist berühmt dadurch, dafs er im Altertum mit dem Phasis verwechselt worden und dafs in seinem Thale bis Scharapani (die alte Festung Sarapanis) die grofse Strafse von Phasis (Poti) nach dem Thale der Kura führte; es sollen sogar Lastschiffe bis zur genannten Festung gegangen sein. Auch jetzt folgt die Eisenbahn dieser alten Strafse, geht aber von Scharapani, wo die aus dem an landschaftlichen Reizen so reichen obern Thal der Kwirila kommende Zweigbahn in die Hauptbahn einmündet, im Thal eines Zuflusses weiter. Die Zweigbahn bringt von Tschiaturi und anderen Orten die wertvollen Manganerze, welche hier jährlich in einer Menge von 9—10 Millionen Pud erbeutet werden. Tschiaturi allein liefert gegen zwei Millionen Pud.

Nach der Kwirila nimmt der Rion von links keinen bedeutenderen Zuflufs mehr auf, dagegen erhält er vom Hauptkamm von rechts durch den Zcheni-Zchale, den Techur und einige andere kleinere Zuflüsse eine Verstärkung seiner Gewässer. Der Zcheni-Zchale hat einen Lauf von ca. 150 Kilometern. Er entspringt in nächster Nähe der Rionquellen und der Quellen des Ingur. Sein Oberlauf im dadianischen Suanetien gehört, was Grofsartigkeit der Landschaft und Üppigkeit des Wachstums anbelangt, zu dem schönsten, was man im Kaukasus sehen kann. Auch dem Ethnographen bieten die dort liegenden Ortschaften der Suanen nicht wenig Interesse (vgl. Aus dem Kaukasus, S. 127 u. ff.). Bei meiner diesjährigen Reise fand ich, dafs in den letzten zehn Jahren die Wege sich bedeutend ver-

bessert haben und weniger gefahrvoll sind als früher. Auch hat sich die früher so ärmliche Bevölkerung zu einem gewissen Wohlstand erhoben. Das hat sie in erster Linie einer russischen Holzfirma zu verdanken, welche im abgelegenen wilden Thal ein Comptoir errichtet hat und aus den reichen Wäldern die Stämme auf dem Zcheni-Zchale flöfst. Durch diese Arbeit und das Fällen des Holzes haben die Bewohner einen jährlichen Verdienst von mehr als 60000 Rubel.

Vom Einflufs des Zcheni-Zchale tritt der Rion in die Landschaft Mingrelien, welche früher dem Fürsten Dadian unterthänig war. Die Bewohner sind ebenso, wie ihre nahen Verwandten, die Imeretier, ein schöner Menschenschlag; namentlich die mingrelischen Frauen geniefsen den Ruf grofser Schönheit. Durch den Verkehr mit anderen Völkern ist der Mingrelier sehr umgänglich geworden, hat gute Manieren und ist unternehmend. Von Natur gutmütig, wird er bei seinem feurigen Temperament leicht hitzig und ist, einmal beleidigt, ungemein rachsüchtig. Dabei geniefst er den zweifelhaften Ruhm eines ungemein gewandten und erfinderischen Diebes.

Nach Vereinigung mit dem genannten Flufs wird der Rion bei Orpiri für Dampfschiffe zugänglich und wurde bis zur Eröffnung der Eisenbahn Poti-Tiflis fleifsig von Dampfern mit drei bis vier Fufs Tiefgang befahren; seitdem aber verkehren nur noch sogenannte „Kajuken“, d. h. gröfsere Boote.

Landschaftlich bietet die mingrelische Niederung wenig Reize. Ausgedehnte Maisfelder wechseln mit ungesundem Walde, meist Eichen, ab. Die Dörfer sind sehr weitläufig gebaut, die Häuser stehen auf Pfählen zum Schutz gegen Feuchtigkeit. Im Süden schliefsen die gurischen Berge, welche die Batumer Bahn durchschneidet, den Horizont ab, im Norden die steil abfallenden mingrelischen Berge. Die

Niederung wird namentlich von der Station Tschalodidi sehr sumpfig, ist sehr fiebrig und ungesund. Parallel mit dem Rion und südlich von ihm fliefst die Petschora und mündet in den See Paleostoma. Ein anderer Parallelflufs im Norden ist der Choni, der bei Redut-Kale ins Meer fällt. Dieses war einst der Haupthafen Rufslands bis zum Frieden von Adrianopel 1829, in welchem Poti an Rufsland fiel. Vorher war zur Verbindung des Choni mit dem Rionthal, soweit es zu Rufsland gehörte, der sogenannte Ziwa-Kanal gebaut, welcher aber seit Eröffnung der Eisenbahn zugeworfen wurde.

Der Rion hat ein sehr veränderliches Niveau[1]. Es kam z. B. im Jahre 1842 vor, dafs er bei Kutais 17½′ über seinen gewöhnlichen Wasserstand sich erhob, wobei die Schnelligkeit der Strömung 12—15′ in der Sekunde betrug. Bei geringem Wasserstand hat er in genannter Stadt eine Breite von 18—30 Faden bei geringer Tiefe. Unterhalb der Stadt führt eine 134 Faden lange Brücke über den Flufs. Bei Orpiri teilt er sich in zwei Arme, die sich bei Hochwasser vereinigen; von hier an macht der Rion zwischen mäfsig hohen, aber steilen Ufern eine Menge Windungen. Die Ufer sind hier von dichtem Eichenwald bestanden, dessen Stämme bei Hochwasser zu Hunderten entwurzelt vielfach in das Fahrwasser fallen. Noch einmal bei Poti überschreitet die Eisenbahn den Flufs auf einer 90 Faden langen Brücke. Hier hat er eine Tiefe von 10—25′, bei einer Schnelligkeit der Strömung von 1—12′ in der Sekunde. Unterhalb der Brücke teilt er sich wieder in zwei ungleiche Arme; der eine führt etwa ein Drittel seines Wassers ins Meer, der andere mündet weiter südlich bei Poti. Die Breite des kleineren Arms beträgt 50—60 Faden bei einer Tiefe von 8—24′, die Breite des gröfseren Arms 70—90 Faden

[1] Vgl. Gersewanoff: Gydrographia Kawkasa.

bei einer Tiefe von 8—20′. Die von beiden gebildete Insel ist nicht bebaut und trägt nur auf ihrer Südspitze den Leuchtturm. Die Umgebungen von Poti sind ebenfalls sehr sumpfig; durch Anlage von Kanälen könnte eine Menge des fruchtbarsten Landes gewonnen und das ungemein fiebrige Klima verbessert werden. Der Fall von der Station Rion bei Kutais bis Poti beträgt auf einer Strecke von ca. 135 Kilometern fast 48 Faden, also fast 0,3 Faden pro Kilometer; bei normalem Wasserstand hat man die Menge des Wassers im Fluſs vor seiner Teilung auf 64,8 Kubikfaden in der Sekunde, bei mittelhohem Stand auf ca. 96 Kubikfaden pro Sekunde bemessen.

Da der Rion eine Menge Schlamm mit sich führt, so ist es nicht zu verwundern, daſs er an seiner Mündung groſse Sandbänke anhäuft und die Tiefe des Fahrwassers sich bedeutend verringert (bis zu 5′, ja bis 2 und 3′). Infolgedessen ist bei bewegtem Meer die Brandung eine sehr starke, so daſs Schiffe nicht in den Fluſs einfahren können. Da dieser jährlich bis zu einer Million Kubikfaden Schlamm an der Mündung ansetzt, so erklärt es sich, daſs das Ufer südlich von Poti alljährlich um mehr als zwei Faden ins Meer hinausrückt, im Norden sogar bis zu sechs Faden. Dort, wo jetzt der Leuchtturm weit landeinwärts steht, war zu Anfang des Jahrhunderts noch das Meer in einer Tiefe von 50′. Die alte türkische Festung, in welcher jetzt der Stadtgarten sich ausbreitet, lag vor 300 Jahren am Meeresufer, ist jetzt aber fast zwei Kilometer von demselben entfernt. Die gleiche Wahrnehmung eines Vorrückens des Ufers machen wir an den Mündungen des Terek, der Kura und anderer. Bei der Kura betrug dasselbe in 60 Jahren ca. $3^1/_2$ Kilometer.

Anhang.

Neueste Nachrichten über den Stand der Bevölkerung des Kaukasus

(vgl. mein Buch: „Aus dem Kaukasus“ S. 35—52: Die Völker des Kaukasus nach ihrer ethnologischen Klassifikation).

Als ich im Jahre 1892 in meinem Buche „Aus dem Kaukasus“ das Gebiet der kaukasischen Länder mit beiläufig 10 000 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von ca. 7 Millionen angegeben hatte, machte die Kritik darauf aufmerksam, dafs erstere Zahl zu hoch gegriffen sei; sie beträgt in Wirklichkeit 8501,934 Quadratmeilen. Die Bevölkerung hat seitdem beträchtlich zugenommen und weisen die letzten statistischen Tabellen vom Jahre 1897 einen Bestand von 9 248 695 Seelen (4 891 504 männlichen und 4 357 641 weiblichen Geschlechts) auf, so dafs die mittlere Dichtigkeit der Bevölkerung auf den Quadratkilometer nunmehr etwas über 22 Köpfe beträgt. Die dichteste Bevölkerung finden wir in den Gouvernements Eriwan und Kutais mit ca. 30 Köpfen auf den Quadratkilometer; die geringste Dichtigkeit im Gebiet von Kars mit ca. 11 Köpfen pro Quadratkilometer. Die Bevölkerungszunahme beträgt in den letzten Jahren 1,4 % und bewegt sich zwischen 0,2 % im Daghestan bis 2,2 % im Gouvernement Stawropol.

Überall steht die Zahl der Weiber weit zurück gegen die Zahl der Männer. Eine Ausnahme machen nur z. B. die Kasikumyken im Daghestan (23 746 Männer gegen 24 570 Weiber) und einige kleine lesghische Stämme. Ich berichtige nun an der Hand der neuesten Daten die früher angegebenen Zahlen.

A. Weifse Rasse.

I. Die indoeuropäische (arische) Völkerfamilie.

1. Slaven:	
Russen	2 917 379
Polen	14 338
2. Deutsche	34 623
3. Romanen:	
Franzosen	18 (?)
Moldauer	1 206
4. Pelasgischer Stamm:	
Griechen	55 707
5. Iraner:	
Perser	13 068
Taten	1 246 683
Talyschen	50 510
Osseten	166 445
Kurden	100 043
6. Armenier	970 656
7. Indier:	
Zigeuner	725

II. Semiten.

Juden	42 198
Aissoren (Chaldäer)	2 372

III. Die eigentlichen kaukasischen Völker.

1. Die kartwelische (iberische) Gruppe:
   a) Grusiner:
      Eigentliche Grusiner 385 681
      Tuschen 5 624
      Pschawen 9 155
      Chewsuren 6 560
      Mtiuler (Berggrusiner) 2 324
      Immerethier 423 201
      Gurier 76 095
      Adscharen 59 516
      Ingiloier 8 727
   b) Mingrelier 213 030
   c) Lasen 1 781
   d) Suaneten 14 035
2. Die westlichen Bergvölker:
      Abchasen 60 445
      Kabardiner und andere Tscherkessen 187 487
3. Die östlichen Bergvölker:
      Tschetschener 283 421
      Kisten 6 150
      Inguschen 30 003
      Lesghier:
         a) die avarisch-andische Gruppe 194 918
         b) die darginische Gruppe . 123 756
         c) Küriner 173 328
         d) isolierte Völker, deren Verwandtschaft mit den Lesghiern fraglich 96 731
         e) Uden 7 301

B. Mongolische Rasse.

I. Turkvölker.

Adjerbeidschanische Tataren . .	1 139 659
Türken	70 225
Turkmenen	8 893
Karapapachen	24 134
Nogaier	7 556
Truchmenen	19 000
Kumyken	92 357

II. Reine Mongolen.

Kalmyken	10 000

III. Finnen.

Esthen und Mordwinen	1 382

Auf die verschiedenen Religionen und Konfessionen verteilt sich die Bevölkerung folgendermaſsen:

Orthodoxe	4 076 173
Sektanten	121 824
Armenisch-Grigorianische Kirche .	979 566
Katholische Armenier	34 008
Römisch-Katholische	18 101
Lutheraner	25 490
Juden	45 959
Mohammedaner:	
Sunniten	2 021 334
Schiiten	884 131
Jesiden	14 979
Verschiedene andere Religionen .	20 311

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

